Meyers

Klassiker-Ausgaben

in

150 Bänden.

Schillers Werke.

Vierzehnter Band.

Schillers Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Bellermann.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Kleinere historische Aufsätze.

Bearbeitet

von

Theodor Kükelhaus.

Einleitung des Herausgebers.

Nach dem Plane unserer Ausgabe vereinigt der 14. Band die sogenannten „Kleineren historischen Aufsätze" Schillers mit Ausnahme der in den 7. Band aufgenommenen Antrittsvorlesung. Die Aufsätze sind, mit möglichster Wahrung der zeitlichen Folge, nach ihrer sachlichen Zusammengehörigkeit geordnet.

Philipp II. Schillers historische Schriftstellerei beginnt mit einer Übersetzung, der Bearbeitung von Merciers Charakterbild „Philipp II." Die Schrift ist gleichzeitig und in engem Zusammenhang mit dem zweiten Akte des „Don Karlos" entstanden, dem sie auch in der „Thalia" vorgedruckt ist. Schillers Beschäftigung mit dieser Arbeit ist nicht ausdrücklich bezeugt, kann aber nur in das Ende des Jahres 1785 fallen, weil die Bogen, auf denen die Übersetzung gedruckt ist, gerade damals fertig wurden. Auch die innere Verbindung mit dem „Don Karlos" läßt sich nur mittelbar erschließen. Philipps Charakter ist in dem zweiten Akte der Thaliafassung noch in dem gleichen Geiste geschildert, wie der Dichter ihn bei seinen ersten Quellen Réal, Brantôme und, erst vor kurzem, bei Mercier gefunden hatte. Noch während er aber an dem Akte dichtete, lernte er den König aus Watsons Buch ganz anders kennen und sah nun sofort, daß seinem Philipp und Alba „wichtige Reformen" drohten. Der Akt war aber schon zu weit gediehen, um von dieser Wandlung in Schillers Auffassung noch eine entsprechende Änderung zu erfahren, zumal da sein Abschluß sehr drängte. Der Dichter vollendete ihn daher mit dem Bewußtsein, die Farben im Charakter Philipps zu stark aufgetragen zu haben. So mochte er wohl das Bedürfnis empfinden, seine grelle Zeichnung durch Berufung auf die Quellen zu rechtfertigen; er konnte das um so mehr thun, als Mercier bei der Veröffentlichung seines „Dramatischen Gemäldes" (vgl. S. 35, Anm. 3) ebenso verfahren war. Wenn er darum den ersten Akt schon mit erklärenden geschichtlichen Noten begleitet hatte, so leitete er den zweiten

durch Mitteilung seiner historischen Grundlage, d. h. eben jenes Mercierschen Charakterbildes, ein.

Schiller verfolgte somit bei der Bearbeitung dieses Aufsatzes lediglich ein dichterisches Interesse; der Gedanke, damit einen ersten Versuch auf dem Gebiete der Geschichte zu liefern, lag ihm völlig fern.

Die „Verschwörungen". Anders steht es schon mit seiner zweiten historischen Arbeit, der Herausgabe der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen. Lange bevor er den Plan dazu faßte (im August 1786), hatte er sich in dem Wunsche, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen, nach einigem Schwanken zwischen der Medizin und Geschichte endlich für diese entschieden. Seitdem war sie ihm durch eifrige historische Lektüre so vertraut und teuer geworden, daß er sich im stillen bereits mit der Idee des „Abfalls" und wohl gar des „Dreißigjährigen Krieges" trug.[1]

Das erste ausdrückliche Zeugnis für das neue Unternehmen besteht in einer „Ankündigung", die am 18. Oktober 1786 in der „Gothaischen gelehrten Zeitung" erschien. Da hieß es, offenbar aus Schillers Feder: „Leipzig. Künftige Ostermesse 1787 wird hier im Crusiussischen Verlage herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neuern Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller. Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwei Bänden bestehen wird, Anteil haben, nahmen bei der Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß, als auf das Interesse des Details und der Charaktere, und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Bloß politische Revolutionen werden ausgeschlossen sein, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgend eine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ohngefähr ein Alphabet stark, herauskommen."

Man sieht, den Dichter leitete bei der Aufgabe, die er sich mit den „Verschwörungen" stellte, ursprünglich noch mehr das psychologische Interesse des Philosophen als das des Geschichtschreibers. (Vgl. Bd. VI, S. 172.) Als er sich jedoch thatsächlich an die „Verschwörungen" machte, griff er mit dem „Abfall der Niederlande", den er für sich wählte, gerade eine Revolution von höchster geschichtlicher Bedeutung heraus. Als

[1] Vgl. Bd. VI, S. 170 ff.

solche hat er sie bekanntlich auch behandelt. Wir haben in der Einleitung zum „Abfall“ geschildert (Bd. VI, S. 205), wie dieser über den gesteckten Rahmen allmählich ganz hinauswuchs. Dadurch verzögerte sich die Herausgabe der „Verschwörungen“ aber weit über den ursprünglichen Termin. Im September 1787, also ein volles Jahr nach der ersten Ankündigung, berechnete Schiller: „Auf Michaelis können die ‚Verschwörungen‘ freilich nicht werden, aber auf Neujahr gewiß.“ Am 3. November waren die beiden ersten — „14 Bogen, 2 Seiten“ — gedruckt. Da aber stockte die Arbeit von neuem. Zwar quälte Crusius den Dichter „um mehr Verschwörungen“, und dieser drängte seinen Freund und Mitarbeiter Huber wiederholt, an eine neue Verschwörung zu eilen. „Wähle aber ein interessantes Süjet und laß es nicht über 10 Bogen wachsen.“ Inzwischen aber war er selbst mit seinem „Abfall“ schon so weit gekommen, daß er ihn von den „Verschwörungen“ trennte und diese für seine Person zunächst ganz liegen ließ. Freilich gewann er gleichzeitig seinen Schwager Reinwald für die Mitarbeit an der Sammlung und glaubte seinem Verleger deshalb für die nächste Ostermesse zuverlässig auf das Erscheinen der „Verschwörungen“ Hoffnung machen zu können. Wieder aber kam ein Aufschub, weil der „Abfall“ nicht fertig wurde und beide Werke gleichzeitig erscheinen sollten. Reinwald erhielt daher für seine Verschwörung der Pazzi bis Johannis Ausstand. Am 9. Juli bestätigt ihm Schiller den Empfang seiner Arbeit mit den Worten: „Habe Dank, lieber Bruder, für die Pünktlichkeit, mit der Du mir Wort gehalten hast. Deine Akkuratesse setzt mich in den Stand, den ersten Teil meiner ‚Verschwörungen‘ zeitiger erscheinen zu lassen, als es mir anfangs geschienen hat. Ich denke, zu Ende Augusts sollst Du Geld und Exemplare empfangen.“ Er fügt zugleich sein Urteil bei: „Mit Deiner Verschwörung bin ich recht zufrieden. Sie ist einfach, gedrängt; ein bißchen weniger Gewissenhaftigkeit und historische Treue hätte sie vielleicht anziehender gemacht, und um deswillen hätte ich sie Dir vergeben. So aber hat sie das Verdienst strenger Wahrheit, und dem muß der Flitterruhm des andern weichen.“ Er bat ihn dann noch, bald wieder eine Rebellion oder Verschwörung für ihn auszuarbeiten, und schlug ihm „die von Stenon in Schweden oder die Pulververschwörung in England“ vor. Gleich darauf ging das Manuskript an Crusius mit dem Versprechen ab, ihm die vierte Verschwörung zeitiger zu liefern, als er es ihm nach den bisherigen Verschwörungen zutrauen würde. Aber es kam anders. Abspannung nach der harten Arbeit am „Abfall“, kleinere

„Journalistenarbeiten", Lektüre in den alten Klassikern und anderes mehr zogen ihn von seinem Vorhaben ab. Er schrieb daher am 10. Oktober, als er seinem Verleger die letzten Drucksachen für den „Abfall" ankündigte: „Die ‚Verschwörungen' werde ich mit einer kleinen Nachricht versehen, welche das Zurückbleiben der vierten Verschwörung, die dazu bestimmt war, entschuldigen soll."

Dem entsprechend enthielt der erste Band der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen", der Ende Oktober erschien, nur drei Verschwörungen. Folgende „Nachricht" ging ihnen voraus: „Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko gegen Genua, bestimmt, welche aber wegen Mangel des Raums zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Réal übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde. S."

Hätte Schiller einen vierten Aufsatz damals schon fertig gehabt, so würde er das Unternehmen vermutlich bald fortgeführt haben; an der Bereitwilligkeit seiner Mitarbeiter zu neuen Beiträgen fehlte es ebensowenig wie an seiner eigenen guten Absicht, einen zweiten Band zu liefern. Nun aber traten bald andere Arbeiten dazwischen, und der Plan schlief ein. Da Schiller ihn indessen nicht ausdrücklich fallen ließ, so harrte sein Verleger geduldig auf die Fortsetzung. Erst nach mehr denn dreijährigem Warten entschloß sich Crusius, zumal auch der „Abfall" nicht wieder aufgenommen war, zu dem Vorschlage, Huber mit der weiteren Herausgabe zu betrauen. Schiller war sofort einverstanden, wollte dann aber auch seinen Namen nicht mehr auf dem Titel sehen.

Verfasserschaft „Bedemars". Das ist alles Wesentliche, was sich mit Sicherheit von der Entstehung der „Verschwörungen" sagen läßt. Wie weit ist Schiller nun selbst an ihnen beteiligt? Von den drei Aufsätzen des Bandes ist der erste, die Revolution Rienzis, sicher von Huber, die Verschwörung der Pazzi ebenso sicher von Reinwald bearbeitet. Wem aber gehört das mittlere Stück, die Verschwörung gegen Venedig? Ist sie von Schiller, wie man meistens glaubt? Das einzige Zeugnis, das für diese Annahme sprechen könnte, ist Körners Bemerkung in der 1812 geschriebenen Vorrede seiner Schillerausgabe, daß der Band der „Verschwörungen" „von Schiller selbst etwas mit enthält". Heißt das aber, eine von den Verschwörungen gehöre ihm? Man könnte es wohl

eher auf Schillers stilistische Feile an den Übersetzungen seiner Mitarbeiter beziehen. Aber selbst wenn Körner wirklich an die Bearbeitung des „Rienzi“ oder „Bedemar“ durch Schiller geglaubt hätte — die fremde Feder in der Verschwörung der Pazzi hatte er sofort erkannt — so sprechen doch alle möglichen Gründe gegen sein Zeugnis. Im Titel des Bandes heißt es: „Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.“ Spricht das nicht eher gegen als für einen Beitrag Schillers unter den Übersetzungen? Dann fehlt es an jeder, auch der geringsten Äußerung Schillers, aus der man auf seine Arbeit an jener Verschwörung schließen könnte, man müßte denn etwa aus seiner Bemerkung in der „Nachricht“: „Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Réal übersetzt“, das persönliche Interesse des Verfassers an seiner Arbeit erkennen wollen. Dieses Schweigen muß angesichts seiner mehrfachen Nachrichten von den beiden anderen Stücken, angesichts der zahlreichen Mitteilungen über seine sonstige Thätigkeit auffallen. Wo sollte man aber überhaupt seine Arbeit am „Bedemar“ unterbringen? Die Verschwörung war mit der ersten schon am 3. November 1787 gedruckt, bis dahin aber war Schiller unermüdet an dem „Abfall“ thätig, und dieser war ja von Anfang an die Rebellion, die er selbst für die Sammlung liefern wollte. Zwar drohte er am 6. Oktober: „Wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine ‚Niederlande‘ besonders heraus und arbeite noch an einer anderen Verschwörung“, aber thatsächlich schickte ihm Crusius Anfang November 80 Thaler. Auch die Annahme, er habe die neue Verschwörung, eben den „Bedemar“, vielleicht gleich nach dem 6. Oktober in Angriff genommen, ist nicht zulässig, weil sie dann in wenig mehr als drei Wochen geschrieben und gedruckt worden wäre, und das wäre sowohl an sich wie besonders zu einer Zeit unmöglich, wo Schiller zugleich eifrig am „Abfall“ arbeitete. Ferner zeigt, und damit kommen wir auf die schwerwiegenden Momente, das fragliche Stück durchaus kein Schillerisches Gepräge. Das muß jeder erkennen, der nur ein wenig mit dem Stile unseres Dichters vertraut ist oder auch nur ein echtes Stück, wie z. B. die Übersetzung Merciers, mit der „Verschwörung Bedemars“ vergleicht. Hier und da begegnen wohl Wendungen, die an ihn erinnern, aber wenn sie wirklich von ihm sind, so können sie ja von seiner redigierenden Thätigkeit herrühren. Denn natürlich hat er als Herausgeber das Recht geübt, die Aufsätze seiner Mitarbeiter stilistisch zu feilen.

Huber Übersetzer des „Bedemar". Wenn nicht alles täuscht, stammt die Bearbeitung „Bedemars" gleich dem „Rienzi" von Huber her. Dafür spricht einmal jene Mitteilung Schillers an ihn: „Crusius quält mich um mehr Verschwörungen. Eile Dich, zu bestimmen. Die beiden sind gedruckt und betragen 14 Bogen, 2 Seiten." Diese genaue Angabe läßt sich nur aus der Absicht verstehen, den in arger Geldnot befindlichen Freund möglichst bald zu benachrichtigen, wie viel Honorar er sich von seinem Anteil an den Verschwörungen versprechen dürfte. Kurz darauf teilte er Huber auf eine erneute Anfrage wegen Geld mit: „Ich will Dir sehr gerne den Besitz der 84 Thaler bei Crusius attestieren." Da Schiller von seinem Verleger 6 Thaler für den Bogen „Verschwörungen" erhielt und seinen Mitarbeitern, wie wir aus seiner späteren Abrechnung mit Reinwald ersehen, das gleiche Honorar zahlte, so setzen die 84 Thaler eine Leistung Hubers von 14 Bogen voraus. Gerade so viel Platz aber füllen „Rienzi" und „Bedemar". Die „84 Thaler bei Crusius" werden also Hubers Honorar für beide Verschwörungen darstellen. Dazu kommen noch zwei weitere Momente. Huber hat im Oktober 1786 „Le Bret" von Göschen geschickt bekommen und bis zum März 1787 gebraucht. Le Brets Staatsgeschichte von Venedig ist aber eine Nebenquelle vom „Bedemar" (vgl. die Anmerkungen hinter dem Text). Weist das nicht wieder auf die Bearbeitung dieser Verschwörung durch Huber hin? Endlich aber, und das ist wohl entscheidend: Huber hat, wie ein Brief Schillers bezeugt, im Dezember 1786 zwei Akte von einem Drama „Jaffier" fertig gehabt. Jaffier aber war jener Mitverschworene Bedemars, der aus Gewissensbissen das ganze Komplott enthüllte.[1] Ist da nicht die Annahme natürlich, die Idee zu diesem Drama sei Huber bei seiner Bearbeitung des „Bedemar" gekommen?

Wir glauben nicht, daß man nach alledem noch an der Übersetzung dieser Verschwörung durch Huber zweifeln kann.[2]

Ist die Bearbeitung „Bedemars" aber von Huber, so hat die Arbeit an den Verschwörungen schon früher begonnen, als wir es oben angaben. Dann hat Huber seinen „Rienzi" spätestens im Dezember

---

[1] Vgl. unten Seite 108 ff. Hubers „Jaffier" ist in seinen Werken (Tübingen, Cotta, 1806) unter dem Titel erschienen: „Jaffier. Plan zu einem Drama. Nach der Verschwörung von Venedig des St. Real entworfen."

[2] Daß Huber die „Verschwörung Bedemars" später nicht ebenso wie den „Rienzi" (von „1786"!) in seine „Vermischten Schriften" aufnahm („Vermischte Schriften von dem Verfasser des Heimlichen Gerichts." Berlin 1793. 1. Teil), darf nicht auffallen, da er hier nur Eigenes, keine Übersetzungen sammelte.

1786 fertig gehabt und an Crusius eingeliefert. Um ihn mindestens muß es sich handeln, wenn Crusius am 28. Februar 1787 an Schiller schreibt: „Ew. Wohlgeb. nehme ich mir die Ehre hier anliegend die ersten 4 Aushängebogen von unserm Werke zu übersenden. Mit dem Abdrucke des noch in Händen habenden Manuskripts werde ich in Zeit von 14 Tagen fertig werden. Ich bitte daher Ew. Wohlgeboren, mich mit dem Verfolge desselben zu unterstützen." Vielleicht war auch schon der „Bedemar" abgeliefert, wenigstens bittet Schiller in seiner Antwort vom 6. März nur um Aufschub für den „Abfall".

Auch für den Ursprung der Idee zu den Verschwörungen scheint sich nun noch Näheres zu ergeben. Man könnte ihn dann schon in den an Huber gerichteten Worten Schillers vom 1. Mai 1786 finden: „Bist Du noch nicht entschlossen, den ‚Paysan parvenu' [französisches Lustspiel von Marivaux] zu übersetzen? Oder stößt sich die Sache nur am Verleger? Ich wünschte Dich gerne in etwas Weitläuftigeres verwickelt; unterdessen, daß Du übersetzest, entwickeln sich vielleicht eigene Ideen in Deinem Kopfe, und die Brücke ist gebaut." Die neuen Pläne, die Huber nun entwarf, wies Schiller in seiner Antwort vom 17. Mai teils zurück, teils billigte er sie mit den Worten: „Mehr interessiere ich mich für einige andere Stellen in Deinem Briefe, wo Du von den vergessenen Perlen in dem Reich der Geschichte sprichst. Möchte ein guter Genius diesen Gedanken in Dir entwickeln. Das Beispiel St. Réals und anderer sollte dich billig erwärmen, um so mehr, da dieses Fach unwidersprechlich das Deinige werden müßte. Zapfe einmal diese Fässer in Deiner Phantasie an, ich wette, daß Du Dich reicher finden wirst, als du vermutest." Leider fehlt bis zur „Ankündigung" jede weitere Spur von der Idee zu den „Verschwörungen". Doch darf man auch so wohl annehmen, daß dieser Vorschlag Schillers den ersten Anstoß zu der gemeinsamen Bearbeitung der „Rebellionen und Verschwörungen" gegeben hat.

Wiewohl wir somit die „Verschwörung Bedemars" nicht für Schillers Arbeit halten, möchten wir sie doch erst dann aus unserer Ausgabe ausgeschlossen wissen, wenn die neueren Litterarhistoriker sich alle in diesem Sinne erklären.[1]

Schillers eigener Anteil an den „Verschwörungen" würde sich sonach auf den Plan dieses Unternehmens und seine Thätigkeit als Her-

[1] Zum Teil ist das, wie wir nachträglich erfahren, bereits geschehen. Vgl. „Allgemeine Zeitung" 1875, Nr. 159, und „Archiv für Litteraturgeschichte" V, 467. Wir haben diese Aufsätze leider nicht mehr einsehen können.

ausgeber beschränken. Der Gedanke, ein solches Werk zu veröffentlichen, ist sicher das persönliche Verdienst des Dichters; das gibt sich, ganz abgesehen von dem Titel des Werkes und den ersten Andeutungen von dem Plane, schon in der getroffenen Auswahl zu erkennen. Denn die erwähnten „Verschwörungen" sind alle, einschließlich der noch in Aussicht genommenen vierten, einem Stoff entlehnt, der dem Dichter aus Du Port du Tertre (vgl. Bd. VI, S. 168) schon von der Karlsschule her vertraut war. Erst für den geplanten zweiten Band überließ er es Huber, sich selbst eine neue Verschwörung zu wählen, während er seinem Schwager noch selbst einige Stoffe empfahl. Aus dem oben citierten Urteil, das er bei dieser Gelegenheit über die von Reinwald gelieferte Verschwörung aussprach, erkennt man, wie Schiller sein Amt als Schriftleiter auffaßte: Wie jeder rechte Herausgeber alten und neuen Stiles legte er mehr Wert auf den Eindruck des Ganzen als auf die Leistung im einzelnen und wollte sich deshalb gern ein „bißchen weniger Gewissenhaftigkeit und historische Treue" gefallen lassen, wenn die Lektüre dadurch anziehender würde. Seine eigene Verschwörung, den „Abfall", hat er wesentlich anders angegriffen, als er es von seinen Mitarbeitern verlangte.

Es ist nun sehr bedauerlich, daß die Manuskripte der „Verschwörungen" verloren sind. Denn Schiller hat so große Arbeiten, zumal da es sich um seine Erstlingsausgabe handelte, sicherlich nicht unter seinem Namen hinausgelassen, ohne selbst die stilistische Feile angesetzt zu haben; dazu waren sein Stilgefühl und seine schriftstellerische Auffassung schon zu ausgeprägt. Die „Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740"[1], die man vielfach als Schillers ersten Versuch auf historischem Gebiet bezeichnet, ist leider zu früh entstanden, um auch nur als Beispiel dafür zu dienen, wie Schiller fremdes Eigentum redigierte. Sie trägt nicht die geringste erkenntliche Spur seines Geistes und Stiles an sich und ist weiter nichts als ein gewissenhaft, d. h. ein in guter Erinnerung an den mündlichen Vortrag ausgearbeitetes Kollegheft.

Die Übertragung von Merciers „Philipp II." bleibt also die erste historische Schrift, an der Schiller wirklich ein eigenes stilistisches Verdienst hat. Demnächst kommen die „Verschwörungen" und der „Abfall",

[1] Stuttgart 1859 in der „Württembergischen Volksbibliothek" zuerst herausgegeben.

sofern man nicht den etwas früher abgefaßten „Recensionen" (S. 488—490) und Anekdoten (S. 123—130) diese Stellung anweisen will.

Recensionen. Schiller war im September 1787 Mitarbeiter der Jenaer „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" geworden und hatte sofort einen „Transport von Recensendis" erhalten. „Der Bogen wird mit 15 Thalern bezahlt", rechtfertigte er sich gegen Körner; „die Hauptsache ist, daß ich dadurch angehalten bin, vieles zu lesen, weil, um ein mittelmäßiges Buch zu recensieren, oft zwei gute gelesen werden müssen. Die Bücher werden mir geschickt, und ich habe das Lesen umsonst. . . . Zugleich ist es eine Arbeit für meine verlorene Stunden." Er scheint aber nicht viele solcher „verlorenen Stunden" erübrigt zu haben, weil er im Winter 1787 auf 1788 ungemein viel zu thun hatte und, soviel wir wissen, die ersten vier Beiträge erst gegen Mitte April an die „Litteratur-Zeitung" einschickte, während eine etwas später eingesandte fünfte Recension erst im Mai herauskam. Die erste, dritte und fünfte sind die uns hier interessierenden Besprechungen geschichtlicher Bücher. Sie sind sehr kurz gefaßt und verdienen in der That Schillers eigenes Urteil: „lauter Unbedeutendes". Darum können sie aber doch nicht als wertlos gelten, besonders nicht die letzte. Sie hatte ihn auf Friedrichs des Großen Geschichte seiner Zeit aufmerksam gemacht und seine Erwartung darauf gespannt. Etwa ein halbes Jahr später erzählte ihm Körner von seiner Lektüre des Werkes, tadelte aber allerlei und lobte nur „die wirklich schöne Art", in der Friedrich von sich erzähle: „in dem Ton des wahrhaft großen Mannes, mit der Unparteilichkeit eines Fremden, ohne Anmaßung und affektierte Bescheidenheit". Schiller schrieb sofort zurück, er habe von der „Histoire de mon temps" noch nichts gesehen, nur die Vorrede dazu habe er gelegentlich der Recension Hertzbergs (unten S. 489) in zwei verschiedenen Ausarbeitungen gelesen: „Mir war diese Gegeneinanderstellung interessant, um die Fortschritte seines eigenen Geistes und schriftstellerischen Geschmacks und Charakters aus der Art seiner Verbesserungen zu ermessen. Es schien mir ein edler, männlicher und bescheidener Ton darin zu herrschen. Was Du sonst von der ‚Histoire de mon Temps' vorläufig sagst, stimmt sehr mit den Erwartungen überein, die ich mir davon machte. Ich bin begierig, sie auch zu lesen."

Um Neujahr 1789 lernte er die „Histoire de mon temps" selbst kennen und berichtete seinen Eindruck davon an Lotte. Er fand die Quelle glaubwürdig und zuverlässig, mußte aber doch gestehen, daß ihr noch

manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehle: „Die voltairische Manier, zu beschreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste am historischen Stil. Im ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, nie unterläßt, ‚sie im Glück übermütig zu zeigen‘. Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist. Dies ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich unterdessen gelesen habe.“

Wir teilen das Urteil über Friedrichs Werk so ausführlich mit, weil es gewissermaßen eine neue und jedenfalls viel bedeutendere Recension ist als die unter diesem Titel gedruckten. Zudem erläutert es in vortrefflicher Weise den großen Vorteil, den Schillers Recensionsthätigkeit ihm auch auf geschichtlichem Gebiete brachte. Sie leistete wirklich das, was sie ihm von Anfang an verheißen hatte: sie zwang zur Lektüre, und diese regte ihrerseits allerhand neue Gedanken an.

Anekdoten (S. 123—130). Auch die Anekdoten „Jesuitenregierung in Paraguay“ und „Herzog Alba bei einem Frühstück in Rudolstadt“ verdankte Schiller im Grunde jener Thätigkeit. Sein Lesebedürfnis hatte sich seit April so stark gesteigert, daß er „täglich“ auf seinen „Mangel an Lektüre“ stieß und beinahe fürchtete, daß er „die letzten zehn Jahre nie ganz werde ersetzen können“. Er hatte sich daher nach Volkstädt, wo er den Sommer 1789 verbrachte, viel zum Lesen mitgenommen; damit aber nicht zufrieden, durchsuchte er noch die Bibliotheken seiner Rudolstädter Freunde. Hierbei stöberte er denn unter anderm in der Bücherei des Herrn von Beulewitz „Harenbergs Geschichte der Jesuiten“ und, vermutlich ebenda, die Chronik eines Rudolstädter Pfarrers Söffing auf (vgl. S. 127). Jenem Werk entnahm er alsbald seine Jesuitengeschichte, diesem die Erzählung von der heldenmütigen Gräfin von Schwarzburg. Da er Harenbergs Werk schon am 30. Mai seinem Eigentümer zurückgab, wird er schon damals mit seiner Jesuiten-anekdote fertig gewesen sein; er hat sie ja überhaupt nur excerpiert und

übertragen. Dagegen läßt sich nicht näher sagen, zu welcher Zeit der Sommermonate die Erzählung von Albas Frühstück entstanden ist. Jedenfalls wurden beide Anekdoten dann für das Septemberheft des „Merkur" eingeschickt, erschienen aber erst im Oktober.

Schiller nennt die Aufsätze „von wenigem Belang" und sagt damit von der Jesuitenanekdote noch zu viel, sobald sein eigener Anteil daran in Frage kommt. Mehr Eigentum darf er an der zweiten Anekdote beanspruchen, da sie mit viel mehr Sorgfalt verfaßt ist und so doch eine gewisse stilistische Bedeutung hat. Körner sprach ihr sogar einen historischen Wert zu: „Daß Du die Anekdote von der Gräfin Schwarzburg erhalten hast, ist hübsch; sie hat uns alle interessiert." Trotz ihres geringfügigen Inhalts bleiben beide Stücke jedenfalls deshalb interessant, weil sie uns ein, wenn auch noch so spärliches Zeugnis für die fast nur brieflich bekannte reiche historische Lektüre bieten, die Schiller in seiner Volkstädter Sommerfrische getrieben hat. Doch kommen natürlich weder die „Anekdoten" noch die „Recensionen" neben den „Verschwörungen" und dem „Abfall" zur Geltung.

Die Bedeutung der niederländischen Revolution ist allgemein anerkannt, nicht aber die der „Verschwörungen"; man darf deshalb wohl fragen, worin denn ihr Wert eigentlich beruhe. Das schriftstellerische Eigentum Schillers an ihnen kann diesen Wert unmöglich ausmachen, der „Bedemar" gehört ihm ja nicht an, und was er als Redakteur geleistet hat, ist noch nicht ermittelt. Die bloße Herausgabe der „Verschwörungen" kann kaum als ein so besonderes Verdienst gelten, denn die Darstellung der gewählten Stoffe floß aus sehr trüben Quellen und brachte der Geschichte eher Schaden als Gewinn. Nichtsdestoweniger spielen die „Verschwörungen" in Schillers historischer Laufbahn eine wichtige Rolle: er verdankt ihnen sowohl seinen „Abfall" als auch die „Allgemeine Sammlung historischer Memoires".

Memoirensammlung. Entstehung und Anfang der Arbeit. Die erste Anregung zu diesem zweiten Editionswerk fällt spätestens in den Herbst 1787, d. h. in eine Zeit, wo Schiller gerade mit der ernsten Beschäftigung an seinem Anteil für die „Verschwörungen" begonnen hatte. Der Dichter will die neue Arbeit damals schon „ausgedacht" haben. Dazu stimmt gut eine Mitteilung an Göschen vom 31. März 1788: „Auf den Herbst will ich, in Gottes Namen, den Anfang der Memoires machen." Die harte Arbeit am „Abfall" scheint dann aber die neue Idee zunächst zurückgedrängt zu haben. Jedenfalls wurde nichts

aus der Verabredung mit Göschen. Erst im November 1788, wo Schiller nach der Veröffentlichung der „Verschwörungen" und des „Abfalls" wieder freie Bahn vor sich sah und allerhand neue Pläne für eine „anständige Einnahme" entwarf, kam er in einem Briefe an Körner auf die Memoiren zurück. Körner hatte angefragt, ob eine gewisse Art historischer Romane nicht eine Arbeit für Schiller wäre, um in Nebenstunden ohne Anstrengung Geld zu verdienen, und dieser erwiderte: „Einen Roman wüßte ich Dir nicht zu nennen. Aber willst Du mit mir das nächste Jahr zusammentreten und mir den Plan ausführen helfen, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben? Dies ist just eine Arbeit, um keinen Tag ganz ungenutzt zu verlieren... Die Sache ist bloß ein langsames Lesen, das einem bezahlt wird. Einen Verleger will ich schon dazu schaffen." Dem Freunde leuchtete die Idee sehr ein; er bat, ihm den Plan doch ausführlicher mitzuteilen und bald für einen Verleger zu sorgen. Ihm selbst kam alles auf den richtigen Gesichtspunkt für die Bearbeitung an: „Will man das Unternehmen nicht zu weitläufig machen und ein Werk liefern, das um seiner selbst willen lesbar ist, so wird man sich wohl auf einzelne charakteristische Züge einschränken müssen, die in der Nationalgeschichte oder in der Biographie merkwürdiger Menschen keinen Platz finden können und gleichwohl an sich selbst interessant sind." Schiller dachte wesentlich anders von der Bedeutung der Memoires: „Zweckmäßige Auszüge daraus für Journale kosten eigentlich weit mehr Mühe, als ich zu dieser Arbeit bestimmen kann, und berechtigen das Publikum auch zu strengeren Forderungen. Hauptsächlich aber geht der Vorteil eines großen fortlaufenden Werks verloren, um den mir's eigentlich zu thun ist. Hingegen ist es zu erwarten, daß es ein lesbares Buch werden wird, wenn in jedem Buche eine angenehme Mannigfaltigkeit herrscht und, wie ich im Sinne habe, jeder von einem Discours historique über das Enthaltene, in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaften Stil vorgetragen, begleitet wird." Schiller fügte hinzu — es war Mitte Dezember 1788 — diese Entreprise werde jetzt um so notwendiger für ihn, als er Aussicht hätte, Professor der Geschichte in Jena zu werden. Da ihm diese Stellung zunächst kein Honorar eintrug, so war er genötigt, sich anderweit nach einer festen Einnahme umzuthun. Er versprach sich eine solche von der Herausgabe der Memoiren, entschloß sich nun endgültig hierzu und teilte dies zu Neujahr 1789 Huber und Körner mit. Danach wollte ihm Bertuch, der Leiter der „Allgemeinen Jenaer Litteratur-

Zeitung", einen zahlungsfähigen Verleger schaffen, der ihm einen Karolin für den Bogen zahle. Nur müsse Schiller seinen Namen auf das Werk setzen und jeden Band mit einer eigenen historischen Vorrede versehen. Schiller hoffte, mit drei Stunden täglicher Arbeit an der Sache auszureichen; die übrigen neun könne er dann dem Studium der Geschichte und der Vorbereitung auf seine Kollegien widmen, ohne weiter um seinen Unterhalt in Sorgen zu sein. Zugleich versprach er sich den Vorteil, bei dieser Arbeit „eo ipso um so mehr in der Geschichte zu leben". „Hast Du nun Lust", schrieb er an Körner, „mir auch zuweilen einen Beitrag zu geben, so kannst Du Dich immer darauf richten." Er schlug ihm dafür die Wahl englischer Memoires vor. „Das Hauptgesetz dabei ist, das Original auf drei Fünfteile wenigstens in der Übersetzung zu reduzieren, eine fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet." Von da ab lebte sich der Dichter immer mehr in den Plan ein.

Hinsichtlich der Anordnung entschied er sich zunächst nur so weit, daß er für sich mehr die Epochen des Mittelalters als die der alten und neuesten Zeiten wählen wollte; sie standen seinen Geschichtsstudien für das bevorstehende Jahr näher. Doch nahm er bald darauf das gleichzeitige Erscheinen neuerer Memoiren in Aussicht. Inzwischen kam der Vertrag mit Mauke, einem Verleger in Jena, in der erwünschten Weise zu stande. Schiller sollte jährlich vier Bände von je einem Alphabet liefern, erhielt dafür aber, wie er frohlockend verzeichnete, allerhand günstige Zugeständnisse: für eine zweite Auflage sollte er z. B. für den Bogen zwei Thaler, für eine verbesserte sogar das ganze Honorar von einem Karolin erhalten. „Bei Ablieferung des ganzen Manuskripts zu einem Bande ist stipuliert, daß er mir sogleich sechszehn Karolin bar und den Rest nach Vollendung des Drucks bezahlt." Mit kommendem Johannis sollte der Druck anfangen, der erste Band Michaelis fertig sein, also hieß es jetzt Mitarbeiter gewinnen, ihnen ihren Anteil zuweisen und näher die Art bestimmen, in der er die Memoiren bearbeitet wissen wollte. Zuerst sprach er sich am 12. März natürlich gegen Körner aus und bat ihn nochmals, die englischen Memoires zu bearbeiten. Er erläuterte ihm bei der Gelegenheit genauer, was er unter „Memoiren" verstehe, und gab damit im wesentlichen bereits die Gedanken, die er im Herbst im „Vorbericht" ausführlich entwickelte. Im April finden wir ihn bei der Lektüre Joinvilles, der ihm jedoch wegen seiner veralteten Ausdrücke ohne Wörterbuch fast unverständlich

war. „Ich bin wirklich verlegen, wie ich mich aus diesen Schwierigkeiten ziehen werde, ohne zu viel Zeit dabei zu verlieren.“ Hat er danach wohl beabsichtigt, Joinville selbst zu bearbeiten? Einen Tag darauf wanderten die Memoiren zu den Schwestern von Lengefeld — „vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem sie geschrieben sind“ — und etwa einen Monat später hören wir, daß der Geheime Archivar Hesse als Mitarbeiter gewonnen worden sei und vielleicht mit Joinville anfangen werde. Übrigens war das nicht die erste „gute Acquisition“; Schiller hatte bereits seinen Schwager Reinwald und „zwei bekannte Schriftsteller“ als Gehilfen angenommen. Einer derselben wird wohl Professor Paulus in Jena, der andere der Schriftsteller Woltmann gewesen sein. Schiller konnte seinen Mitarbeitern vier Thaler für den Bogen bezahlen, wenn er selbst an fünfundzwanzig Bogen noch gegen vierzig Thaler Profit haben wollte. „Meine Arbeit wird nun Anna Komnena und nach dieser Otto von Freisingen über Friedrich I. sein. Mit einer universalhistorischen Abhandlung über die Kreuzzüge werde ich das Werk überhaupt interessant eröffnen können.“

Vorlesungen. Das ist für eine Weile die letzte Nachricht von dem Fortgang der Memoirenarbeit. Inzwischen war nämlich die Zeit herangekommen, wo Schiller in Jena seine „Bude“, d. h. seine Lehrthätigkeit, eröffnen sollte. Noch am 17. April wußte er nicht, was er seinen Studenten zunächst vorsetzen sollte. „Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) Zeit übrig behalte.“ Gar so schlimm stand es nun eben nicht um seine Verlegenheit. Er hatte schon vor längerer Zeit ein zweistündiges Kolleg: „Einleitung in die Weltgeschichte“, ankündigen lassen und sich durch eifrige Lektüre mit dem Stoff desselben vertraut gemacht. Die Bücher, die er für seine Vorlesungen studieren wollte, bestanden, soweit er sie selbst namhaft macht, im wesentlichen in einigen damals sehr verbreiteten Weltgeschichten, ferner in den wichtigsten ihm bekannten Schriftstellern über alte, mittlere und neue Geschichte, wie Hißman, Gibbon, Bossuet Schmidt, Robertson, in einigen Handbüchern für Verfassungs- und Kirchengeschichte und schließlich noch in Werken wie Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ und Voltaires „Philosophie de l'histoire“. Viele davon las er schon einige Monate vor dem Antritt seines Amtes und fand darin genug Stoff, Ideen und Anregung zu eigenen Gedanken. „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der poli-

tischen in Eins zusammengefaßt werden, und dies erst kann Universalhistorie sein. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen." So schrieb er im März. Drei Wochen später meinte er zu sehen, daß seine angekündigte Vorlesung eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft oder doch etwas Ähnliches werde. „Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des Wichtigen in der Geschichte und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen, und über die man also einig sein muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen." Das Nächste war nun, die Antrittsvorlesung zweckmäßig, gut und interessant zu gestalten. Geriet sie, so war er um die erste Redeprobe auf dem Katheder nicht verlegen. Danach aber war die Bahn frei.

Antrittsvorlesung. Gleichwohl hatte er, als er am 11. Mai nach Jena übersiedelte, noch keinen Schritt dazu gethan, und es blieben ihm jetzt bis zum Beginn der Vorlesungen nur noch vierzehn Tage; auch diese Zeit mußte er mit gegebenen und empfangenen Besuchen von Professoren und Studenten so „sündlich" verschwenden, daß ihm wenig Muße für Vorbereitungen auf Kollegienlesen und fast gar keine für die eigentliche Abfassung der Antrittsrede blieb. Für ihren ersten Teil war das nicht so schlimm, denn was er hier über den Unterschied des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes zu sagen hatte, strömte ihm sicher mühelos in die Feder; nur deshalb wählte er wohl auch dieses Thema für das erste Abenteuer auf dem Katheder, denn mit einer Einleitung in die Universalgeschichte hatte es nur wenig zu schaffen. Minder leicht war die Aufgabe, schnell eine gute Idee von Universalgeschichte zu geben. Gewiß hatte er sich schon früher und auch in letzter Zeit mit den neueren Darstellungen derselben beschäftigt, war insbesondere mit den Gedanken Kants und Herders, Gibbons, Montesquieus und Voltaires bekannt geworden, aber von da bis zu einer eigenen reifen Ansicht war noch ein weiter und mühsamer Weg. Und auf diesem sollte er, der Anfänger, sich jetzt in kürzester Zeit versuchen.

Da darf es nicht verwundern, wenn ihm dies nur sehr bedingt und nur dadurch gelang, daß er sich einen Führer wählte und von ihm nur abschweifte, um auf den ihm bekannt gewordenen Pfaden der anderen obengenannten Schriftsteller zu wandeln. Dieser Führer war, wenn nicht alles täuscht, Schillers Freund und Kollege Gottlieb Hufeland mit seiner im Jahre 1788 im Oktoberheft von Wielands „Merkur" ver-

öffentlichten Vorlesung „Über den Wert und Nutzen der Geschichte des Mittelalters".[1] Nach einer gleich nach der Vorlesung niedergeschriebenen Notiz Niethammers wollte Schiller „die Menschengeschichte just da anfangen, wo andre sie aufhören, bei der Völkerwanderung". Darauf läuft auch Hufelands Aufsatz hinaus. Später hat Schiller diesen Gedanken freilich aufgegeben, da er in der uns erhaltenen Antrittsvorlesung nicht mehr erscheint.

Im Laufe des Sommers trug er seinen Studenten nämlich keine mittelalterliche Geschichte vor, wie er ursprünglich geplant hatte, sondern nur das Altertum. „Meine Vorlesungen kosten mich jetzt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag." Infolgedessen und weil sein Zusammensein mit Körner im August ihn vierzehn Tage lang am Lesen hinderte, war er Anfang September noch so weit zurück, daß er ein schnelleres Tempo einschlagen mußte: „Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste, aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorlesungen will ich Euch doch zum Spaß mitbringen, die etwas Interessantes für Euch haben können. Die erste, welche in den ‚D. Merkur' kommt, lest Ihr ohnehin."

Die letzterwähnte Vorlesung ist die Antrittsrede, denn sie ist im Herbst im „Deutschen Merkur" erschienen.[2] Mit den anderen, die er den Schwestern von Lengefeld mitbringen wollte, hat er vielleicht die Aufsätze „Moses", „Die erste Menschengesellschaft", „Lykurg und Solon" gemeint. Dann würde Schiller diese Vorlesungen, da sie erst in der Herbstmesse 1790 veröffentlicht wurden, nach dem ersten Semester noch nicht für reif gehalten und erst im dritten druckfertig gemacht haben. Wir kommen unten darauf zurück.

Ausgabe des ersten Memoirenbandes. Was war inzwischen aus der Arbeit an den Memoiren geworden? Sie war durch die Lehrthätigkeit Schillers wohl verlangsamt, aber nicht etwa zum Stillstand

[1] Wir müssen die Entscheidung über diese Vermutung einem besonderen Aufsatz vorbehalten.

[2] Das Nähere vgl. Bd. VI, S. 180 f.

gekommen. Schillers Gewinn an diesem Unternehmen war zu bedeutend, als daß er es gleich für die ersten Bände hätte vernachlässigen sollen. Er ließ darum lieber Göschen mit seiner „Thalia“ warten und widmete sich den Memoiren, so wenig Interesse sie ihm auch vorerst abgewannen. Ihnen gelten daher in erster Linie die Worte vom 18. August 1789: „Schriftstellerische Arbeiten, die jetzt allein meine Einkünfte ausmachen, rauben mir alle Augenblicke, die mir von meinen Berufsgeschäften übrig bleiben.“

Gleichwohl war es ihm nicht möglich, auch nur die für den ersten Band der Sammlung nötige Partie von „Anna Komnena“ allein zu schaffen. Er hatte sich deshalb einen seiner Zuhörer, einen armen Studenten Namens Berling, zum Mitarbeiter genommen. Auch so hatte er noch Mühe genug. „Die Übersetzung der Prinzessin Komnena“, schrieb er am 7. September, „wovon doch nur einige Bogen auf meinen Anteil fielen, hat mich herzlich ermüdet. Der Stil ist schlecht und in sehr falschem Geschmack, der Inhalt hat wenig Interesse, und der Geist einer solchen Schriftstellerin gibt immer eine schlechte Gesellschaft.“ Er war an den letzten Bogen der für den ersten Band bestimmten Übersetzung, als er so schrieb; einige Tage Arbeit noch, und er konnte den Wagen nach Rudolstadt bestellen. Mitte September war das letzte Manuskript in der Druckerei. Jetzt fehlte aber noch die historische Einleitung, und noch am 13. Oktober schrieb er: „Die Abhandlung zu dem ersten und zweiten Bande der Memoires liegt mir sehr auf dem Halse. Der erste Band wird binnen 14 Tagen gedruckt sein, aber zum zweiten habe ich noch nichts vorrätig, die Übersetzung selbst ausgenommen, die ein anderer besorgt.“ Gleich nach seiner Rückkehr nach Jena schrieb er den „Vorbericht“ (S. 194—198) und ging nun an die Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Das fiel ihm, so gleich nach der Trennung von seinen Rudolstädtern, doch ein wenig schwer, zumal da er jetzt täglich eine Vorlesung zu halten hatte; im Wintersemester 1789 auf 1790 las er nämlich ein fünfstündiges Privatkolleg „Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II.“ und ein einstündiges Publikum über die Geschichte der Römer. Er hatte sich indes schnell in diese starke Thätigkeit gefunden und geriet darüber bald in solches Feuer, daß er an seine Schwägerin schrieb: „Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Karoline, und ich habe mein eigenes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stim-

mung des Geistes veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werke gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auch auf mein Urteil übergehen konnte, nicht irret; nie habe ich so viel Inhalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen. . . . Es war mir nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können als ich." Um schnell abzuschließen, meldete er sich für einige Tage „unpäßlich" und beendete dann den Aufsatz gerade an seinem Geburtstage. Die nächste Nachricht, an Körner, vom 10. November, lautete nun: „Der erste Band wird diese Woche gedruckt sein, und der zweite kommt unter die Presse. Die Abhandlung, die ich dazu machte, wird Dir nicht uninteressant sein." Am 23. endlich hieß es, er höre überall, daß sehr starke Nachfrage nach seinen Memoiren sei.

Schillers Anteil an Anna Komnena. Wieder müssen wir hier, wie bei den „Verschwörungen", fragen: Was hat Schiller selbst übersetzt? Nur der im ersten Band enthaltene Teil der „Alexias" kann in Betracht kommen, und davon entfielen, wie Schiller bezeugt, „nur einige Bogen" auf seinen Anteil. Welche sind das aber? Er that diese Äußerung am 7. September im Zusammenhang mit der Klage: „Die Übersetzung der Anna Komnena hat mich herzlich ermüdet." So schrieb er offenbar nur, als er die Last der Arbeit noch frisch empfand, als er also noch dabei war oder doch eben erst abgeschlossen hatte. Da der Verleger schon acht Tage darauf das letzte Manuskript in Händen hatte, so ergibt sich naturgemäß der Schluß, daß es sich für Schillers eigene Arbeit um die letzten oder doch nicht um die ersten Bogen des Bandes gehandelt hat. Der Einwurf, Schiller habe am 15. September vielleicht alles Manuskript der Übersetzung auf einmal eingeliefert und könne darum recht gut den Anfang übersetzt haben, ist nicht möglich. Denn es war von vornherein bestimmt worden, daß der Druck mit Johannis beginnen sollte; nichts aber berechtigt uns, zu vermuten, daß dieser Zeitpunkt bis zum Herbst hinausgerückt worden sei. Dagegen war es sehr natürlich, wenn Schiller seine am 13. Mai geäußerte Absicht, für seine Person Anna Komnena und Otto von Freisingen zu bearbeiten, nicht ausführte. Der Beruf nahm ihn gleich darauf so in Beschlag, daß ihm nur noch „Augenblicke" für schriftstellerische Arbeiten blieben. Das wird er rechtzeitig erkannt und sich deshalb bald um einen Mitarbeiter bemüht haben. Was dieser

dann, wohl unter seiner Aufsicht, von Anna Komnena fertigstellte, wurde sofort an Mauke eingesandt. Erst als Berling dann allein nicht rechtzeitig fertig zu werden drohte, vielleicht Ende August, scheint Schiller eingegriffen und die erwähnten wenigen Bogen besorgt zu haben. Mit diesen Beobachtungen auf Grund der Korrespondenz stimmt der Eindruck, den die Lektüre Anna Komnenas in dem ersten Bande der Schillerischen Memoiren macht. Die Anfangsbogen verraten einen so ungeschickten Stilisten und zugleich einen so wenig verständigen Übersetzer, daß man, auch ohne die Entstehungsgeschichte zu kennen, an der Bearbeitung durch den Dichter zweifeln muß. Gleichwohl haben wir nach dem Vorgange Goedekes die beiden ersten Bogen der Gesamtübersetzung aufgenommen, weil unsere Vermutung vielleicht noch nicht spruchreif ist. Doch bemerken wir schon hier, daß wir das 11. Buch mit einigen voraufgehenden Seiten für die eigentliche Übersetzung Schillers halten möchten.

Pause in der Arbeit an den Memoiren. Nach dem Abschluß des ersten Bandes, der die für die Memoiren des Mittelalters bestimmte erste Abteilung eröffnete und die Denkwürdigkeiten der Anna Komnena bis zum 11. Buch enthielt, trat in Schillers Thätigkeit für die Sammlung eine längere Pause ein. Inzwischen wuchs aber ihre Bedeutung für seine materielle Lage stetig. Bei den vielerlei Zukunftsplänen, die den Dichter besonders im November und Dezember 1789 beunruhigten, weil er jetzt die feste Absicht hatte, im kommenden Frühjahr zu heiraten, spielten die Memoiren als ständige Einnahmequelle eine sehr große, vielleicht die größte Rolle: „Länger als zwei Jahre", schreibt er am 23. November, „kann dieses prekäre Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Produkt — Gott verzeihe mir diese Lästerung an der Kunst — in ihren Verwendungen unterstützen. Unterdessen, hoffe ich, sollen sich meine Memoires gut halten, die mir nicht so sehr viel Mühe kosten. Ich höre überall, auch von Göschen, der neulich hier war, daß sehr starke Nachfrage darnach sei. Mauke will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich sie ihm schaffe; und wenn ich mehr Gehilfen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden sind, so komme ich recht leicht zu sechshundert Thalern. Eine Diversion von meinem Hauptstudium macht mir diese Arbeit ohnehin nicht." Freilich war er der „chère mère", seiner Schwiegermutter, gegenüber vorsichtig genug, den künftigen guten

Absatz der Memoires nur als einen „Glücksfall" zu betrachten, den er für den Überschlag seiner sicheren Einnahmen nicht in Anrechnung bringen wolle, aber in Wahrheit nahm er sie doch mit der „Thalia" als die festeste Grundlage seiner künftigen Existenz. Das Beste an ihnen war die geringe Arbeit, die sie ihm persönlich machen sollten: „Kann der Verleger, wie der Plan ist, 8 Bände verschließen [d. h. verschleißen], so ist mir dieses ein Objekt von 100 Louisdors, ohne daß ich mehr Arbeit habe als etwa 18—20 Bogen eigene historische Arbeit und die Korrektur. Ich sehe der Zukunft ziemlich ruhig entgegen."

Als ihm vollends gegen Weihnachten 1789 die Aufforderung Göschens, für den Damenkalender einen längeren Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg zu schreiben, für das erste Jahr der Ehe noch einen hochwillkommenen Zuschuß von 400 Thalern in Aussicht stellte, wollte er sich frischen Mutes an die Fortsetzung seiner Memoiren machen; durfte er doch jetzt schon hoffen, mit ihrem Gewinn Schulden abzahlen zu können.

Fortsetzung der Memoiren. Der nächste Band, der für den Schluß der „Alexias" und für „Otto von Freisingen" bestimmt war, sollte zur Ostermesse 1790, zwei weitere Bände der ersten Abteilung zu Michaeli erscheinen. Wie Schiller die Übersetzungsthätigkeit seiner Mitarbeiter für diese Bände im einzelnen bestimmt hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls war er selbst erst kurz vor Ostern mit den Memoires beschäftigt, sofern man sein Schweigen bis dahin so deuten kann. Vorher war nur noch einmal von ihnen die Rede, aber von dem bereits erschienenen Bande. „Worüber ich Dich ausführlicher und auch etwas wärmer gewünscht hätte", schrieb er da, am 1. Februar, an Körner, „wäre die Abhandlung im ersten Bande der Memoires gewesen. Dieses Produkt, glaubte ich, müßte Dich überraschen, sowohl wegen der Neuheit der Gedanken als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glücke darin gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke, in dem ich mich darin bewege, scheint mir ebenso neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist."

Am 26. März gehörten die weiteren Bände der Memoiren zu den Arbeiten, die seine ganze Zeit wegnahmen und seinen Kopf überluden, ohne ihm Genuß zu bereiten. „Wie sehne ich mich nach einer ruhigen und selbstgewählten Beschäftigung." Der Künstler Lips hatte inzwischen zwei Titelkupfer geliefert, eins, wozu Goethe die Idee angegeben hatte,

für den ganzen ersten Teil der Sammlung[1], deren erster Band wohl neu aufgelegt wurde, ein anderes, den Kopf Bohemunds, für den zweiten Band. Körner fragte dann an, ob Schiller nicht einen Rittmeister von Funck mit Übersetzungen für seine Memoires beschäftigen könne. Auf seine warme Empfehlung wurde dieser darauf im Mai 1790 mit der Übersetzung der Sullyschen Denkwürdigkeiten betraut, welche die zweite Abteilung der Sammlung eröffnen sollte. Schiller besprach sich näher mit ihm gelegentlich eines Besuches, den der neue Mitarbeiter ihm im Juni abstattete. Funck erhielt 100 Louisdor für seine Arbeit zugesichert und verpflichtete sich, in einem Jahre fertig zu sein.

Inzwischen war aber der zweite Band der ersten Abteilung noch immer nicht fertig geworden; erst Ende Juni rückte er seinem Abschluß näher. Körner war mit diesem langsamen Erscheinen der Sammlung nicht zufrieden und tadelte Schiller, daß er sich noch auf die „Kalenderspekulation" mit dem „Dreißigjährigen Krieg" eingelassen habe. Denn der war es, der dem Dichter seit dem Frühling fast alle Zeit raubte. „Du wirst immer mehr Zeit und Kräfte auf ein solches Produkt wenden, als es verdient. Deine Memoires könnten Dir gewiß alle anderen Finanzspekulationen entbehrlich machen, wenn Du sie recht nützest: aber sie müssen schneller herauskommen. Du müßtest mehr Mitarbeiter haben, müßtest die Sache fabrikmäßiger behandeln und Dir bloß die Direktion außer den Einleitungen vorbehalten." Der zweite Band der Memoiren erschien nun endlich im Sommer 1790; er enthielt den Schluß der „Anna Komnena" und Barbarossas Geschichte von Otto von Freising; der versprochene Aufsatz Schillers war aber nicht darin. Auch für die Folge hatte dieser so viel zu thun, daß er für den dritten Band zunächst nur die Korrekturen seiner Mitarbeiter lesen konnte, denn der „Dreißigjährige Krieg" beschäftigte ihn damals fast vierzehn Stunden täglich.

Veröffentlichung von Vorlesungen. Dafür fand er aber noch Zeit, die letzte Hand an die Vorlesungen „Moses", „Erste Menschengesellschaft", „Lykurg und Solon" zu legen, um sie in den Herbstheften der „Thalia" zu veröffentlichen. Da er nämlich in diesem Sommer wieder den ersten Teil der Universalgeschichte las, so hatte er, zumal da

[1] Goethe scheint die Idee nur ganz allgemein angeregt zu haben, da Lips das Bild mit einem „invenit et fecit" versehen hat. Den Künstler trifft also Körners launige Kritik: „Die Idee scheint mir nicht geistvoll genug. Auch ist die Figur der Geschichte so kurz und trägt den Arm in einer Binde. Der kleine Musje linker Hand sieht auch für einen Genius zu dürftig."

das Kolleg jetzt fünfstündig war, die beste Gelegenheit, die Vorlesungen vom Vorjahr zu erweitern und zu vertiefen.

Die Anregung zu ihrer Veröffentlichung verdankte er wohl Körner, wenigstens hatte dieser ihm im Dezember 1789 geschrieben: „Deine Vorlesungen könntest Du leicht zu einem lesbaren Buche machen und einen hübschen Thaler Geld damit verdienen.“ Wenn er aber gerade diese Themata aus dem Gebiete seines universalgeschichtlichen Kollegs auswählte, so hatte das noch besondere Gründe.

Einmal war Universalgeschichte damals, besonders seit Herders und Kants Schriften darüber, ein höchst modernes, viel erörtertes Thema, und zum Teil deshalb hatte Schiller sich beeilt, diese „zugkräftige“ Vorlesung statt des „Abfalls der Niederlande“ als Erstlingskolleg anzukündigen. „Einen Nebenbuhler habe ich nicht zu fürchten, und das Fach, worüber ich lese, ist für alle.“ Dann aber war er seit seiner Weimarer Zeit noch ganz besonders für universalgeschichtliche Fragen interessiert worden. Herder wohnte in Weimar und hatte mit ihm vom ersten Besuche an über geschichtliche Fragen gesprochen. Der Dichter war jedesmal ganz glücklich darüber. Nach einer Unterhaltung mit Herder im Mai 1788 über historische Schriftstellerei versuchte er den letzten Teil von Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, der nicht veröffentlicht werden sollte, im Manuskript zu erhalten. „Dann sollst Du“, schrieb er an Körner, „auch dabei zu Gaste sein. Ich bin willens, Herdern diesen Sommer, sozusagen, zu verzehren.“ Aus Herders Schule kam er dann durch Professor Reinhold in Jena unter den Einfluß Kants. Gleich bei Schillers erstem Besuche hatte dieser eifrige Apostel des Königsberger Philosophen, dem er „nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus“ prophezeite, den Dichter dahin gebracht, mit der Lektüre von Kants kleinen Aufsätzen in der „Berliner Monatsschrift“ anzufangen. Davon hatte Schiller dann sogleich „die Idee über eine allgemeine Geschichte ganz besonders befriedigt“.

Kants spätere Aufsätze fand er in der „Allgemeinen Jenaer Litteratur-Zeitung“ und im „Teutschen Merkur“, denn Kant hatte diese beiden Organe für seine Veröffentlichungen gewählt, weil er so am sichersten auf den großen Kreis seiner Weimarer und Jenenser Anhänger und Gegner wirken konnte. In dem steten Verkehr mit Reinhold und Hufeland, der in seinem oben erwähnten Vortrag durchaus unter Kants Einfluß stand, gewann Schiller nun immer mehr Anteil-

nahme an universalgeschichtlichen Ideen. Wenn er deshalb seine erste Vorlesung aus diesem Gebiete wählte, leitete ihn neben den praktischen Gründen zugleich ein sehr lebhaftes geistiges Interesse. Auch er wollte sich zu den Fragen äußern, die damals die ganze wissenschaftliche Welt beschäftigten. Körner warnte ihn allerdings: „Dein Ideal von Universalgeschichte ist vortrefflich, aber um es zu Deiner Befriedigung zu erreichen, müßtest Du aller anderen Thätigkeit absterben. Es fordert den ganzen Mann durch ein ganzes Menschenleben." Aber mit solchen Gründen ließ sich ein Schiller nicht schrecken. Mit frischer Begeisterung und nicht ohne eine gewisse Kühnheit packte er alsbald die höchsten Probleme an und war dann von seiner Art, sie zu lösen, recht befriedigt. Das ist der Hauptgrund, warum er die Antrittsvorlesung und ein Jahr darauf die erwähnten Aufsätze in der „Thalia" veröffentlichte. Sie gaben das beste Bild von seinen universalhistorischen Ideen.

Auch die im Herbst 1789 verfaßte Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter enthielt noch viel von diesen Ideen; sie war ja vor den eigentlichen Vorbereitungen zu seinem Kolleg über das Mittelalter entstanden, und Schiller äußerte selbst: „Ich wagte mich darin in ein Element, das mir noch fremd war." Da er ihre wichtigsten Ideen indessen durch eigene Gedankenarbeit gewonnen und mit seiner glänzenden Darstellungskunst geformt hatte, so war er selbst, wie wir sahen, von seiner Arbeit, in der er „dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen" hatte, sehr befriedigt und fühlte sich durch Körners kaltes Urteil sehr enttäuscht. Er war daher glücklich, als er der erneuten Kritik seines Freundes: „Es ist sonderbar, daß Du mehr Wert auf Deine philosophischen Arbeiten zu legen scheinst und ich mehr das Talent der Darstellung bei Dir mit Wärme anerkenne", den Einwurf machen konnte: „Herder ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Übersicht in den Memoires als Du. Du willst mich im Philosophieren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Übersicht macht bei vielen Sensation, und ich denke von ihr noch ebenso wie vorher. Bekehre Dich also ja."

Körner bekehrte sich nicht, wohl aber Schiller; Körners Urteil blieb sich auch den weiteren universalgeschichtlichen Aufsätzen seines Freundes gegenüber durchaus getreu: mit der „Ersten Menschengesellschaft" erklärte er sich einverstanden, weil sie schon ihrem Stoffe nach rein philosophisch war; von den anderen Vorlesungen aber urteilte er: „‚Moses' endigt nicht befriedigend, wenigstens bleiben viel Fragen und

Zweifel“ und „Solon‘ hat mich nicht ganz befriedigt, aber vielleicht liegt es im Stoffe. Er macht kein so gutes Ganze als ‚Lykurg‘.“

Wenn Körner hier mit feinem Sinn herausfühlte, daß der „Lykurg“ von allen Vorlesungen Schillers geschichtlich die beste war, so wußte er doch nicht, daß sein Freund kein eigenes Verdienst daran hatte. Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß die eigentliche Darstellung der Lykurgischen Verfassung (Seite 435—450_{15}) bis auf geringfügige Zusätze von Schillers früherem Lehrer Professor J. G. H. Nast, nicht von unserem Dichter herrührt, der sich auch niemals ausdrücklich als Verfasser genannt hat.[1]

Fortsetzung der Memoiren. Schon ehe Schiller wußte, daß Körner auch über sein erneutes „Philosophieren in der Geschichte“ ungünstig dachte, hatte er mit zwei neuen historischen Schriften eine bessere Bahn betreten. Der erste Teil des „Dreißigjährigen Krieges“ war fertig geworden und hatte sehr geholfen, dem Dichter mehr Achtung für geschichtliche Fakta einzuflößen und seine Neigung zur vernunftmäßigen und willkürlichen Ergänzung geschichtlicher Lücken zu unterdrücken. Dieser Gewinn kam dann unmittelbar dem Aufsatz zu gut, den er im September und Oktober für den dritten Band der Memoiren verfaßte. „Auf das Gespräch machst Du Dir vergebliche Rechnung, meine Lina“, schrieb er am 5. Oktober an seine Schwägerin. „Ich habe eine Einrichtung mit den Memoires gemacht, wodurch ich es entbehren konnte. Es bleibt für einen besseren Platz und eine ruhigere Muße aufgespart; nichts läßt sich weniger übereilen als in der Philosophie. Ich schreibe bloß eine historische Übersicht, leidlich und leichthin erzählt, so wie es für den Zweck taugt.“

Danach beabsichtigte er ursprünglich, den dritten Band durch ein philosophisches Gespräch einzuleiten, vielleicht durch ein Gespräch über die Kreuzzüge zwischen je einem Vertreter der Griechen, Lateiner und Araber nach dem Vorbilde von Lessings „Nathan“, auf den er ja in der „Vorerinnerung“ hinwies (S. 253 und 256). Er gab diese Idee aber auf, weil er sah, daß eine geschichtliche Übersicht eben besser „für den Zweck taugte“. Freilich blieb er damit wiederum seine schon im zweiten Band unterlassene Einleitung über die Kreuzzüge schuldig, denn der neue Aufsatz, der am 9. Oktober fertig wurde und bald darauf im dritten

---

[1] Das Nähere über diese Frage findet sich bei Goedeke IX, VIII ff. Die wesentlichen Zusätze oder Änderungen Schillers sind nach Voxbergers Vergleichung 436_{14-22}, 442_{28-31}, 445_{29}—446_{11}, 446_{34}—447_{11}, 447_{33}—448_{5}, $449_{9-12,\ 15-23}$, 450_{7-15}.

Memoirenbande erschien, brachte sofort eine „Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.“ Dieser Aufsatz war gleich der „Antrittsvorlesung“ und den jüngst in den Thaliaheften veröffentlichten Aufsätzen eine Vorlesung. Aber er baute sich auf wirklich geschichtlichen Studien auf und fiel daher ganz anders aus als die bisherigen Aufsätze, ganz anders vor allem als die vorangegangene Memoirenabhandlung. Wir kommen noch auf seinen Wert zurück.

Inzwischen hatte sich Schiller schon für die weiteren Bände der Sammlung bemüht. Statt der für den dritten Band ursprünglich beabsichtigten Fortsetzung seiner Übersicht über die Kreuzzüge wollte er jetzt den vierten Band der Memoiren ausschließlich für eine Geschichte der Kreuzzüge bestimmen. Sein für das Wintersemester angekündigtes Publikum hierüber sollte ihm Gelegenheit dazu schaffen. Daneben wollte er zugleich, seinem „Vorbericht“ vom Vorjahr getreu, mit der zweiten, für die Denkwürdigkeiten der Neuzeit bestimmten Abteilung beginnen; ihre Einleitung hoffte er aus der Privatvorlesung des kommenden Winters: „Europäische Staatengeschichte und Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit“, zu gewinnen. Da die Abteilung mit „Sullys Memoiren“ eröffnet werden sollte, so ließ er schon am 12. September bei ihrem Übersetzer Funck anfragen, wann er auf den ersten und zweiten Band rechnen könne, und nahm sich selbst nun die Beschäftigung mit der „Geschichte der französischen Ligue“ vor.

Schon in der zweiten Oktoberwoche konnte der Druck von „Sullys Memoiren“ beginnen; sechs Bogen waren bereits geliefert, bis Neujahr sollten zwei Bände der Übersetzung eingetroffen sein. „Die Abhandlung dazu werde ich gleich nach meiner Zurückkunft von Rudolstadt anfangen.“

Schluß der Memoirenarbeit. Schiller begann die neue Abhandlung über die bürgerlichen Unruhen Frankreichs im 16. Jahrhundert zu einer Zeit, wo er voll der frohesten Hoffnungen für seinen Beruf als Historiker war. Damals war es, wo er in berechtigtem Stolz auf das bisher Geleistete den Satz schrieb: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden kann.“ Am ernstlichen Willen fehlte es nicht. Die zahlreichen Entwürfe neuer Schriften, zu denen er sich jetzt angeregt fand, vor allem die ausschließlich historischen Arbeiten, die er sich für den kommenden Winter vornahm, bezeugen das. Leider warf ihn dann bekanntlich eine schwere Krankheit nach Weihnachten nieder und vereitelte

in ihren weiteren Folgen nicht nur den besten Teil seiner bereits übernommenen Aufgaben, sondern auch alle Entwürfe für die Zukunft.

Die Memoiren litten am meisten darunter. Freilich kam zu Ostern 1791 noch der erste, im Spätsommer dann der zweite Band von „Sullys Memoiren" heraus, jeder mit einem Teil der Abhandlung über die französischen Unruhen. Dann aber zog sich Schiller, nachdem er noch das erste Manuskript Funcks zum dritten Band an Mauke eingeschickt hatte, allmählich zurück. Wann er die weiteren Stücke jener Abhandlung geschrieben hat, ist nicht bekannt; jedenfalls schwerlich schon im Frühjahr 1791, wie man nach dem Vorbericht (S. 289) annehmen möchte. In der Korrespondenz ist nicht mehr von den Memoiren die Rede, selbst nicht von Band 4 und 5, obwohl Schiller für sie noch wie für die vorangehenden die Fortsetzung seiner „Bürgerlichen Unruhen" lieferte. An der Redaktion dieser Bände war er kaum noch beteiligt. Nach dem 5. Bande der 2. Abteilung stellte er seine Mitarbeit überhaupt ein; doch ließ er das Publikum durch seine Nachfolger, Professor Paulus und Woltmann, seine Wiederbeteiligung für später hoffen und sich vorläufig noch als Herausgeber nennen. Vielleicht brachte ihm das noch einen gewissen materiellen Gewinn, der ihm um so lieber sein mußte, als Mauke sich gewiß nicht an die Bedingung des ursprünglichen Kontraktes gekehrt haben wird, wonach er dem Dichter zwei Thaler für jeden Bogen einer unveränderten Neuauflage bezahlen wollte. Der Verleger hat deren nicht weniger als acht veranstaltet, aber es findet sich keine Andeutung, daß Schiller auch nur davon gewußt hätte.

Später, man weiß nicht, wann, jedenfalls erst nach dem April 1795, sagte sich Schiller aber doch von dem Unternehmen los und war darum nicht wenig erstaunt, als man sich auch jetzt noch seines Namens bediente. So schrieb er am 12. Februar 1796 an Goethe: „Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen ... Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt habe. Dies gehört auch zu den Germanismen."

Man ist vielfach im Zweifel gewesen, wie weit Schillers Aufsatz über die französischen Unruhen reicht, und hat, so noch Goedeke in seiner kritischen Schillerausgabe, einen Aufsatz im 8. Band der zweiten Abteilung, „Die Unruhen in Frankreich von der Bartholomäusnacht 1572 bis auf den Tod Karls IX. 1574" (vgl. Goedeke IX, XIII f. u. 366 ff.), für Schillers Eigentum gehalten. Das ist unbedingt falsch. Allerdings

drückt sich Paulus in seiner Vorbemerkung zu dem Bande zu unklar über seine Arbeit an ihm aus, als daß man ihn schon deshalb als Verfasser des Aufsatzes ansehen müßte; um so sicherer aber erkennt man ihn, abgesehen von Äußerlichkeiten, an seinem abweichenden Stil und an der Benutzung einiger anderer Quellen; er folgt diesen zudem ziemlich sklavisch, so daß die Übersicht eher eine Übersetzung als seine eigene Leistung ist. Daran mag es auch gelegen haben, daß Paulus den Aufsatz später nicht wie die in den anderen Memoirenbänden folgenden Übersichten in seine „Historisch-politischen Schilderungen und Denkzeichen" aufgenommen hat.

Dazu kommen noch folgende Momente. Die fragliche Übersicht erschien im Jahre 1794, bereits im Herbst 1792 aber hatte Schiller die Herausgabe der Memoiren an Paulus abgetreten; er warnte damals Körner vor einer Mitarbeit an ihnen: „Es geht ungeheuer viel auf einen Bogen, ... und über fünf Thaler kann Dir Paulus nicht bezahlen." Sollte Schiller da selbst wohl noch länger mitgearbeitet haben, als es unbedingt nötig war, und, wenn doch, sollte er erst wieder beim 8. Bande beteiligt sein, nachdem er mit seiner Universalübersicht schon beim fünften aufgehört hatte? Entscheidend endlich erscheint uns, daß der Kritiker, der die Bände 8—15 in der „Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung" anzeigte, gleich im Eingang seiner Besprechung hervorhob: „Die Herausgabe derselben hat nicht Herr Hofrat Schiller, sondern Herr Professor Paulus besorgt, welcher auch Verfasser der vor jedem Bande vorausgesandten universalhistorischen Übersicht ist." Das Jenaer Blatt stand beiden Männern zu nahe, um nicht genau mit ihrer Arbeit bekannt zu sein.

Egmont. Ähnlich wie den „Verschwörungen" erging es dem „Abfall". Auch er wurde nie fortgesetzt, obgleich Schiller die Hoffnung dazu lange Jahre festgehalten hat. Doch fielen von seiner dreijährigen Forscherthätigkeit nachträglich noch zwei Nebenarbeiten ab, „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod" und die „Belagerung von Antwerpen". Die Entstehung des ersten Aufsatzes fällt noch gleichzeitig mit dem Abschluß des „Abfalls". Schiller glaubte diesen bereits beendet und nun im ganzen 32 Bogen geliefert zu haben, als er am 26. Juli sah, daß er gut thäte, nachträglich noch drei Bogen nachzuliefern. „Ich finde es notwendig, sie sowohl wegen des Inhalts als auch deswegen, weil sonst der zweite Teil gegen den ersten viel zu lang ausfallen würde, dem ersten noch beizufügen. Aber aufgehalten sollen Sie nicht werden. Ich habe sie nur noch abzuschreiben."

Er schickte den Nachtrag noch vor dem Ablauf der Woche ein, doch betrug derselbe nicht drei Bogen, sondern etwa 2 Bogen 2 Blatt, da der „Abfall" nun thatsächlich eine Stärke von 32 Bogen 2 Blatt statt der ursprünglich festgesetzten 32 Bogen erhielt. Der Rest von 12 Seiten, den Schiller zurückbehielt, war höchstwahrscheinlich der „Prozeß Egmonts", und zwar in der Gestalt, wie wir ihn hier nach der letzten Ausgabe Schillers aufgenommen haben. Nur in dieser Form setzt er den „Abfall" unmittelbar fort, wie er dessen ersten Teil vortrefflich und jedenfalls besser als das thatsächliche Schlußkapitel beendet. Schiller hielt den Aufsatz damals wohl deshalb zurück, weil er gerade im Begriff war, seine Recension über Goethes „Egmont" zu schreiben. Als er ihn im 8. Thaliaheft veröffentlichte, leitete er ihn durch die Erzählung von Egmonts Leben ein, die er indessen fast ganz aus dem „Abfall" entnahm. Neue Studien lagen dem Aufsatz außer für die Schlachten von St. Quentin und Gravelingen nicht zu Grunde. Anders stand es mit der fünf Jahre später erschienenen „Belagerung von Antwerpen".

Geschichte der Malteser und Pitavals Rechtsfälle. Vor der „Belagerung" entstanden noch zwei kleinere Aufsätze. Die Vorrede und Ausgabe der „Geschichte der Malteser" hängt mit Schillers früher Bekanntschaft mit diesem Werke Vertots zusammen. Da er sich schon im Winter 1789 auf 1790 mit der Idee der „Malteser" trug, so war es natürlich, daß er das Werk in einer deutschen Bearbeitung wünschte. Er ließ zunächst die „Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken" von seinem „armen Studenten" Berling nach Vertot bearbeiten und nahm den Aufsatz im 10. Heft der „Thalia" vom Herbst 1790 auf. Dann übertrug er seinem Hörer die Übersetzung des ganzen Werkes und gewann Crusius als Verleger dafür. Die Arbeit fiel aber so schlecht aus, daß Crusius sie zurückwies. Er übergab sie daher am 6. Oktober 1791 „den reiferen Händen" Niethammers, dem er damit für seine Stellung als Privatdozent zugleich eine kleine Nachhilfe verschaffen wollte, und schrieb noch an demselben Tage seinem Verleger: „Sie erhalten in 6 bis 8 Wochen die ‚Geschichte des Malteserordens' in einer weit bessern Gestalt.... Von mir erhalten Sie jetzt dieses Werk, und ich kann mich für die Güte desselben verbürgen." Crusius hatte indessen nach der ersten Probe keine Lust mehr, die Bearbeitung in Verlag zu nehmen; dadurch verzögerte sich die Ausgabe des Werkes bis zum Herbst 1792, wo es mit einer Vorrede Schillers im Verlag von Christian Heinrich Cunos Erben in Jena erschien.

In demselben Verlage kamen gleichzeitig die „Merkwürdigen Rechtsfälle“ Pitavals in einer deutschen Bearbeitung heraus. Auch diese Sammlung wurde von Schiller angeregt und mit einem empfehlenden Geleitwort versehen. Der Zusatz im Titel „als Beitrag zur Geschichte der Menschheit“ wird unmittelbar von Schiller herrühren. Ihn leitete augenscheinlich als alten Schüler des „Menschenforschers“ Abel wieder die Vorliebe (vgl. Bd. VI, S. 170) für „merkwürdige Menschen und Handlungen“, denen er schon in der „Rheinischen Thalia“ den ersten Platz angewiesen hatte.

Belagerung von Antwerpen. Erst nach dritthalb Jahren kam dann die „Belagerung von Antwerpen“. Sie entstand, als Schiller für seinen ersten Horenband um die Füllung des siebenten Bogens verlegen war. Er schrieb damals am 29. November 1794 an Goethe: „Wenn es auf keine andere Art zu machen ist, so will ich ein Morceau aus der niederländischen Geschichte, das für sich interessieren kann, die Belagerung von Antwerpen unter Philipp II., die viel Merkwürdiges hat, kurz beschreiben. Diese Arbeit macht mir weniger Mühe, und es würde der kleine Nebenzweck dabei erreicht, daß schon im ersten Stück das historische Feld besetzt wäre. Daß die Erscheinung dieses ersten Stückes nun um eine Woche verzögert wird, kann freilich nicht vermieden werden.“

Schiller wollte den Lückenbüßer also in acht Tagen liefern. Er sah aber schon vier Tage darauf „leider“ voraus, daß er seinen historischen Beitrag zu dem Stück nicht rechtzeitig abschließen könne. Thatsächlich wurde er auch für das 2. und 3. Stück nicht fertig. Doch konnte Schiller ihn seinem Verleger am 19. März des folgenden Jahres als einen starken Beitrag für das 4. Stück ankündigen. Die Arbeit kam ihm bloß wie ein Spiel vor. „Nur die Menge elenden Zeuges, die ich nachlesen muß, und die mein Gedächtnis beschwert, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen.“

Zehn Tage darauf gab er den Anfang in Druck, konnte aber den Schluß erst für das 5. Stück liefern. Er klagte damals gegen Körner: „Mich beschäftigt schon seit drei Wochen ein historischer Aufsatz für die ‚Horen‘. Dieser raubte mir alle Zeit zu andern vernünftigen Sachen.“

Man erkennt, wie wenig Interesse er damals noch an seiner eigenen historischen Schriftstellerei fand; nur aus Not hatte er sie wieder aufgenommen und nur, weil es sich um seine „Horen“ handelte. Wie

unwahrscheinlich muß es da sein, daß er kurz vorher noch den Aufsatz in dem achten Memoirenbande geschrieben haben sollte.

Die „Belagerung von Antwerpen“ darf im Grunde als das letzte historische Produkt Schillers gelten. Denn für die „Denkwürdigkeiten Vieillevilles“, die er drei Jahre darauf gleichfalls für die „Horen“ heranzog, lieferte er selbst doch nur einen geringfügigen Beitrag. Indessen hat auch diese Arbeit ein gewisses Interesse.

Vieilleville. Der Plan scheint auf Goethes Anregung zurückzugehen. Wenigstens scheint dieser Schiller bestimmt zu haben, die Denkwürdigkeiten des Generals für die „Horen“ zu verwerten. Schiller hielt Vieilleville hier als „Nachfolger“ des Cellini für sehr brauchbar; nur müßte er freilich, schrieb er an Goethe, „nicht sowohl übersetzt als ausgezogen werden. Wenn Sie selbst sich nicht daran machen wollen, so will ich mich an den Vieilleville machen und bitte, mir ihn zu dem Ende zu senden.“ Aber weder Goethe noch er selbst übernahm die Bearbeitung. Schiller übertrug sie seinem Schwager Wolzogen und behielt sich, wie es scheint, nur die Redaktion vor. Doch ließ ihm sein Bearbeiter, als er die ersten Partien an Schiller einschickte, noch genug zu thun. Denn am 18. Juni 1797 klagte der Dichter: „Mich läßt der Vieilleville diese Woche nicht vom Platz“, und tags darauf schrieb er an Wilhelm von Wolzogen: „Aus dieser ersten Sendung mußte ich freilich noch vieles, fast ein Drittel, ganz weglassen, weil es zum Hauptzweck nicht hilft, nicht interessiert und dem Bedeutenden den Platz wegnimmt. Und da das Publikum nach und nach 15 bis 16 gedruckte Bogen von diesem Werke verschlingen soll, so muß der erste Bissen ihm schmecken ... Eine Einleitung habe ich heute gemacht.“

Das Schreiben ist außerordentlich wertvoll; man ersieht daraus einmal mit ziemlicher Gewißheit, daß Schillers positiver Anteil sich, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, auf die Einleitung beschränkt, und ferner, daß er in seiner Stellung als Herausgeber mit den Arbeiten anderer sehr gründlich verfuhr. Wir haben so noch nachträglich eine Antwort auf die Frage, in welcher Weise man sich Schillers Redaktionsthätigkeit an den „Verschwörungen“ vorzustellen hat. Eine frühere Äußerung erläutert dies noch näher. Am 17. November 1792 schrieb Schiller an Körner in einem Briefe, in dem er ihn zur Fortsetzung seines Damenkalenders durch eine größere Arbeit, wie etwa die „Cromwellische Revolution“, aufforderte: „Auf mich darf schlechterdings nicht gerechnet werden . . . Auch bin ich gar nicht für ein Quodlibet von

mehreren Verfassern. Das ruiniert Göschen, denn kein Mensch wird es kaufen. Es muß ein Verfasser und eine fortlaufende Geschichte sein. Huber taugt gar nicht zu historischen Arbeiten, da er doch nur ein Schwätzer bleibt. Sein ‚Maximilian von Bayern‘ ist nicht zu lesen.“ Schiller hatte also ein sehr geringes Urteil von Hubers Leistungen auf geschichtlichem Gebiete. Sollte er dies aber nur auf Grund des kleinen Aufsatzes über Maximilian ausgesprochen und nicht zugleich an die frühere Mitarbeit an den „Verschwörungen“ gedacht haben? Wenn er damals mit ihm zufrieden gewesen wäre, hätte er ihn vermutlich zur Teilnahme an den „Memoiren“ eingeladen. Das ist nicht geschehen. Er hatte also wahrscheinlich ziemlich viel an den „Verschwörungen“ oder doch an der „Verschwörung Rienzis“, der eigenen Arbeit Hubers, auszusetzen und zu bessern gehabt.

Schlußwort über den Wert der Aufsätze. Fassen wir in aller Kürze noch die Ergebnisse von Schillers kleinen historischen Schriften zusammen. Seine Geschichtschreibung umfaßt rund zehn Jahre, wenn man sie vom Herbst 1787 bis zum Juni 1797 rechnet. Allerdings liegt sein „Philipp II.“ schon vor diesem Zeitraum, kann aber, da er unmittelbar einem dichterischen Zwecke diente, nur als Probe seiner Übersetzungskunst für die Erstlingsarbeit auf historischem Gebiete gelten. In diesem Sinne verdient die Arbeit allerdings volle Beachtung.

Die eigentlich geschichtlichen Arbeiten beginnen mit der Herausgabe der „Verschwörungen“ und enden mit der von Schiller veranlaßten Bearbeitung der „Denkwürdigkeiten Vieillevilles“. Das Unternehmen der „Verschwörungen“ kam der Geschichte nur insofern zu gute, als es Schiller zu anderen historischen Arbeiten trieb und ihm Gelegenheit gab, seinen kritischen Sinn für Stil und Darstellung geschichtlicher Schriften zu entwickeln. Die „Denkwürdigkeiten Vieillevilles“ zeigen ihn als vollendeten Redakteur, während seine Einleitung zu ihnen nur als Symptom seiner gereiften politischen Gesinnung Wert hat, denn seine hier ausgesprochene Vorliebe für einen königstreuen, aller Revolution abgeneigten Mann spiegelt den unverkennbaren Eindruck der Pariser Schreckensjahre auf Schiller wider.

Im Mittelpunkt seiner Geschichtschreibung stehen der „Abfall“, der „Dreißigjährige Krieg“ und die „Memoiren“, während seine universalhistorischen Aufsätze sich unter diesen mehr wie ein fremdes Element ausnehmen. An den „Memoiren“ hat Schiller das doppelte Verdienst des Herausgebers und des Verfassers der geschichtlichen Einleitungen.

Zunächst war es ein glücklicher Gedanke Schillers, dem deutschen Volke das Interesse für geschichtliche Dinge durch Einführung in die Quellen der Geschichte zu wecken; denn das sind die „Memoiren", solange kein Aktenmaterial vorliegt. Wie sehr er dem Bedürfnis des Publikums damit entgegenkam, beweist die starke Auflage seiner Sammlung und ihre Fortführung bis in unser Jahrhundert hinein. Dabei verkannte Schiller jedoch keineswegs, daß es ein gewagtes Mittel war, Geschichte aus Memoiren zu schöpfen; er warnte mehrfach vor ihnen und übte selbst Kritik an ihren Nachrichten. Während er deshalb für das schnelle Überwuchern der schlechten Memoirenlitteratur nicht verantwortlich ist, darf er mit seiner Ausgabe einen verdienstvollen Anteil an dem seit seiner Zeit stark gesteigerten Interesse für geschichtliche Fragen beanspruchen. Nur dadurch wurde in der Folge jene historische Kenntnis und Kritik ermöglicht, die schließlich zur Verwerfung der Memoirenlitteratur und zum Aufschwung der modernen Geschichtswissenschaft führte. Daß er nicht durchweg die besten Memoiren für die Sammlung wählte, lag nur teilweise an seinen geringen geschichtlichen Kenntnissen. Die meisten bestimmte ihm das Urteil seiner Zeitgenossen. In der Wahl der „Alexias", die man ihm verübelt hat, sollte man eher ein Verdienst Schillers sehen. Er erkannte ihren historischen Wert für die Geschichte ihrer Zeit und ließ sich darum nicht von ihrer unerquicklichen Lektüre abschrecken. Zudem folgte er nur dem allgemeinen Urteil, wenn er diesem Werke eine höhere Bedeutung beimaß, als Anna Komnena mit ihrem engen Horizont und ihrer geistlosen Art thatsächlich beanspruchen kann. Schrieb doch Friedrich der Große in der Vorrede zur „Histoire de mon temps", daß aus der Geschichtslitteratur des byzantinischen Mittelalters nur die „Alexias" interessant sei, weil Anna Komnena darin berichte, was sie gesehen habe.

Einen besonderen Wert empfing Schillers Sammlung durch seine einleitenden Aufsätze. Vor ihm und nach ihm entstanden Memoirenausgaben, aber es gibt keine einzige größeren Umfanges, die das Bedürfnis des Lesers, sich über alle geschichtlichen Vorbedingungen der von den Memoiren behandelten Zeit aufklären zu lassen, in dem Maße befriedigte wie Schillers historische Einleitungen. Freilich ist die Abhandlung über Kreuzzüge, Völkerwanderung und Mittelalter kein Muster geschichtlicher Arbeit. Er schrieb sie, ohne noch mit dem Stoffe vertraut zu sein, nur auf Grund geschichtsphilosophischer Lektüre. Daher seine schnellen, nur auf willkürlichen Kombinationen

beruhenden Urteile, die gänzliche Verkennung der mächtigen Wandlungen innerhalb des früheren Mittelalters und die ganz haltlose Auffassung, die er von diesen Jahrhunderten überhaupt entwickelte. Schiller hat die Schwäche des Aufsatzes recht wohl empfunden; schon während der Abfassung fühlte er das Bedürfnis, „Fakta einzustudieren".

Als er später die Vorrede zu der Geschichte der Malteser schrieb, hatte er das gethan und urteilte daher ganz anders von den Kreuzzügen. Insofern hat auch dieser Aufsatz Bedeutung. Sobald er überhaupt geschichtliche Quellen vor sich hatte, begann die Achtung vor den historischen Thatsachen und gebot dem Spiele seiner Kombinationen Halt. Infolgedessen fielen alle späteren Aufsätze der Memoiren sehr viel besser aus. Die Abhandlung zur Zeit Lothars und Konrads (S. 258 ff.) hat durch ihre großartige Auffassung von Papst- und Kaisertum, ihr richtiges Urteil über Lothar, ihre glänzende Schilderung der Normannengründungen noch heute einen bedeutenden geschichtlichen Wert. Ganz besonders aber gilt das von den Aufsätzen über die französischen Unruhen. Sie stehen in der Angabe des Thatsächlichen, in dem Urteil über die religiösen und politischen Bewegungen Frankreichs, im ganzen wie im einzelnen, in der zutreffenden Darstellung der hervorragenden Persönlichkeiten noch durchaus auf der Höhe der modernen Geschichtslitteratur. Und dann, welch packende Darstellung trotz der gleichmäßigen, abgeklärten Ruhe, von der der ganze Aufsatz, zumeist aber die letzten Partien, getragen sind! Alles in allem ist es eine durchaus gediegene Abhandlung.

Nur die „Belagerung von Antwerpen" möchte man noch über die „Französischen Unruhen" stellen. Sie ist geschichtlich wie schriftstellerisch das reifste Produkt unter Schillers historischen Leistungen. Ein Muster klarer, anschaulicher, ja plastischer Darstellung, übertrifft sie in ihrem geschichtlichen Wert noch jede moderne Schilderung jenes denkwürdigen Ereignisses.[1]

Auch die universalgeschichtlichen Abhandlungen haben eine große Bedeutung, aber diese liegt mehr in ihrem persönlichen Wert für Schillers Geistesentwickelung, insbesondere durch ihren philosophischen Ideengehalt, als in ihrem Wert für das eigentliche Gebiet der Geschichte. Wären sie ihm nicht aus seinen Vorlesungen als Professor

[1] Um den Wert ihrer Lektüre noch zu erhöhen, haben wir der „Belagerung" ein kleines Kärtchen auf Seite 513 beigegeben.

der Geschichte erwachsen und träten sie nicht mit dem Anspruch auf, Geschichte zu geben, so müßte man sie unter die philosophischen Schriften Schillers verweisen. Dort allein haben sie ihren richtigen Platz, weil sie sich im wesentlichen auf rein philosophischen Spekulationen aufbauen.

Aber insofern Montesquieu und Gibbon gleichfalls einen Anteil an diesen Aufsätzen haben, und insofern deren universalhistorische Tendenz der Geschichtswissenschaft jener Tage überhaupt eigen ist, verdienen sie doch auch die Beachtung des Historikers. Sie bilden da ein bedeutsames Glied der Kette, die von Kant zu Ranke hinüberläuft. Sowohl Ranke wie Kant nehmen ein teleologisches Prinzip in dem Verlauf der Geschichte an. Kant aber fand seine Ideen hierfür a priori, Ranke auf dem Wege der Erfahrung. Schiller wandelte zunächst seinem Meister Kant nach, übersah aber, daß dieser selbst gebot, ein Historiker müsse sich von Einzelheiten zum Ganzen erheben. So versuchte er sich denn ohne festen historischen Boden und wurde naturgemäß willkürlich. Seinem späteren Freunde Humboldt scheint das Verdienst zu gebühren, Schillers Geschichtsauffassung zuerst auf den richtigen Weg gewiesen zu haben. Wenigstens sind die „Kulturstufen", die Schiller an den Rand eines Humboldtschen Aufsatzes geschrieben hat, ein erstes Zeichen dafür, daß er sich auch in der Theorie zu dem Standpunkt bekehrte, den er in seiner thatsächlichen Geschichtschreibung längst geübt hatte. Den besten Einfluß in dieser Beziehung scheint aber Goethe gehabt zu haben. Ihm schrieb Schiller am 18. Juni 1797: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen, besonders Poetischen, eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort."

Philipp der Zweite, König von Spanien. Von Mercier.*[1]

Philipp der Zweite ist Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde seines abergläubischen und schrecklichen Despotismus entwerfen, alle Bestandteile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in ein Bildnis zusammenschmelzen und den Abscheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! Man erzählt von einem Bildhauer[2], der sich anbetend zu den Füßen des Jupiters niederwarf, den sein Meißel erschaffen hatte — ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch decke, alle ohne Unterschied

* Precis historique zu seinem Portrait d. Philippe second.[3]

[1] Louis Sébastien Mercier (1740–1814), französischer Schriftsteller und Politiker, bekannt durch allerhand Dramen und Skizzen aus dem Volksleben, vor allem durch sein „Tableau de Paris". Er war der erste Übersetzer von Schillers „Jungfrau von Orléans".

[2] Pheidias, der Schöpfer des Zeusbildes in Olympia?

[3] Dieses „Portrait", 1785 anonym in Amsterdam erschienen, war ein historisches Gemälde in dramatischer Form und hatte den von Schiller hier übersetzten „Précis" als Einleitung vorgedruckt.

müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen, die da ist und kommen wird.

Kein Tirann, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp der Zweite ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.

Seine Absicht war, die furchtbare Gewalt, die er schon besaß, durch eine geistliche Monarchie zu verstärken, weil er wußte, daß sich die letztere über den ganzen Menschen erstreckte. Ebenso wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, sollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politische Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte sich gegen den Monarchen vergangen, sobald man sich von der Formel seines Glaubens entfernte. Eine solche Tirannei des Gewissens — die schlimmste aller schlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in seinen Staaten errichten. Er wollte seine irdische profane Gewalt mit einem göttlichen Zepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Zeremonie unterstützt, hatten eine verführerische, blendende Außenseite, der Wille wurde gefesselt und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Ebendarum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priestertum und glaubten durch diesen Kunstgriff sich einer grenzenlosen Gewalt zu versichern. Aus keinem andern Grund gestand Philipp der Zweite, der es in Anschlägen dieser Art allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvorthat, dem römischen Bischof die

Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in seinen Staaten anmaßen und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerspruch abzuschneiden, wo sein Vorteil im Spiele war; man sollte zittern, wenn er sein Kruzifix in die Hand nahm; der intoleranteste Pfaffe sprach aus dem Mund des unempfindlichsten Königs.

Notwendig mußte das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich bald durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand, zu denken, wurde hinweggeschafft, was nur den Geist der Untersuchung[1] atmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausschweifung einer Religion, die sich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistisch und grausam. Die Form des Gottesdiensts glich einer abgeschmackten, lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finstrer und grausamer Aberglauben verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Los traf alle spanische Reiche — der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Tier heruntergestoßen. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man sich von diesem Verfahren gebildet hatte. Der Mensch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belastet, schweift gerne von einem Extrem zum andern und geht von einem blinden Gehorsam zu zügellosen Empörungen über. So fand sich endlich Philipp der Dritte gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte sich anheischig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.[2]

---

[1] D. h. einen zur Untersuchung, zur zweifelnden Prüfung religiöser Fragen geneigten Geist.

[2] Mercier meint nur die vorläufige Anerkennung der thatsächlichen Unabhängigkeit Hollands vom Jahre 1609. Ihre rechtliche und endgültige Freiheit hat

Der Monarch, dessen Charakter ich jetzt entwerfe, besaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sizilien, die Niederlande, die Franche-Comté und das Herzogtum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die Kanarischen Inseln und einen Teil des Grünen Vorgebürges; in Asien die Philippinen, die Sonda-Inseln und einen Teil der Molukkischen; in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neuspanien[1], Chili und beinahe alle Inseln, die zwischen dem festen Land von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Besitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zusammen, diesen Monarchen zum größesten der Welt und der Geschichte zu machen, hätte er seine furchtbare Überlegenheit auf die Seite der wahren Größe geschlagen; aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren[2], worin er die Unterjochung von ganz Europa schmiedete, hatte er auch nicht *einen* Tag mit dem Glück der Menschheit bezeichnet; überall Tirann und Betrüger, überall Sklave des finstersten Aberglaubens, hielt er hartnäckig auf jeder Gelegenheit, die sich ihm anbot, seine strafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er verabscheute alles, was frei war. Wäre es Drake[3] nicht gelungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerstreut, die mit dem Namen der *Unüberwindlichen* prahlte, so war dieser glückliche Freistaat aus dem Globus vertilgt.* Welcher Zuwachs seiner Größe, wenn er auch noch dieses mächtige Reich mit seinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

---

* Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen.[4]

---

die Republik der Vereinigten Niederlande erst von Philipp IV. im Westfälischen Frieden 1648 errungen.

[1] „Neuspanien" ist wohl als Apposition zu Mexiko zu fassen, denn so wurde Mexiko genannt, solange es spanisches Vizekönigreich war.

[2] Philipp regierte von 1556—1598.

[3] Dem bekannten englischen Seehelden und Weltumsegler (1545—1596).

[4] Hier folgt das Gedicht „Die unüberwindliche Flotte"; vgl. die Lesarten und Bd. I, S. 320.

Ohngeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch seine Finanzen sehr oft in Unordnung und seine Reichtümer erschöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja sogar von seinen vlämischen Unterthanen, wirkte sich am römischen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und — wer wird es glauben? — und seine eigenen Truppen empörten sich bei der Belagerung von Amiens, weil sie keinen Sold erhielten.

Was setzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich den Vierten[1] zu unterdrücken! Was für Maschinen ließ er nicht spielen, die Aussöhnung dieses Prinzen mit dem römischen Stuhl zu hintertreiben! Als ein Schwager der letztern französischen Könige[2] machte er sich Hoffnung, die Krone dieses Reichs an seine Tochter Isabelle zu bringen.

Frankreich kannte seinen Charakter und verschonte ihn auch nicht. Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem egiptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satrapen, den Mörder seines Weibs und seines einzigen Sohns[3], wie einen zweiten Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irland. Alter kindischer König, der mit einem Fuß schon im Grabe steht, im Grabe, worauf[4] deine Staaten schwanken und nur auf das Signal deines letzten Augenblicks lauren, ihr Joch abzuwerfen! Dein Reich ist nur ein zusammengestückelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander springen."

Aber aller Verleumdungen ohngeachtet, welche Haß und Eifersucht von ihm ausstreuten, blieb das Kabinett dieses Königs das gefürchtetste in der Welt. Im Besitz seiner amerikanischen und

---

[1] König von Frankreich (1589—1610).

[2] Philipp II. hatte Elisabeth von Valois, die Tochter König Heinrichs II. und Katharinas von Medici, geheiratet, war also Schwager der kinderlosen Herrscher Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Da Mercier „beau-frère des trois derniers monarques" schreibt, wird wohl im Texte Schillers „drei" vor „letztern" ausgefallen sein.

[3] Vgl. 55 11—13. Don Karlos ist zwar im Kerker, aber höchstwahrscheinlich nur an den Folgen eigener Unvorsichtigkeit gestorben

[4] Falsch übersetzt statt „(König,) dessen Staaten alle schwanken". Vgl. die Anmerkungen hinter dem Text.

indischen Schätze, spielte er in Europa den Meister und behielt das Übergewicht bei jeder großen Verhandlung; auch verließ er sich so sehr auf seine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von seinem Paris, seinem Orleans sprach. Hätte er seinen Sieg bei S. Quentin[1] zu verfolgen gewußt, so war es um Frankreich geschehen.

Das Haus Österreich[2] war ehrgeizig, herrschsüchtig und stolz, aber gemeiniglich verlor es im Kabinette die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen sollte. Philipp dem Zweiten war es ein Leichtes, die französische Monarchie zu zerstören, und doch hat er nur die Ligue zerstört; er besaß weder den Mut seines Vaters noch Eduards[3]. Die Eroberung von Portugal, wenn sie anders diesen Namen verdient[4], war der einzige Zuwachs, den die spanische Macht unter Philipp dem Zweiten gewonnen hat.

Karl der Fünfte hatte der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrschaft entsagte, seiner ungeheuren Macht sich freiwillig entlastete und alle seine Kronen einem Sohn übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erscheinung, diesen mächtigen Souverän so viele königliche und kriegrische Geschäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauscht zu sehen. Er beschloß seine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politischen Tode, indem er sich vor den Augen der Welt in die Mauren eines Klosters begrub und für seine abgeschiedne Seele Messen absingen ließ, gleichsam als hätte er aufgehört zu sein; und doch fehlte noch etwas, sein Leichenbegängnis vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode sonst zu erschallen pflegt.

Karl der Fünfte that stets das Gegenteil von dem, was er aufs Heiligste zusagte. Zweideutigkeit war die Base seines

[1] Über die Franzosen, 1557. Vgl. Bd. VI, S. 285.

[2] So bezeichnen die Franzosen gern das Haus Habsburg, in der spanischen so gut wie in der deutschen Linie.

[3] Eduards, des „schwarzen Prinzen" von England, der die Franzosen in mehreren Schlachten, besonders 1356 bei Maupertuis, schlug. Er ist hier genannt, weil der Friede von Cateau-Cambresis (3. April 1559), wie man gleich damals erkannte, für die Franzosen eine Demütigung bedeutete, wie sie sie seit den Tagen des schwarzen Prinzen nicht mehr erlebt hatten.

[4] Portugal fiel ihm durch Verrat des portugiesischen Adels fast ohne Schwertstreich in die Hände.

Charakters. Von jener erstaunenswürdigen Entsagung der Krone bleibt der wahre Bewegungsgrund noch immer ein Rätsel; aber kaum hatte er die Begräbnisfarce gespielt, als ihn dieser Schritt schon gereute. Sowie Philipp Besitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Karls nicht mehr. Von seinen Unterthanen vergessen, lebte er mitten unter ihnen wie in einem fremden Lande. Hofleute sah er nicht mehr; für sie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er sich eine kleine Summe vorbehalten. Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrscher so vieler Königreiche, war er itzt ohne Geld, wandelte, mit dem Breviar in der Hand, in einem einsamen Kloster umher, geißelte sich jeden Freitag in der Fastenzeit; ein Kaiser wie dieser, welch ein Schauspiel für die Welt!

Indessen war es eine feierliche und sogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er schloß seinen Sohn in die Arme und sagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es wert sein, daß du dereinst für einen unter ihnen eben das thun könntest, was ich jetzt für dich thue.“[1]

War Karls Seele würklich über den Thron erhaben, oder ließ er sich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermutungen, aber die wenigsten sind befriedigend. Vor ihm war niemand auf den Einfall gekommen, seine eigenen Exequien zu feiern; während der Leichengesänge, die man um ihn her anstimmte, erkältete er sich in dem bleiernen Sarge und starb noch in ebendem Jahr an den Folgen dieser Erkältung.

Karl war intolerant gewesen, hatte sich durch Verfolgungsgeist seinem Zeitalter schrecklich gemacht. Jetzt wollte er in seinem Kloster zwei Uhren so stellen, daß sie nie voneinander abwichen, und kam nicht damit zu stande. Da entwischte ihm jener Ausruf: „Und doch sollen zwei Menschen nie in ihrem Glauben voneinander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurteile seines Vaters, und sein despotischer Stolz trieb ihn an, das ganze Menschengeschlecht seinem

[1] Vgl. die ausführlichere Darstellung, Bd VI, S. 259.

Glauben zu unterwerfen. Dies war ein Hauptzug seines Charakters. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Beichtvater seines Vaters in effigie verbrennen ließ, und es fehlte wenig, daß er nicht selbst Karln für einen Ketzer erklärte und sein Andenken lästerte. Ein solcher Aberglaube, war er die Eingebung seines Herzens oder des Charakters seiner Nation?

Der mächtige Karl ging damit um, Maximilians und Ferdinands[1] Plane auszuführen und sein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überschatten sollte. Aber für einen solchen Ehrgeiz war er nicht kriegerisch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg seiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; seine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler seiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutschen Reichs für den ersten Schritt zur allgemeinen Monarchie ansah. Dieser Irrtum zerteilte seine Kraft, und die Eilfertigkeit, seinen Bruder zum römischen König wählen zu lassen[2], war vielleicht in der Folge die vornehmste Ursache von Europas Befreiung. Auch das deutsche Reich erholte sich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiserwürde nicht ebenso von Karln abhing wie der Besitz seiner erblichen Staaten. Er würde seinem Sohne seine ganze Macht überlassen haben; und schon reute es ihn, daß es sein Bruder war, der den Titel eines römischen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, ihn durch die listigsten Anerbietungen zu bewegen, sich seines Rechts zu begeben. Er hatte alles angewandt, die Reichsstände zu gewinnen; aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit besorgt, fürchteten sie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch diese Hindernisse und durch die Widersetzlichkeit seines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Karl wider Willen das deutsche Reich.

---

[1] Ferdinands von Aragonien, der durch seine Vermählung mit Isabella von Kastilien den Grund zu dem gewaltigen spanischen Reiche legte. Mercier sagt später, an einer von Schiller ausgelassenen Stelle, von Ferdinand und Maximilian I.: „Diese beiden Fürsten entwarfen den Plan der Weltherrschaft und vererbten ihn auf ihre Nachkommen", nämlich Karl V. und seine Nachfolger.

[2] Schon im Jahre 1531, also 25 Jahre vor seiner Abdankung.

Dies war der Zeitpunkt, da das Haus Österreich Europa in Schrecken setzte. Richelieu sahe die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus diesem Gesichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäischen Nationen angesehen werden. Philipp träumte so gut wie Karl von einer Universalmonarchie; nur hatte diesen die Lage seiner Staaten mehr bei seinen Absichten begünstigt. Das Haus Österreich hatte damals den höchsten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte sich mit den Schätzen der Neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutschland gleich furchtbar, und die Religion, damals die Quelle der heftigsten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs[1] zu entzweien und zu schwächen, bald, sie wieder zu vereinigen.

Die spanische Monarchie verlor viel von ihrem Ansehen unter Philipp dem Zweiten, weil er sein Land erschöpfte, um die burgundische Erbschaft[2] zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter seinem Vater die ganze Masse seiner Macht in Bewegung gesetzt hatte, unter ihm erschlafft war.

Philipps Politik war künstlich, aber unthätig. Dieser Dämon in Süden, wie man ihn nennte, war mehr damit beschäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszustreuen als diese selbst zu benutzen. Überzeugt von dem Einflusse des Papstes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an sein Glaubensbekenntnis sich zu eigen zu machen. So wurde er der Verteidiger und Rächer aller katholischen Glaubensgenossen, nötigte den Papst, ihm seine Macht zu übertragen, herrschte durch Vorurteile wie durch Waffen.

Daher jene wütenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich seine Entwürfe mit solcher Langsamkeit aus, daß ihm selbst Mangel an Klugheit

[1] „Des Reichs“ ist falscher Zusatz Schillers. Mercier meint die Staaten Europas.

[2] D. h. die Niederlande, die vorher den Herzögen von Burgund gehört hatten. Karl V. hatte sie geerbt, weil er der Enkel Marias, der Erbtochter des letzten Burgundenherzogs, Karls des Kühnen, war.

nicht hätte nachteiliger sein können. Spanien hatte es bloß den Fehlern seiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp trotz seines Stolzes Heinrich den Vierten um Frieden bitten?[1] Verlor er nicht Tunis und Goulette[2]? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, so sehr er es bedrohte?

Oft verschwendete er seine Zeit mit unbedeutenden Gegenständen, wenn ihn die günstigsten Umstände aufforderten, seinem Glücke einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geistlichen beschäftigte ihn ebenso ernstlich wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm so wichtig als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpste war ihm ein heiliges Gesetz, und gegen die Reformierten war er so aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde, sie auszurotten, aufopferte. Selbst seine Feinde unterstützte er, wenn sie nur im geringsten den Protestanten zuwider zu sein schienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünscht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geschah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papstes behauptete er selbst zuerst oder wollte ihn wenigstens bei andern allgemein machen. Seine Politik war es unstreitig, dieses geheiligte Vorurteil gegen seine Feinde zu benutzen und es daher gegen alle Zweifel zu sichern.

Kein Jahrhundert ist durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet als das sechszehnte. Welchen Fürsten mußten damals die Menschen gehorchen! Katharina von Medizis, Karl IX., Heinrich III.[3], Philipp II., Christian II.[4], Heinrich II.[5], die ränkevollen und grausamen Päpste nicht einmal zu rechnen.

[1] Gemeint ist der Friede von Vervins, 1598.

[2] Beide Plätze wurden 1573 von den Türken erstürmt. La Goulette ist eine Festung am Eingang des Hafens von Tunis.

[3] Katharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich, ist die Anstifterin der Bartholomäusnacht. Die Könige Karl IX. und Heinrich III., ihre Söhne, haben die Protestanten in blutigen Kriegen verfolgt.

[4] Christian II. von Dänemark, berüchtigt durch das Stockholmer Blutbad von 1520.

[5] Es muß nach der Vorlage „Heinrich VIII." heißen. Das ist der als „Ritter Blaubart" bekannte englische König (1509–47).

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die deutschen Kreise der Übermacht Karl des Fünften entgegensetzten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tirannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transsubstanziation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsatz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwürken. Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrücken wollte.

Elisabeth[1] war die Urheberin ihrer Freiheit, und dies ist ihr schönster Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Elisabeth den Weg der Ehre, und ihre weise Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tirannei Philipp des Zweiten überdrüssig, sich unter die Oberherrschaft der Elisabeth begeben wollten, antwortete sie den Gesandten, die ihr den Antrag thaten, sie hielte es nicht für schön noch anständig, sich fremden Eigentums zu bemächtigen, und fügte hinzu, Holland habe Unrecht, der Messe wegen so viel Verwirrung anzurichten; aber nachdem sie so gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürst zu handeln; sie erriet, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römische Hof und das Haus Österreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verletzte, indem sie die Niederländer unterstützte, daß sie nicht berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber das ist ein Trugschluß; die Staaten hängen so gut zusammen als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die

[1] Von England (1558—1603).

Grundgesetze eines Staats nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tirannen nicht unthätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen andern wesentlichen Zweck.

Wie? eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter widersinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? Sobald die Gesetze der Menschheit verletzt werden, tritt alles in das ursprüngliche Recht[1] zurück; einem unterdrückten Volke beizustehen und großmütig aufzuhelfen[2], das ist die Aufforderung der Natur; eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt und allen Nationen wechselsweise zu gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kömmt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles übersähe, was nicht sein besondres Interesse verletzte, ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittelung oder den Beistand einer angrenzenden Macht, dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben, denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrags[1] übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt, aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Mut haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermütiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch und hat den Charakter der

[1] Vgl. Bd. VI, S. 215, Anm. 4; Bd. VII, S. 176, Anm. 1.

[2] „Großmütig aufzuhelfen" ist falsch übersetzt. Es muß heißen „in seinen edlen Freiheitsbestrebungen zu helfen".

Unempfindlichkeit, aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreis vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicherweise diese Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. that für die helvetischen Kantons, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.[1]

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich, in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welcher das unzählbare Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Albas Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften und mit hohnsprechender Grausamkeit Ströme von Blut vergossen. Seine Henker folgten seinen Kriegern auf dem Fuß nach.

Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschränken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpste. Pius V., von niedriger Geburt, verstand sich mit ihm, begünstigte seine Plane und zeigte sich als den eifrigsten Verfolger der Protestanten. Der spanische Monarch hielt den Calvinismus für die Sekte, die am besten zu der Verfassung freier Staaten paßte, und er war entschlossen, eine Reformation von Grund aus zu zerstören, die sich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Grenzen der Macht unbestimmt sind.

Freilich waren es Menschen von niedrigem Stand gewesen, die den Calvinismus eingeführt hatten; und diese sind immer auf einen Luxus neidisch, von welchem sie sich ausgeschlossen finden,

---

[1] Nach dem verunglückten Handstreich Karl Emanuels von Savoyen auf die Stadt Genf („Genfer Eskalade" 1602) schloß Heinrich IV. mit den Schweizern ein festes Bündnis zum Schutz gegen feindliche, besonders spanische Eroberungsgelüste.

und einer Gewalt Feind, deren Gewicht sie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholizismus dünkte ihnen die Seele der Tirannei, und in dem Umsturz der römischen Übermacht hofften sie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte sie, weil ihre Umstände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten; darum entrissen sie den Tempeln ihre Zieraten und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterschied des Rangs aus der Gesellschaft zu verbannen, mußte die Großen gegen sie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Ansehen sowohl als den Vergnügungen der Fürsten abbrachen, mußten den heftigsten Widerstand von seiten der reichen und unbeschränkten Monarchen erfahren. Auch[1] hätte Philipp denen, die er Rebellen nannte, alles bewilligt bis auf die Gewissensfreiheit: diese, sagte er selbst, würden sie nie von ihm erhalten, wenn er auch seine Krone aufs Spiel setzen müßte. Er sah diese Gewissensfreiheit als die Zerstörung seiner politischen Grundsätze an.

Wie die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein sein könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen, aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellten die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden.

Elisabeth, welche eine geteilte Macht für eine verlorne hielt, war sehr entfernt, Philipp dem Zweiten ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest auf ihre Grundsätze hielt, den Sohn des mächtigen Karl neben sich auf den Thron sitzen lassen? Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne um eine Dispensation bei dem Papst anzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Papstes anerkannt haben. Man sieht, daß alles zusammenkam, den Calvinismus zu begünstigen.

---

[1] Nach dem Original besser „Daher“.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden sein ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poissy[1], ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen so wichtigen Fortschritt gefolgt sein!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dieses vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken. Sie lieferte die Menschen irdischen Flammen, und, damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern.[2] Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstre Gepräg der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wut, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen, in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.

Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finsternis noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine unverletzbarsten Rechte zu entreißen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.

Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Papst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Horns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn andrer Edelleute gewesen, welche durch eine besondre Kommission

---

[1] Religionsgespräch zwischen protestantischen (Theodor Beza) und katholischen (Kardinal von Lothringen) Theologen im September 1561. Poissy liegt bei Versailles.

[2] Durch die Lehre vom Fegefeuer und dem ewigen Höllenfeuer.

verurteilt worden waren[1]; aber gibt es in der Geschichte, selbst der römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal als Philipps Achtserklärung gegen den ersten Statthalter von Holland? Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? „Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich jemand findet, der edel genug ist, die Welt von dieser Pest zu befreien und ihn uns tot oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen, diesem fünfundzwanzigtausend Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm unsre königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlig ist, versetzen wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand!" In den Adelstand! — Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem König in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schafott hätte sterben lassen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hof gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.

Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte[2], legten durch ihren Mut den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Volke nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgesetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu sein. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiserne Rute förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewundernswürdigste Begebenheit in der neuen Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru besoldete.

---

[1] Vgl das Nähere unten in Egmonts Prozeß.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 392.

Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften; aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersetzte bei ihnen die würklichen Kräfte. Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in dem Stand, Spanien seine Schätze und Besitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.

Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater ererbt, er konnte ruhig über dieses Volk herrschen; aber er brachte es auf, er zwang sozusagen die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstützt und alle Zwiespalten genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen[1], er sah diese **Bettler**, die eine **hölzerne Schale** als spöttisches Attribut hatten[2], seiner Macht trotzen und verlor ein Land, das heutzutage reicher ist als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner ehemaligen Tirannen nach Gefallen zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.[3]

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feierlich Philipp den Zweiten für verlustig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte.[4]

---

[1] Dem französischen König und dann den Engländern.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 392.

[3] In der ersten Hälfte des Jahres 1710 war Frankreich durch eine Reihe von Niederlagen in dem Spanischen Erbfolgekrieg so geschwächt, daß die Entscheidung über den Thron Spaniens ganz von seinen Gegnern abhing. Unter diesen spielte Holland eine der wichtigsten Rollen.

[4] Vgl. Bd. VI, S. 215, Anmerkung 4.

Also gewann sein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend schändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichtümer verschwendet hatte, um den Sektierern das Joch der römischen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch seinen Despotismus und seine Barbarei verabscheuen, müssen wir doch den Talenten, die er würklich besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte die weise Politik, in Spanien selbst Frieden zu erhalten; er wußte seine Minister zu wählen, er bildete sie selbst.

Auch kann man ihm die tiefe Menschenkenntnis nicht absprechen. Er studierte sorgfältig den Charakter seiner Minister, bevor er sie in Thätigkeit setzte. Seine Aufmerksamkeit war unermüdet in diesem Stücke, und sicher ist diese Kunst, den Gehalt der Menschen zu ergründen, deren man sich bedient, das erste Talent bei einem Fürsten. Aber da man seine tirannische Hartnäckigkeit kannte, handelten seine Minister nach seinen eigenen Grundsätzen und suchten ihm ähnlich zu sein. Indessen hatte er eine übertriebne Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußeren Schein der Ruhe die grausamste Seele verbarg: diese Gefälligkeit kostete ihm die sieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben sind stark genug, Albas unersättlichen Blutdurst[1] zu schildern. Er sprach allen Gesetzen Hohn und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen seiner unseligen Gewalt.

Aufmerksamkeit und Wachsamkeit bezeichneten diesen Monarchen in einigen Teilen der Staatsverwaltung. Sein Rat mußte in seiner Gegenwart die Vorteile und die Gefahren einer Unternehmung auseinandersetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen schriftlich an; er überdachte sie reiflich und vereinigte die entgegengesetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann stieß er alle Gesetze um, gegen diese gärte ein unauslöschlicher Haß in seiner Seele.

Indessen findet man in seinem Leben eine Menge widersprechender Züge, die den Maler niederschlagen. Der Erzbischof von Toledo hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für fromme

---

[1] Falsch statt „Habgier" (avidité) übersetzt.

Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch ein paar Doktoren ohne Pfründen entscheiden ließ, er als Vater der Armen sei der Erbe dieses Prälaten. Auch war seine Achtung gegen die Geistlichkeit nicht so groß, daß er sie nicht zu bestrafen gewußt hätte, wenn er durch sie beleidigt war. Er ließ ohne Anstand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil sie in Portugal gepredigt hatten, er sei im unrechtmäßigen Besitz der Krone; und er hatte sogar Gregor dem Dreizehnten, der sich zum Schiedsrichter dieses Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß seine Rechte nur seinem Schwert unterworfen wären. Also schonte er die Priester seiner Kirche nicht, wenn sein Eigennutz oder sein Stolz auf dem Spiele war, und dieses muß sehr viel Licht auf seine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien seiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt desto besser an sich zu reißen.

Diese Heuchelei, diese Strenge, diese Grausamkeit spricht auch aus dem Privatleben dieses Fürsten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ohngeachtet seines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition zuzusehen[1], und er versicherte, daß er selbst bereit sein würde, des Henkers Stelle zu ersetzen, wenn es an einem fehlen sollte. Er schien — schaudernd schreib' ich es nieder, und doch ist es historisches Faktum — er schien sich an dem Rauchen des Bluts dieser Märtirer zu ergötzen, und bei diesen zermalmenden Schauspielen ließ er noch besoldete Spionen herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleidens in den Augen der Zuschauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war: er wurde dem Arm der Inquisition ausgeliefert.

Ein einziges Mal sah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als Saint Quentin mit Sturm erobert wurde, aber an eben diesem Tage war seine Furcht so groß, daß er gelobte, im Fall er davonkäme, ein prächtiges Kloster zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen

[1] Vgl. Bd. VI, S. 298, Anmerkung 1.

Palast dazu, und diesem Gelübde hat das Eskurial sein Dasein zu verdanken. Es scheint, daß er bei dieser Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, sich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu seinem Stolze gesellte sich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als knieend mit ihm sprechen. Selbst die Teilhaber seiner Grausamkeiten zitterten vor ihm, und der treuste Diener seiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einst unangemeldet in das Kabinett des Monarchen getreten war, mußte von ihm diese durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit wie die Eurige verdiente das Beil.“

Er setzte seinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabschrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch diese frömmelnden Mummereien schläferte er sein Gewissen ein. Er ließ über 50,000 Protestanten umbringen, und seine Kriege kosteten ihm nach seinem eignen Geständnis 564 Millionen Dukaten.

Ohngeachtet seines Eifers für die Lehrsätze der katholischen Religion hatte er verschiedne Maitressen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener seiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit teilte sich zwischen den Klöstern und seinen Konkubinen. Übrigens wandte er alles an, um seine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub sie lebendig in Klöstern, und seine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunstgriffen fehlen, seine Laster zu bemänteln.

Dieser Monarch kam an die Regierung in dem schönsten, ruhmvollsten Zeitpunkt Spaniens, da der Stolz seines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp der Zweite vergaß seine Stärke und verschwendete an spitzfündige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Diese unbeständige, hin und her schwebende Politik schickt sich für kleine Republiken, für eingeschränkte Staaten; aber große, wichtige Reiche müssen diesen Kunstgriffen entsagen: kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müssen sie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verstellung ist freilich einem Fürsten zuweilen nötig: die Leidenschaften um ihn herum sind zu heftig, als daß er ihnen

immer offen entgegenwürken könnte. Aber Philipp der Zweite übte Betrug, nicht Verstellung. Er war für diesen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipps Geist war bloß verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spionen zu besolden, welche sich in die verborgensten Intriguen zu schleichen wußten, zu einem Teil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürsten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menschen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in seinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf sich. Von dem Verbrechen, daß er seine Gemahlin vergiftet haben soll, sprechen ihn viele Geschichtschreiber frei und versichern, daß Elisabeth über den Kummer starb, den ihr Dom Karlos' Tod verursachte. Nichts ist aber gewisser, als daß Philipp Mörder seines Sohnes war. Er lieferte seinen Sohn dem Haß der Inquisition aus, und Philipp und die Inquisition waren eins.

Dieser Monarch, dessen blutige Regierung vierundvierzig[1] Jahre gedauert hatte, starb ruhig in dem Alter von vierundsiebenzig Jahren. Zwei Tage vor seinem Tode sah er die Himmel offen. Er blieb bei einer schrecklichen, langwierigen Krankheit standhaft und unerschüttert; er empfing das heilige Sakrament vierzehnmal, eh' er den Geist aufgab: sein Gewissen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl unternehmen, über die Frömmigkeit dieses Königs ein Urteil zu fällen! Sollte es möglich sein, daß er wirklich ein rechtschaffener Mann war? Wäre das, so war seine fromme Raserei freilich unheilbar, aber dann verdienen seine ungeheure Maximen unsern Unwillen mehr als unsern Abscheu.[2] Doch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß er sich der Religion nur als eines Schleiers bediente, seine unrechtmäßigen Handlungen in dieser heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

---

[1] Nur zweiundvierzig. Vgl. S. 38_{16} mit Anm. 2 und 56_{29}.

[2] Mercier sagt: „(sie verdienen) um so mehr unsern Abscheu".

[1]Im „Abregé chronologique de l'Histoire d'Espagne“[2] findet sich folgender Abriß von Philipp dem Zweiten, dessen Mitteilung dem Leser nicht unangenehm sein wird.

„Er war von mittelmäßiger, aber wohl proportionierter Statur, von breiter Stirne, blauen Augen, standhaftem Ansehen und einer ernsthaften, gravitätischen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge seines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelassenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich so sehr, als ein Fürst nur thun konnte; er ging in die geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung hinein. Er setzte aus seinem Kabinett alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung, er wollte für sich allein, ohne Bundsgenossen handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauisch, voll Verstellung und Rachsucht; er achtete nichts, sobald es auf Ausführung seiner Anschläge ankam. Nichts schröckte ihn, er schien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernsten Gelassenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur eine Leidenschaft, den Schrecken, einflößen. Seine Befehle waren wie die Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte vollstreckt werden und unwiderruflich sind. Das Blut seiner Unterthanen ließ er stromweis fließen, die Flamme des Kriegs verbreitete er über alle benachbarte Staaten, stets war er bewaffnet, seine Unterthanen oder Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der damals einzige Erbe seiner Staaten, konnte sein unbiegsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe notwendig. Nie schmeckte er die Wollust, zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Günstlinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutsamkeit

[1] Das Folgende ist nicht mehr aus Mercier, sondern ein Zusatz Schillers. Vgl. die Anmerkungen hinter dem Text.

[2] „Abregé chronologique de l'Histoire d'Espagne et de Portugal“ lautete der Titel eines in Paris 1765 erschienenen Werkes, das Schiller indessen nicht selbst vor sich hatte. Vgl. die Anmerkung hinter dem Text.

mit ihm. Er foderte dieses ernsthafte Ansehen auch von seinem Volk. Das schreckliche Inquisitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unschuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus seinen Staaten zu verbannen. Er besaß alle Eigenschaften zu einem großen Staatsmann, einen lebhaften Geist, ein erstaunendes Gedächtnis, eine unermüdete Arbeitsamkeit; er wußte die Menschen vollkommen zu beurteilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmütig, an seinem Hofe prächtig, in seinen Anschlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerschüttert. Seine unbeugsame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall; er schwächte seine Staaten durch Vertreibung der Mauren und durch sein barbarisches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und seine Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geist und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden sein, hätte er nur jene sanften Tugenden besessen, die einen guten König vollenden."

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618.[1]

Die Republik Venedig war unter allen italienischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treusten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von jeher vor den päpstlichen Anmaßungen geschützt. Endlich waren die Päpste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grundsätzen Gregor des Siebenten zu entsagen, als zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Paul der Fünfte in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammenstieß, veranlaßte diesen Angriff. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht, hatte nicht erst auf den Papst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, die in jedem Lande eine Art von

[1] Diese aus St. Réals Schrift „Conjuration des Espagnols contre la Republique de Venise en l'année 1618" (zuerst erschienen Paris 1674) übersetzte Darstellung der Verschwörung (vgl. die Anmerkungen hinter dem Text) enthält so viel Erdichtetes und Zweifelhaftes, daß zur Berichtigung nur die allerwichtigsten Thatsachen in den Fußnoten angeführt werden können. Allgemein sei hier nur bemerkt: Die Verschwörung ist zugleich wahr und unwahr. Nichts aber beweist eine so weite Verzweigung, wie sie hier erzählt wird, noch eine feste Übereinkunft, noch vor allem die Nähe ihres Ausbruchs.

stehender Armee des Papsts abgaben, wurden aus dem venetianischen Gebiete verbannt.[1] Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich der Vierte, um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone manches Verdienst erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt.[2] Spanien hatte zwar alles versucht, um Anteil an dieser Versöhnung zu nehmen und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich ohnfehlbar zu ihrem Nachteil bedient haben würde[3]. Aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschließen, und so lange Heinrich lebte, mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach Heinrichs Tode wurde daher die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Österreich auf dem Adriatischen Meere besitzt, und die an das venetianische Gebiet grenzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestund. Man nennte sie die Uskoken, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich teils vor der türkischen Tyrannei, teils vor der Strenge der venetianischen Gesetze in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten.[4] Die Unterthanen der

[1] Gegen Ende des Jahres 1605 zog der Rat der Zehn zwei Geistliche, die ein gemeines Verbrechen begangen hatten, vor seinen Richterstuhl und bestrafte sie mit Gefängnis. Papst Paul V. sah in diesem Vorgehen, obwohl es mit früheren päpstlichen Bullen durchaus in Übereinstimmung stand, einen Eingriff des Staates in seine Rechte und forderte Freilassung der Geistlichen, Verzicht der Republik auf alle Gerichtsbarkeit über Priester und die Aufhebung aller Gesetze, die den Erwerb von Grundbesitz durch Geistliche und den Bau von Kirchen von der Genehmigung des Staates abhängig machten. Als die Republik diese Forderungen zurückwies, belegte er das ganze venetianische Gebiet mit dem Interdikt. Da aber erklärte der Senat von Venedig das Interdikt für ungültig und vertrieb alle Geistlichen, die sich den Geboten des Staates widersetzten, vor allem die Jesuiten.

[2] Am 21. April 1607.

[3] Indirekt hat die spanische Regierung doch Einfluß auf die Friedensverhandlungen gewonnen, und zwar ist es ihr merkwürdigerweise zu verdanken, daß der Papst sich die Ausschließung der Jesuiten vom venetianischen Staat gefallen ließ. Darauf aber kam alles an. Gleichwohl hat der spanische Statthalter in Mailand gegen den Frieden gearbeitet.

[4] Uskoken, „Flüchtlinge“, hießen ursprünglich alle Serben und Bosnier, die sich im 16. Jahrhundert vor den Greueln der Türken in die benachbarten Gebiete Ungarns und Venedigs geflüchtet hatten und von hier aus die Ungläubigen

Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Gräz, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst, aber seine Räte teilten die Beute mit den Uskoken, und da sie dem spanischen Hofe ergeben waren, nutzten sie die Gelegenheit, um diesen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog so schlecht erfüllt, daß es endlich zu einem offnen Kriege kam, der indessen nicht so entschieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu fürchten hatten, konnten die Last des Kriegs besser aushalten als der Erzherzog. Dieser wurde von dem Kaiser unabläßig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Hungarn bedrohte; und er selbst brauchte damals beträchtliche Summen, um seine Wahl zu der böhmischen Krone durchzusetzen, welche bald nachher vor sich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterstützt; aber der Krieg, den sie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu teilen, zumal da dieser Herzog mit der Republik in Verbindung war und seine Kräfte durch ihren mächtigen Beistand sehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieser gefährlichen Feinde zu stören, waren vergeblich; und das spanische Ministerium fand zu seiner großen Erbitterung die Venetianer überall in seinem Wege. Aber Philipp der Dritte war ein schwacher Fürst, der sich von Günstlingen regieren ließ, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es ebenso sehr an Mut zu großen Unternehmungen fehlte als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann

bekriegen halfen. Später nannte man so besonders die ans Adriatische Meer Gewanderten, die ihren Mittelpunkt zuerst um Clissa in Dalmatien, dann um Zengg in Kroatien hatten und von da aus Seeraub gegen Venetianer so gut wie gegen Türken trieben. Als die ihnen verbündeten Österreicher sie dann den Venetianern preisgaben (1615), wurden sie in das Innere Kroatiens verjagt und hier bei Karlstadt angesiedelt.

von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom Alfonso de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtschreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Ähnlichkeiten in den Vorfällen aus und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urteil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so ging er der Quelle seines Irrtums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sichern Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände erkennen gelehrt, welche weitumfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Mutmaßungen von der Zukunft galten bei dem spanischen Staatsrat fast für Prophezeiungen, so sehr hatte diese beständige Übung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntnis von dem Wesen der großen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten, damit umzugehen, einen wunderbaren Instinkt in Beurteilung der Menschen, die Leichtigkeit, mit unwiderstehlichem Reiz sowohl zu schreiben als zu sprechen, die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt, ein gefälliges und freies Gemüt, das um desto undurchdringlicher war, weil jedermann es zu durchdringen glaubte, ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimnis der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte, den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geistes mitten in heftigsten Erschütterungen.

Die spanischen Gesandten standen damals im Besitz, an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der

venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte, ihn zurückzurufen, so nötig auch seine Gegenwart an andern Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt setzte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich, etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen sein würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterstützungen, auf welche er rechnen konnte, bestärkten ihn in diesem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrat an Waffen erschöpft, und fast alle rüstigen Bürger waren auswärts beschäftiget. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zustand der Flotte, hatte sich der Senat nie so sicher geglaubt. Indessen war diese unüberwindliche Flotte an die istrische Küste gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht stand ebenfalls nicht näher, und in Venedig selbst konnte man sich vor einem plötzlichen Einfall der spanischen Flotte auf keine Weise schützen. Um sicher zu gehen, wollte sich der Marquis des Markusplatzes und des Arsenals als der wichtigsten Posten bemeistern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieses Plans unmöglich; daher beschloß er, an verschiednen Teilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu lassen und diejenigen Plätze sorgfältig auszusuchen, wo das Feuer schneller um sich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigsten scheinen würde. Seinen Hof wollte er indessen noch nicht in das Innere dieses Entwurfs führen, denn er wußte, daß die Fürsten sich nicht gern über Unternehmungen dieser Art erklären, bis man nichts weiter braucht als ihre Bestätigung, um des glücklichen Erfolgs gewiß zu sein. Eine Depesche, die er damals an den ersten Staatssekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Besonderes. Es gäbe Fälle, so schrieb er ihm, wo die Natur

selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freispräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre, sich nach außerordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltnen Ausnahmen schiene man ihm jetzt gerade berechtigt zu sein, da das übermütige Betragen der Venetianer und die schimpflichen Maßregeln zur Versöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden wären, dem österreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darin nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jetzigen Posten die Quellen des Übels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend jemand beurteilen könnte; übrigens hoffte er, diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so teilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andre erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anstalten so zu treffen, daß ihm der spanische Hof seine Gutheißung am Ende nicht verweigern durfte.[1]

Keine Monarchie ist jemals so willkürlich und uneingeschränkt

[1] Wie weit das hier und im Folgenden von Bedemar Erzählte zutrifft, läßt sich nicht sagen. Sicher ist nur so viel: Bedemar, den Venetianern von Anbeginn seiner Thätigkeit in Venedig verdächtig und daher später als eigentlicher Urheber der Verschwörung von 1618 bezeichnet, war kein Freund und Bewunderer der Republik, wußte aber als feiner und verschlagener Diplomat stets den Anschein tiefster Ergebenheit zu erwecken. Nach seinem eigenen Geständnis wußte er von feindlichen Anschlägen des Vizekönigs von Neapel auf Venedig, leugnete aber jede ihm zur Last gelegte eigene Teilnahme ab. Doch gab er zu, daß einer seiner Hausgenossen sowie ein königlicher Minister ihre Hand im Spiele hatten. Vielleicht hat er einige von den Verschworenen gesprochen und ihnen durch Bruillard (s. unten) Eröffnungen und Versicherungen machen lassen; mehr beweisen die Aktenstücke nicht.

gewesen, als es die Herrschaft des venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobilis und denen, die es nicht sind, beobachtet. Die Nobilis allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen, und die Personen vom größten Stande, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souveräns, nicht wie Statthalter. Vergibt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, so sind diese notwendig verbunden, den Willen des venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobilis, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit, sich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand, und außer dem Gelde, das nach Piemont ging[1], sah man sich in der Folge fast gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vorteil des Erzherzogs von seiten des Statthalters von Mailand[2] befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darin keinen Grund, sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang ebenso willkommen sein, als er den Großen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Großen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren. Darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Ratschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie, alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andre wollten

[1] Zur Unterstützung des befreundeten Savoyer Herzogs.

[2] Das damals spanisch war.

in ihrer Einfalt katholischer sein als der Papst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt, aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung Seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die von seiten des Vermögens ebenso schlecht bedacht waren als von seiten des Geistes. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer sein könnte.

So streng es auch den Nobilis untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch sein mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werte, ohngeachtet es des Vorwands wegen meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlaß sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie suchten sogar über andre, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe, bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bei diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren, zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Übrigens war seit dieser Zeit keine Beratschlagung des Senats dem spanischen

Gesandten mehr ein Geheimnis, er wurde von allen Entschließungen desselben unterrichtet; und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, sie zu befolgen.

Außer diesen Verbindungen wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen.[1] Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranka, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendozas Treue verdächtig zu machen und bewarb sich selbst um die mailändische Statthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendozas Stelle einzunehmen, und sobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem teilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforschen, ob der neue Statthalter sich würde bewegen lassen, funfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen zu dieser Unternehmung herzugeben. Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt und entschloß sich, so viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich im Fall eines unglücklichen Erfolgs einem gewissen

[1] Der Vertrag von Asti (21. Juni 1615) bedeutet „einen Glanzpunkt in der piemontesischen Geschichte“. Durch ihn ging Karl Emanuel von Savoyen aus dem von ihm begonnenen Mantuanischen Erbfolgekrieg gegen das mächtige Spanien zwar ohne den ersehnten Landgewinn von Montferrat, aber mit großem Ruhm hervor. Gleich nachher wurde Mendoza wegen seines diplomatischen wie militärischen Ungeschicks dem Savoyer Herzog gegenüber von Mailand abberufen, und sein Nachfolger Dom Pedro kam mit dem Entschluß, den Krieg fortzuführen.

Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum zweitenmal nach Venedig, um seinem Freund diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er diese Truppen sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit, die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloßzustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Übrigens versprach er, so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte wie für sich selbst.[1]

Nichts war für den Gesandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie vorauszusehen war, und weigerte sich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von seiner Seite nichts, um das üble Vernehmen aufs höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Kriegs im Friaul[2], von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschließen könnte. Die venetianische Armee war über den Lisonzo[3] gegangen und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte sich jetzt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit ginge. Damals endigte sich das Mißverständnis zwischen der spanischen und der deutschen

[1] Von Dom Pedros Thätigkeit in der Frage ist nur sicher, daß er im Widerspruch mit seiner Regierung den Frieden zwischen Venedig und dem Erzherzog Ferdinand möglichst zu hindern gesucht und seine Bedingungen nach dem Abschluß lange Zeit nicht erfüllt hat.

[2] Das ist jener Krieg zwischen Venedig und Erzherzog Ferdinand.

[3] Vielmehr Isonzo, Fluß in der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska Das L bei Schiller und Réal ist der apostrophierte italienische Artikel.

Linie des Hauses Österreich, welches seit dem Streit des Sohnes und des Bruders Karl des Fünften um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte.[1] Der erste Beweis der Versöhnung war der Anteil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ seine Truppen marschieren, und der Vizekönig von Neapel, welcher mit der spanischen Flotte auf dem Mittelländischen Meere kreuzte, drohte, den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er versperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er setzte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem Venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieser Freiheit gemacht worden, und diese Schriften wurden noch für unwiderlegbar gehalten, ohngeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenpartei versucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging sie von neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei seinen Absichten wünschte er nicht, für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so behutsam, daß man, solange er lebte, ihm auch nicht den geringsten Anteil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfasser

[1] Vgl. oben, S. 42_{13-31}.

des squittinio della liberta Veneta[1] — so hieß diese Schrift — anzusehen, ohngeachtet man zugibt, daß er sie hatte schreiben und herausgeben lassen.[2] Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von diesem Verdachte frei bleiben konnte; aber die Venetianer kannten ihn wahrscheinlicherweise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausendem Charakter trauten sie die Kälte nicht zu, eine politische Satire von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten ebenso fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi oder, wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo[3], einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Mut gehabt hatte, sein Interesse als Mönch in jenem entscheidenden Zeitpunkt dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil dies

[1] D. h. „Prüfung der venetianischen Freiheit". Die Schrift erschien 1612 in Mirandola.

[2] Auch heute ist die Frage nach dem Verfasser noch nicht gelöst, doch spricht die größte Wahrscheinlichkeit für Bedemar. Die Schrift sucht nachzuweisen, daß Venedig unter der Herrschaft der römischen und byzantinischen Kaiser gestanden und nur für einen Teil seiner Bürger, nämlich den Adel, die Freiheit erworben habe.

[3] Pietro Sarpi, genannt Fra-Paolo (1552–1623), einer der vorzüglichsten italienischen Geschichtschreiber, katholischer Geistlicher, aber zugleich der erbittertste Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Einmischung der geistlichen Gewalt in die Rechte des Staats. Er hat u. a. eine Geschichte der Uskoken geschrieben und soll auch die Verschwörung Bedemars im Auftrage des venetianischen Senats dargestellt haben.

nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Altertums begraben lägen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem römischen Hof wegen seiner eigenen Verteidigung so viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rat wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des Tridentinischen Konziliums, herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bei seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.[1]

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vorteile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Versuch zu wagen. Daher erhielt der venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich alles von neuem zerschlug. Gradiska blieb blockiert. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Teil seiner Truppen entbehrlich gemacht[2]; die französischen und deutschen Abenteurer sahen sich genötigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und achttausend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vorteil der Religion weniger zu Herzen ginge

[1] Dieses Werk, zuerst in London unter dem Pseudonym Pietro Soave Polano (Anagramm von Paolo Sarpi Veneto) erschienen, ist die bekannteste und künstlerisch bedeutendste von Sarpis Arbeiten. Wegen ihrer großen Feindseligkeit gegen die römische Kirche ist sie aber von den Katholiken von jeher stark angegriffen und auch von den Protestanten nicht unbedingt gebilligt worden.

[2] Zwölfjähriger Waffenstillstand Spaniens mit Holland im Jahre 1609. Vgl. oben S. 37, Anm. 2.

als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen sich vereinigt zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Papst die Venetianer würklich genötigt hätte, diese Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vorteil sehen, so hoffte er, die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Gelds und durch die Aussicht der reichen Beute in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bei dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die großen Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichtum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln, berühmt zu werden, so war kein Verbrechen so groß, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltne Gleichgültigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle außerordentliche Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Wert nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen.[1] Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen

[1] Der Franzose Regnault war einer der vertrautesten Diener Ossunas und stand in engster Freundschaft mit dem eigentlichen Verschwörer, Kapitän Pierre (vgl. S. 77, Anm. 1). Er nannte sich Sekretär der königlichen Kammer. In Frankreich soll er mit den entehrendsten Strafen gezüchtigt worden sein. Er kannte Jacques Pierre, dem er als Sekretär diente, schon lange vor dessen Ankunft in Venedig, hatte ihn im November 1615 mit dem venetianischen Botschafter in Rom und ein Jahr darauf mit dem in Neapel bekannt gemacht. Pierre wie Regnault wollten schon damals in venetianische Dienste treten.

könnte, teilte ihm seinen Entwurf mit und gestand ihm, daß er bei dem ersten Gedanken, den er davon gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger setzte er jetzt aufs Spiel. Er glaubte die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nötigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negocieren. Übrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte bloß unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem österreichischen Hause für seine eigne Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossnen Freunden rechnen könnte, die bereit wären, ihn vor der Wut des Pöbels zu schützen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von großem Nutzen; es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimnis dahinter ist, wenn das Geheimnis selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er, sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Überrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie beim Ausbruch der Verschwörung Miene machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand sozusagen im verjährten Besitz des Siegs und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtenteils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eignes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher; und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen

Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden, diese Flotte außer stand zu setzen, daß sie die Stadt beschützte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war als der Vizekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandierte, glaubte, ihn hierüber um Rat fragen zu müssen. Dieser Vizekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein ebenso unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Ähnlichkeit des Charakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondre hatte zuweilen Launen, welche alle Grenzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersetzte ziemlich, was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmte Korsaren vom Mittelländischen Meere an den Hof des Vizekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschützte sie nicht sowohl wegen des Anteils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, alles zu wagen und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger ging. Nicht zufrieden, sie bloß aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er diejenigen sogar selbst auf, die sich durch ungewöhnliche Verdienste auszeichneten, und machte ihnen so große Vorteile, daß er sie ohnfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortrefflich war, daß alle seine Mitbürger[1] sich's zum größten Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Stands unangesteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen

[1] Vielmehr Genossen im Handwerk, also Korsaren. Réal: „Jacques Pierre . . si excellent dans ce métier que tous les autres faisoient gloire de l'avoir apris de lui".

Anstande leben zu können, so entschloß er sich, der Seeräuberei zu entsagen, ohngeachtet er noch in seinen besten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle außerordentlichen Talente liebte und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn selbst gewesen war[1], erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, wessen Stands er auch sein mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Ratschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte, und von dem es so schwer ist, sich loszureißen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vincenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sizilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete diese Äußerung mit außerordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Mut des Kapitäns und seine Erfahrung im Seewesen schätzte, und schloß mit der Erklärung, daß er nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gern auf sich, und sie wurde durch so vorteilhafte Anerbietungen von dem Vizekönig unterstützt, daß der Kapitän nicht widerstehen konnte und sich mit Weib und Kindern nach Sizilien wandte. Solange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch seine Leidenschaft nicht ganz erstickt. Der Vizekönig hatte so schöne Gallionen bauen lassen; einige sehr reiche türkische Karawanen waren mit so schwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Versuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, diesen Rückfall zu bereuen. Seine

[1] Karl Emanuel I. oder der Große (1590—1630), einer der thatkräftigsten, verschlagensten und tüchtigsten Herzöge Savoyens.

Beute war unermeßlich, und der Herzog von Ossuna, mit dem er seit dieser Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den besten Teil davon. Nur mußte er versprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reise nach Provence zu machen, um alles, was er auf dieser Küste von braven Seeleuten kannte, in seine Dienste zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zusammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüsten, welche dem Vizekönig eigentümlich zugehörten, und über die er eine unumschränkte Herrschaft bekam. Mit dieser kleinen Flotte plünderte er ungestraft die levantischen Küsten und beschloß seinen ersten Feldzug durch ein großes Treffen, worinnen er ein ansehnliches Geschwader türkischer Galeeren teils gefangen nahm, teils in Grund bohrte.

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mitteilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rat fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angrenzenden Meere und konnte daher nichts eifriger wünschen als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Überlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Kapitän und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich; es vergingen mehrere Tage unter geheimen Beratschlagungen, und plötzlich sah man den Kapitän Neapel verlassen auf eine Art, welche die äußerste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verriet. Ossuna stellte überall Leute an, die Befehl hatten, ihn lebendig oder tot zurückzubringen; alle Wege wurden ihm versperrt, bis auf den einzigen, den er würklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesetzt und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein ebenso unruhiger Kopf schien als der Vizekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling

etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweitenmal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offnen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmütigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verließ, um nach Sizilien zu ziehen, demohngeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu suchen. Er machte ihn fürs erste mit verschiednen erdichteten Anschlägen des Vizekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit den wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt, sich mit Ehren einlassen zu können, er hätte daher einige Maßregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte sich genötigt gesehen, um seiner Wut auszuweichen, in diesem traurigen Aufzug zu entfliehen und das Teuerste, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit offnen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eignes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vizekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall mutig zu ertragen, half ihm mit allem Nötigen aus und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebnen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich ebenso mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vizekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anschläge des Vizekönigs, die er verriet und so wahrscheinlich zu machen wußte, als nötig war: alles dieses sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Kommando eines Schiffs anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der

Republik am päpstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vizekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte. Aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Übrigens suchte der Kapitän ungesäumt Gelegenheit, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschaffte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken und erhielt so beträchtliche Vorteile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstund, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.[1]

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List und beschloß seine Depesche mit folgenden Worten: „Wenn diese Pantalons[2] von Venedig fortfahren, sich so leicht bethören zu lassen, so wag' ich es, Ew. Excellenz zu versichern, daß ich hierzulande meine Zeit gut anwenden werde." Er schrieb zu gleicher Zeit an alle seine Kameraden, die er in

[1] Jacques Pierre war der eigentliche Held und Anstifter der Verschwörung. Als kühner Seeräuber hatte er sich bei zahlreichen Herren versucht, so nacheinander bei Savoyen, Toscana, Neapel und zuletzt bei der Republik Venedig. Hier war er im Mai 1617 erschienen, hatte aber nicht sofort Anstellung gefunden. Denn obwohl er von allerhand gefährlichen Anschlägen und Rüstungen Ossunas gegen Venedig erzählte, genoß er doch zunächst kein Vertrauen, weil man den Senat vor ihm als einem Spion des Vizekönigs von Neapel gewarnt hatte. Ob er das thatsächlich damals gewesen, ist ungewiß. Im Herbst 1617 wurde er in den Dienst der Republik aufgenommen, seit Januar 1618 plante er einen Handstreich gegen Venedig und forderte Ossuna im Frühjahr durch Vermittelung eines Hausgenossen Bedemars zur Teilnahme auf. So wenigstens lautete das Geständnis seines intimsten Mitverschworenen Regnault. Ob dieser Plan Pierres mit Ossunas früheren Absichten im Zusammenhang stand, ist fraglich. Es ist sehr leicht möglich, daß Pierre ihn aus eigenem Antrieb faßte, als er in Venedig so viele unbeschäftigte und zu jeder kühnen Frevelthat willige Söldner fand. Mit einigen Hundert dieser verwegenen Gesellen wollte er den Dogenpalast und das Zeughaus überrumpeln und sich so Venedigs bemächtigen. Doch hing der Erfolg seines Handstreichs von der Ankunft spanisch-neapolitanischer Schiffe ab. Pierre behauptete, sie von Ossuna erwarten zu dürfen. Ob diese Angabe aber auf bestimmten Verabredungen oder ungegründeten Hoffnungen beruhte, bleibt wieder fraglich. Jedenfalls war man dann mit der Ausführung des Anschlags, der übrigens nur der Stadt selbst galt, noch sehr weit zurück, als die Entdeckung erfolgte. Im ganzen waren es mehr schwankende Entwürfe des Kapitäns als feste und zeitlich gesicherte Verabredungen. Möglicherweise trat noch ein besonderer Anschlag der spanischen Machthaber in Mailand, Venedig und Neapel hinzu. Von Ossuna wenigstens wäre das nach seiner ganzen Politik höchst natürlich gewesen.

[2] Die Venetianer trugen damals weite, unbehilfliche Beinkleider.

Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer, sie nach Venedig zu locken. Der Vizekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freunds so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten sein scheinbares Mißtrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilliget hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; sie fingen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem Adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel, auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er, sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieses unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die Klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfen sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst öffentlich weder unterstützen noch gutheißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern und womöglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler

aufnehmen, baute Kähne, Brigantinen[1] und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten, machte unermüdet Versuche, wieviel Gewicht jedes Maß von Tiefe des Wassers auf verschiedne Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli der venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vizekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas Ernstliches verborgen sein könnte. Der Herzog setzte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bei jemanden Verdacht zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Überlegung zu lassen, beschloß Bedemar, doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war[2], hatte schon einmal den Übermut des venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager vor Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hoffnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen

---

[1] Brigantinen (französischer Name für Brigg) waren zweimastige Schiffe, die früher viel zu Kriegszwecken benutzt wurden.

[2] Die Spanier hatten eine von den Venetianern angebotene Schlacht abgelehnt und dafür die Plünderung ihrer Küsten dulden müssen.

Lockspeise, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes Interesse blindlings ins Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein solcher Ort die andern im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen und die venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten und blieb einige Zeit in Krema stehen, um da mit Hülfe eines französischen Lieutenants, der Berard hieß, eines italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Komplott anzuspinnen. Diese drei erboten sich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der venetianische Kommendant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam bloß darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßige Truppen der Republik in den festen Plätzen von Friaul oder bei der Armee standen.

Der Herzog von Ossuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß sie einen venetianischen Ort auf dem Meerbusen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Erzherzog beistehen zu können und eine Zuflucht für die spanische Flotte bereit zu haben, wenn sie zufälligerweise auf diesem Meere einer bedürfen sollte. Zu diesem Behufe wurde Murano erwählt, ein fester Platz auf einer Insel, die an Istrien grenzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italienischer Offizier, Mazza genannt, stand seit vierzig Jahren an diesem Orte und hatte fast so viel Ansehen darin als der Gouverneur. Von diesem erhielt ein Abgesandter des Herzogs von Ossuna vermittelst einer beträchtlichen Summe und der Zusage des Gouvernements das Versprechen, daß er auf den ersten Befehl den Gouverneur ermorden und sich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieser Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo,

lebte mit ihm auf dem vertrautesten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore[1], das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Grenzen viel Beschäftigung gab, verließ er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über alles, was das Innere des Platzes betraf. Jetzt endlich glaubte Bedemar, die letzte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödlicher ist, als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiednen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewürken sollen, finden sich nie zu einer und derselben Zeit im stande, gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüstet, verändert sich die Gestalt der andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiederbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenützt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Anteils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken außer Renault und dem Hauptmann. Selbst diese beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm, als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedne Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vorteilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie miteinander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Überlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen beiden ein enges Bündnis stiftete. Er entschloß sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Mut und Klugheit; aber Renault setzte seinen Ehrgeiz darin, alle Anstalten so zu treffen, daß die

[1] Proveditore war der Titel mehrerer höherer venetianischer Beamten, besonders der Verwaltungsbeamten in den festländischen Städten.

Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre. Der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit großen Talenten zu einer schweren Ausführung und mit einer seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verschiednen Unterhandlungen Renaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser dem Kapitän vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann voll Erfahrung, und dem es nicht an Mut oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter und sein Charakter, der ihn mehr für das Kabinett als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu teilen. Dem andern machte er den Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also bloß in dieser Rücksicht nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigentümlichkeiten des Korsaren zu fügen, soweit es zu ihrem Zwecke nötig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abenteurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung außerordentlich, als sie das erste Mal, daß sie in seinem Hause zusammenkamen, plötzlich aufeinander zugingen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen setzt, ein falsches Urteil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verraten zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimnis klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhoben,

und ein großer Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verraten, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, da sie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurück, und er überließ sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie jeder für sich auf die Gedanken gekommen wären, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu sein. Zwar hatte sich keiner dem andern verraten, und wenigstens war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie erkannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einigemal in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären und einander mehr von ihrem Geheimnis zu erkennen gegeben hätten, als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorsichtiger zu sein; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheimzuhalten, wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianischen Befehlshaber übermütiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau[1], dessen Ansehen sie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradiska sehr schlecht, und ihre vorsetzliche Trägheit im Dienste ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten.

[1] 1618 hatte Venedig auf 15 Jahre einen Bund mit Holland geschlossen. Die Niederländer verpflichteten sich darin, der italienischen Republik ein Heer von 4300 Söldnern unter dem Befehl des Grafen Johann Ernst von Nassau zu stellen. Das war ein Sohn Johanns, des Geschwisterkinds von Moritz von Oranien. Übrigens brachte er höchstens 4000 Holländer thatsächlich nach Italien.

Um diesem vorzubeugen, verteilte er sie in verschiedne, weit auseinander gelegne Posten; aber eben dieses Zeichen von Mißtrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ließ der General einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik außer stande war, sie zu bezahlen; er begnügte sich also, ihre Anführer nach Padua zu verbannen und den Rest der Truppen in verschiednen Plätzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von Nassau, einer der Vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedros Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, teils weil es besser wäre, von dieser Seite alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, teils weil man auch alsdann an Krema genug hätte und durch ein zweites Komplott bloß die Kräfte teilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiednen Vorwänden bloß aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßstellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte außer diesem Lieutenant noch mit drei französischen Edelleuten negociert, Namens Durand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnon, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf[1] befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem italienischen Ingenieur Ravellido[2] und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa Mezzana und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nötig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich,

[1] Darunter versteht man den mißlungenen Handstreich Karl Emanuels von Savoyen auf Genf vom Jahre 1602. Escalade = Ersteigung mit Sturmleitern. Vgl. S. 47, Anm. Bei Réal heißt der Savoyarde übrigens Ternon.

[2] Bei Réal heißt er Revellido.

mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie während seines Aufenthalts im Lager schon mehr als zweihundert Offiziere für seine Absichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine letzte Anfrage, wieviel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den löwensteinischen und zweitausenddreihundert von den nassauischen Truppen bereit stünden, in spanische Dienste zu treten, und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Übertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich, alle mit ihren eignen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurückstoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für ihren Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten, rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel zusammen hätte, als nötig wäre, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert voneinander wären, daß, im Falle auch eins davon fehlte, man sich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er also auch auf Dom Pedros Versprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maßregeln ergriffen, um auch von dem

Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieser drei Mittel mit ebensoviel Eifer beworben und sich ebensosehr dessen zu versichern gesucht, als wenn er die beiden andern für höchst ungewiß gehalten und sie alle drei zu drei verschiednen Unternehmungen bestimmt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurteilen könnte, ob er imstande sein würde, sein Versprechen zu halten. Pierres Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt. Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der französischen Edelleute, mit welchem sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war, abzureisen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl, von der Republik Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmann Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tage des Jahres 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jetzt für nötig, sich gegen das spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, setzte er seinen Plan mit der größten Umständlichkeit auf, und weil er die Langsamkeit der Beratschlagungen seines Hofs kannte, legte er eine besondre Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Kurier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, alles fahren zu lassen. Die Antwort folgte in der gesetzten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht, als er verlangt hatte. Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachteil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue

Beschreibung von dem Zustande der Republik mitteilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsatz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt, wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidne Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimnis gehalten hat. Er breitet sich alsdann über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten als ihrem jetzigen Zustand. Dies führt ihn auf eine ebenso traurige als erhabne Betrachtung über das beweinenswürdige Los der Menschheit, daß gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staats lag der erste Keim seines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausschließung des Volks von den Staatsgeschäften war die Veranlassung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermütigen Betragens gegen den römischen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft in Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß diese Schilderung; zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherrscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch; und ohne im geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er, sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volks können die Großen nach Willkür umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicherweise hart und ungerecht sein. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien zerteilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine große Anzahl unzufriedner Nobilis

kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen sein, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Ebendieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiednen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Überrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Mut, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom Mittelländischen Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jetzt in dem letzten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jetzt erhielt Bedemar von dem spanischen Staatsrat die Erlaubnis, zu handeln, wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber stockten alle Anstalten. Der Marquis war untröstlich, daß er sich in einer so wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Ossuna preisgegeben hatte, da er doch seinen Charakter kennen sollte. Bei den damaligen Umständen konnte dieser Aufschub von den schlimmsten Folgen sein. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern sehr in die Enge getrieben; und der spanische Hof fand kein andres

Mittel, diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Teile in Madrid eine Urkunde aufgesetzt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber die beständigen Unordnungen des Herzogs von Ossuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Gesandten zurückzunehmen und den Sitz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marschalls von Ankre mehr Begünstigung hoffen ließ.[1] Der Friede wurde den 6. September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethüne, um die Vollstreckung des Vertrags in betreff des Herzogs von Savoyen zu bestimmen. Zugleich aber fuhr eben dieser Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Örter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig und rüsteten sich mit gedoppelten Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowohl auf Befehl seines Hofs, als weil er die schlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht ließ er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etiquette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten, was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradiska konnte sich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratifikationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab,

[1] Der Marquis d'Ancre, eigentlich Concino Concini, hatte als Günstling der Königin-Mutter Maria von Medici die französische Politik mehr im spanierfreundlichen Sinne geleitet. Mit Zustimmung des jungen Königs Ludwig wurde er am 24. April 1617 ermordet.

und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten, auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Papsts gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte. Aber von den Waren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte, wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna ließ von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem Adriatischen Meere kreuzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeugungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vizekönigs seinen Ratschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Anteil daran genommen, und wenn man den Herzog von Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen sein, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urteilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch wirklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger sonderbar fände, suchte er sich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaux[1] stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethüne, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er

[1] Richtiger pays de Vaud, das Gebiet von Lausanne am nördlichen Ufer des Genfer Sees.

in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiednen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethüne ließ eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allen diesem wird man leicht schließen, wieviel darauf ankam, mit der Ausführung des großen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vizekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch sein möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedene Wege von dem venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiener, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, so wie alle Abenteurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierres Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags sein könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog stünde, als man sich's einbildete. Spinoza hatte sich gegen den Vizekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mäßigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit anstund, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korsaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menschen gehörte, die niemanden ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn das war, so mußte

er eine solche Gelegenheit sehr gern benutzen, zu untersuchen, ob Spinozas und des Kapitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Kapitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinozas Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner Seite Komplott zu machen suchte und sich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Ossuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieses Herzogs mehr unwillig als erstaunt; er überlegte bloß, daß Spinozas besondre Kabalen ihre Partei teilen und schwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unsicher wäre, sich gegen einen Menschen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeschickt war. Bedemar und Renault waren derselben Meinung, und sie urteilten alle, daß sie in der größten Gefahr wären, so lange dieser Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er spielte, zwang ihn, beständig auf seiner Hut zu sein, und es war zu befürchten, daß er sein Leben teuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte sich endlich entschließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Ossuna bei dem Rat der Zehn anzugeben. Die Franzosen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Aussage so glaublich und so umständlich ein, daß er an demselben Tag insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korsaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf seine Richter, weil jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän setzte; demohngeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinozas Tod erfahren, dessen Urheber er zugleich erriet. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen

hatten sich die löwensteinischen Truppen von neuen empört und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazarett zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte, sogleich abzureisen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Kurier an Nolot ab, um dem Vizekönig durch ihn vorstellen zu lassen, daß diesen ganzen Monat beinahe fünftausend Mann ihnen ganz zu Gebot stehen würden. Nolot that von seiner Seite, was er konnte; aber der Herzog, der seinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn so lange hin, daß nach sechs Wochen von vergeblichem Harren die Anführer dieser Truppen sich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängnis waren, sich ohne sie vergleichen würden, und die Verschwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben selbst ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Ossuna. Sie war, wie man sie wünschte, aber er hatte sie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brülard, überschrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernstlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um diesen Schimpf nur zu bemerken. Er schrieb, daß er bereit stünde, sobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuschicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten, und auf welchen bis sechstausend Mann Platz finden könnten, wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen, und er bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle sondieren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die, ohne Aufsehen zu erregen, sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreise der löwensteinischen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht gespart, und die Strenge der Jahrszeit diente

zum Vorwand ihres Zögerns. Der größte Teil blieb noch im Lazarett, und was bei Nolots Ankunft schon eingeschifft war, ließ sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geschäfte häuften sich jetzt zu sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher, achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden sich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen lassen, neun andre, die ebensogut zu gebrauchen waren. Dies waren erstlich fünf Schiffskapitäne, Vinzenz Robert von Marseille, Lorenz Nolot, Robert Brülard, von denen schon die Rede gewesen ist, ein andrer Brülard, Namens Lorenz, und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen, Karl und Johann Boleau, ein Italiener, Johann Rizzardo, alle drei vortreffliche Feuerkünstler, und ein Franzose, Langlade[1], der für den geschicktesten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war so berühmt, daß er gleich bei seiner Ankunft die Erlaubnis bekam, im Arsenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten seine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt sowie auch Villa-Mezzana und Retrosi, die ehemals da angestellt gewesen waren. Diese sechs setzten zusammen einen so genauen Riß von dem Arsenal auf, daß die andern, die es nie gesehen hatten, nach demselben ebenso sicher davon urteilen konnten als sie selbst. Zwei Offiziere von dem Arsenal selbst, die vom Kapitän bestochen waren, halfen ihnen in dieser Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtschaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestätigte sein Urteil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge spanischer Pistolen, die er auszuteilen hatte, daß sie sich verbindlich machten, ihm in allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade

[1] Richtiger Langrand. Das war aber ein alter Freund des Kapitäns, der zusammen mit ihm nach Venedig gekommen war.

und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brülard, zu sich in des französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nötigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nötig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war, irgend jemand außer ihnen da einzuquartieren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die andern hatte er in dem Hause der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren und von so vornehmen Stande, als man es in einem Lande sein kann, das unter venetianischer Botmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen, aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen, das sie besaß, dort zugesetzt hatte, sah sie sich endlich genötigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie mietete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ sie nur einen Teil ihrer Gerätschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen

Standespersonen besucht wurde und dieser große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, stellte sie sich unpäßlich, um sich aller Überlästigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieses Mittel für jeden, der nichts darin zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verschwornen vor, was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinung darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu beratschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die höchste Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien, sie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann versehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priuli ernannt, der damals von der Republik Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssekretäre sollten ihm sehr weit entgegenkommen mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmsten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Bucentauren[1] sehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der

[1] So hieß das prächtige Staatsschiff, auf dem Senat und Doge bei allen großen Festlichkeiten, besonders am Himmelfahrtstage bei der Zeremonie der Vermählung Venedigs mit dem Meere, zu fahren pflegten.

Spitze dieses Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feierlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraussah, sobald er von Priulis Wahl unterrichtet war, schickte zum zweiten Male Nolot nach Neapel mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau, als zur Zeit möglich war, zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von allem, was während Nolots erster Reise in Venedig vorgegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er suchte den Stolz des Vizekönigs auf jede Weise zu schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, sich über ihn zu beklagen, schob er in seiner Depesche die ganze Schuld der ersten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am siebenten April ab; unterdessen ließ Renault alle Offiziere von den bestochenen Truppen nach Venedig kommen, um sich in der Stadt umzusehen und ihre Posten kennen zu lernen, damit sie sich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben sie unter den holländischen Truppen tausend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarsch bereit stehen sollten, und damit diese tausend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten sie die Vorsicht, aus jedem Orte vom festen Lande, wo sie zerstreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle diese Menschen unterzubringen, mietete jeder dieser Offiziere allein eine so große Anzahl von Quartieren, als geschehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirten sagte man, daß sie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere selbst wohnten alle bei Freudenmädchen, wo sie für ihr Geld weit sicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre setzten zusammen folgendes fest. Gleich beim Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewaffnet

hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden; und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brücke von Rialto[1] finden, um damit in möglichster Eile ohngefähr tausend andre Soldaten von den löwensteinischen Truppen abzuholen, die noch im Lazarett sind. Auf dieser Fahrt wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplatz verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird[2], das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwei Kanonenschüssen das Signal geben, sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazarett vorderhand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatze ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen andern fünfhundert nehmen und Dürand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Palasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Notfall den Seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andre, unter Bribes Anführung, werden sich der Zecca[3] bemeistern und wieder hundert mit Brainville der Prokuratie[4]. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Turm eingeschlichen haben. Die letzteren hundert müssen in diesem Turme

[1] Der Ponte Rialto ist die schönste und größte, aus einem einzigen gewaltigen Marmorbogen bestehende Brücke Venedigs.

[2] D. h. auf die später angegebene Weise.

[3] Die Zecca ist die im Jahre 1536 gebaute Münze Venedigs.

[4] Prokuratien hießen die am Markusplatz gelegenen Wohnungen der Prokuratoren, d. h. der vornehmsten Staatsbeamten Venedigs.

Wache stehen, solange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit andern Wachen besetzt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt sein muß. Das Geschütz wird man, bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste[1] vom Rate der Zehn nehmen, weil dieses Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man alles, was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Dürand aber muß mit dem Reste der Truppen in der Mitte des Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Übrigens wird man alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen, sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behufe in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zünden und die obersten Offiziere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht schwer sein, zumal da die Offiziere keinen Verdacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschütz, als nötig ist, an die verschiednen Örter hingeleiten, wo man es wird brauchen können, wie zum Beispiel das Niederlagshaus der Deutschen[2], die Salzmagazine, der Turm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstands die Stadt einschießen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängnis von Sankt Markus erbrechen und die Gefangnen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit auseinander

[1] Fuste, vom italienischen fusta, ist ein kleines, schnelles Ruderschiff zum Kapern.

[2] Dieser Fondaco dei Tedeschi, im 13. Jahrhundert errichtet, dient heute als Zollhaus.

sein müssen, als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen und sich sogleich in den verschiednen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als „Freiheit", und wenn diese Dinge alle ins Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna seine großen Schiffe einen weitläuftigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war bloß dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die sich in Neapel darauf eingeschifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Verteidigung; dagegen waren die Brigantinen der Korsaren weit leichter und besser bewaffnet. Indessen thaten die spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angriff den Korsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Teile hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hierdurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall setzte den Marquis von Bedemar außer stand, die Feierlichkeit zu stören, und er erschien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Doge seinen Glückwunsch und beteuerte vor dem ganzen

Senat, daß er eine besondre Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Renault zu sich kommen. Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten, alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten und unterdessen alle nötige Maßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jetzt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Mut und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes probieren, und alsdenn erst dürfte man sich den Mut zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestoßen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Venedig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten die Truppen an den Örtern, wo sie standen, zu unterhalten und, damit ihnen nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die Vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der andern; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, teils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, teils um durch eine so große Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden, zu

warten, und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Übrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschwornen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme, auf die schnelle Abreise der löwensteinischen Truppen zu dringen oder die nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vizekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna ins Werk gesetzt. Demohngeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das spanische Ministerium wollte auf eine so unsichere Hoffnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstützte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Örter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, sobald er sich wieder darin festgesetzt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem savoyischen Gesandten, der mit den französischen Ambassadeurs nach Mailand gekommen war, aus den nichtigsten Gründen befehlen, die Stadt zu verlassen. Der Herzog, erbittert über diesen Schimpf, berief die Franzosen zurück und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Gesandten begreiflich machten, daß er sich auf diese Weise in Dom Pedros Falle locken ließe, gab er plötzlich alles wieder heraus. Dom Pedros Erstaunen darüber war so groß, daß er nicht unterlassen konnte, es öffentlich durch seine Reden zu bezeigen. Indessen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangnen und die geringsten Örter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt ansah, machte er so sonderbare Schwierigkeiten, daß der spanische

Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erstlich sagte er, daß es eine Schande für ihn sein würde, diesen Platz herauszugeben, während daß die französischen Gesandten in Mailand wären, gleichsam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten sich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen zuvor gewisse Landgüter zurückgeben müßte, welche mantuanischen Unterthanen angehörten. Diese Güter wurden geräumt, aber wegen Vercelli machte man keine Anstalt. Endlich erklärte sich das französische Ministerium, das die Heirat zwischen der Schwester des Königs und dem Prinzen von Piemont schließen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte, die Lebensmittel und das Geschütz aus Vercelli schaffen zu lassen. Aber dies geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, ließ er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vorteil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort, die Schiffahrt auf dem Meerbusen zu stören; und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer, daß er nicht aufhören würde, so zu handeln, solange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herren, in ihren Diensten hätten. Man wird aus der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urteilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuschte auch diesmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossunas Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vizekönig,

wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Gesetze vorschriebe, und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die löwensteinischen Truppen, die im Begriff wären, abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplotts in Krema gestört. Der französische Fähndrich und der italienische Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich beim Spiele entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödlich verwundet, und um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem venetianischen Kommendanten das ganze Komplott. Der Fähndrich, dem etwas Ähnliches ahndete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen bloß als mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein ebenso unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplott von Murano. Der Italiener, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevorteilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffers und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den letztern fanden sich Briefe, die das Geheimnis verrieten. Da er niemanden kannte als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständnis von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch

weit sichrer als zuvor. Der Senat glaubte endlich die verborgne Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, sich unter sie zu mischen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianischen Städte, wo sie zerstreut waren, zu verlassen, weil seit einiger Zeit viele von ihnen desertierten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podestaten[1] suchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik diese Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man sich nicht wunderte, daß in so kurzer Zeit so viele abgingen, sagten die meisten, ehe sie wegreisten, daß sie den Jahrmarkt in Venedig besuchen wollten. Sie verkleideten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedne Sprachen redeten, damit niemand ein Verständnis zwischen ihnen ahnden könnte; und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Komplott zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Offizieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandierten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den

[1] Podestà war der Name für den Bürgermeister einer kleineren italienischen Stadt, in dessen Händen die höchste vollziehende Gewalt lag.

Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu verteilen. Da niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie dies ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß womöglich alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern oder es mit Kanonenschüssen in Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und sich jetzt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Diesmal ließ Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Teile geteilt, die etwas entfernt voneinander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Teil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken und sich unterwegens einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen, und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den zwei Schlössern von Lido und von Malamocco[1] durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darin wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen als Führer schicken, damit er nicht an den Sandbänken scheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgibt, so gefährlich machen, oder seine Schiffe gegen die Felsen zerschmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen so erschweren.

Um zum letzten Male mit den Verschwornen zu beratschlagen, glaubten Renault und der Kapitän den vorletzten Tag

[1] Sie lagen auf zwei gleichnamigen Inselstreifen und beherrschten die Einfahrt zum Hafen von Venedig.

wählen zu müssen, weil der ganze folgende durch die Anstalten zur Nacht weggenommen würde. Es war schon Nacht, ehe sie sich alle versammelt hatten. Die drei Franzosen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Nassau, die drei Feuerkünstler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arsenal, Villa-Mezzana und Retrosi, Nolot, die beiden Brülards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Revellido: diese zwanzig schlossen sich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein in dem geheimsten Winkel ihres Hauses. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorstellung an, von dem jetzigen Zustand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann", sagte er, „können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegensetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen, die Sklaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unsrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazarett und vom festen Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig venetianischen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vizekönigs, noch die spanische Armee aus der Lombardie hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hülfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wohl miteinander beistehn[1], aber nicht einander schaden können. Alle fast müssen gelingen, und eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbarere Unterpfand seiner

[1] „Mit" ist, obgleich es sich in beiden Ausgaben Schillers findet, vermutlich Druckfehler. Oder soll es heißen: „wohl miteinander bestehn"? Die Vorlage hat: „Ils peuvent bien s'entr'aider"

Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit ihn unterwerfen mußte. Spinozas Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsre Unternehmung verraten, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderin einer so großen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die furchtsamsten kühn gemacht, die wachsamsten eingeschläfert, die klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, so unerhörtes Glück muß das Werk eines höhern Geistes sein. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen, wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter, welche gewiß der Habsucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden, wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst vor den frechen Begierden der zügellosen Wollüstlinge nicht verschont bliebe, wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leichtgereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte den Verschwornen noch einmal alle Anstalten vor, die man für die folgende[1] Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Teile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene seiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zuletzt von der äußersten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war.[2] Noch jetzt

---

[1] D. h. übernächste.

[2] Echten Schriftstücken zufolge spielte nicht Jaffier, sondern Montcassin diese oder doch eine ähnliche Rolle. Er war Mitverschworener, wurde aber von seinem Landsmann Juven oder Juan so übertölpelt (vgl. S. 117, Anm.), daß er dem Senat alles verraten mußte. Er war dann sogar gezwungen, einen Nobile, den

sah er auf seinem Gesichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte. Renault teilte dieses dem Kapitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber selbst seinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieselbe Veränderung an ihm. Renault, der die notwendige Verbindung zwischen den geheimsten Regungen der Seele und den unmerklichsten äußerlichen Bewegungen, die den Menschen unbewußt entwischen, vollkommen kannte, glaubte nach allem, was er in Jaffiers Gesicht gelesen hatte, dem Kapitän versichern zu können, daß dieser Mensch nicht sicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapfersten Männer bekannt war, schalt dieses Urteil voreilig und übertrieben; aber Renault bestand hartnäckig auf seinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigstens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indessen blieb dieser dabei, daß Jaffier, wenn er auch erschüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entschluß zu fassen, sie zu verraten, und daß es auf allen Fall auch für sie zu spät wäre, neue Maßregeln zu ergreifen; man müßte also diese Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiderte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augenblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschließen, seinen besten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen sein und die übrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reißen und sich zu souveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Notwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe. Die geringste Veränderung in dem

man ihm mitgab, an einen Ort zu führen, wo er eine Versammlung der Verschworenen durch eine Holzwand beobachten und belauschen konnte.

gespannten Zustande, worin sich ihre Seelen jetzt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein Geheimnis entdeckt, oder daß er sie verraten hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein andrer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh alle, die bei der Flotte angestellt wären, zu ihren Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben, und keinen Brief, der dorthin sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre, konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vizekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andre Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern, aber da ihre Absicht nicht war, zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten und vor den Versuchungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte.

Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtenteils

auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussetzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsatze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Kapitän jetzt von ihren Mitverschwornen; und die plötzliche Einschiffung der venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nötig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jetzt gleich auszubrechen; ehe die nötigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazarett getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestoßen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieser Flotte jetzt thun ließ, war so günstig, als die Verschwornen nur wünschen konnten: sie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nötige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte sich auch am wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte als die der andern. Da diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersetzen und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein mit Langlade abreisen würde, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünstlern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen ließ, wollte man lieber alles aufs Spiel setzen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Kapitän sah; der Kapitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Offiziere von seinen Schiffen, die er

nirgends fände; die Eile aber, mit welcher alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte würklich den General, strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu sein und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Mut setzte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jetzt zu verlassen; in ihm aber glaubte er ihnen ein andres Selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffiers Gesicht; aber dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung würklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das letzte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er sich ganz der peinlichen Ungewißheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt. Jetzt, da der entscheidende Zeitpunkt so nah war, preßte ihn eine unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mißhandelte. Einstürzende Paläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stätten von unschuldigem Blute besudelt: diese Gegenstände boten sich unabläßig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige, beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomannen und den spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jetzt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jetzt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, teils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, teils damit die

Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnden. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber seine Freunde verraten! Und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte! Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweitenmal eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jetzt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jetzt sollte er ihnen diese Früchte entreißen und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? Denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker fähig sind, den standhaftesten Mut zu erschüttern? Diese letztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf, und er blieb in dieser Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jetzt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tags bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde; man sollte nur, während daß die löwensteinischen Truppen im Lazarett abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungne Leute schlichen sich in den Turm der Prokuratie von Sankt Markus ein und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie

mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Würkung thaten. Unterdessen wurden die nötigen Befehle an die Offiziere ausgeteilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewiesen, an das er sich halten sollte, sowie jedem von den vornehmsten Verschwornen und von den andern Offizieren der Posten, dessen er sich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den löwensteinischen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rate der Zehn, und diese fanden das Geschütz im stande, gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meer vermählt, weil sie heute zum letzten Male vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz, und er kam zurück, unentschlossner als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so viel weisen Köpfen war nicht bestimmt, durch die Wut einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der Schutzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er alles retten und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rate der Zehn, Bartholomäus Komino, auf und sagte ihm, er hätte etwas sehr Eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rat eine Gnade zusagen und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen, ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimnis zu entreißen;

ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich, es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Komino in den Turm der Prokuratie geschickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die letzte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöffnet hätten. Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die übrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit sein könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren wollen; um aber kein Ärgernis zu geben, wären sie in dem abgesondertesten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben anträfe. Ohnerachtet Komino dieser Antwort nichts entgegensetzen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechin; dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Turm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Komino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den übrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retrosi, Villa-Mezzana, Dürand,

Ternon und Robert Brülard, die sich von ohngefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kähne warfen, die bestimmt waren, die löwensteinischen Truppen vom Lazarett abzuholen; und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rate sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne länger zu warten, die Häuser des französischen und spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr höflich, hereingelassen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz, Brülard und Bribe gefangen genommen; aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und erklärte sich feierlich gegen dieses gesetzwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechzig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart und unter beständigen Spöttereien von seiner Seite ein genaues Verzeichnis davon aufgesetzt.

Während daß man dem Rate der Zehn dieses Verzeichnis brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Valier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechin alle Häfen versperrt hatte, wollten sie sich stellen, als kämen sie von ihrer Seite, um den Rat von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirts- und Miethäuser und berüchtigte Örter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, da alles dieses vorging, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven und Gabriel Montkassin,

mit allen Anzeichen der größten Eil' in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Anteil an einer großen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde, auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguieres, Statthalter von Dauphiné, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgeraten, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das verbindlichste und bat sie, auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung beratschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre.[1] Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jetzt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängten sich um den Palast des Gesandten, in der Absicht, hineinzubrechen. Die Wütendsten waren sogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hatte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahndete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge

[1] Montcassin war längst in Venedig, als Juven oder Juan (mit Jaffier identisch) dort Mitte April 1618 ankam. Dieser Juven war ein Neffe des Marschalls Lesdiguieres und einer jener Franzosen, die die Spanier aus Haß und Grundsatz bekämpften. Gleichwohl wußte er sich bei Montcassin und Jacques Pierre ins Vertrauen zu setzen und erfuhr ihr ganzes Komplott. Kurz entschlossen ging er darauf eines Tages mit Montcassin, der nichts ahnte, zum Dogen, erzählte, worum es sich handelte, und nötigte so Montcassin zu weiteren Geständnissen. Die Angaben dieser beiden Männer haben die eigentliche Entdeckung herbeigeführt.

das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiderte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrat zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tirol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andre Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neugierde in seinem Hause etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und sagte, diese Künstler wären Elende, die zur Schande des Menschengeschlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Gesandten ein Kreditiv[1] an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebst andern Briefen von dem Herzog von Ossuna. Bedemar antwortete, er hätte schon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieses Herzogs nicht zu verantworten gesonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er sich einem französischen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der französische Gesandte empfohlen, und der in Mailand zu einer besondern Angelegenheit diese Sicherheit gewünscht hätte; daß übrigens die Republik in diese besondre Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge sah aus diesen Antworten, daß sie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte sich, ihm die Ruchlosigkeit seines Anschlags mit vielem Ernst vorzuhalten, und schloß mit der Beteurung, daß keiner von ihnen dem König, seinem Herrn, den geringsten Anteil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtschaffnen Mannes, dessen Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß sie nötig hätte,

[1] Eigentlich Beglaubigungsschreiben, besonders der Gesandten, hier allgemeiner amtliches Empfehlungsschreiben.

schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel, sie durch offenbare Gewalt ohne Verräterei zu zerstören; und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nötigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wut und ohne zu antworten, ließ er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Platz versammelt und wollte ihn zerreißen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst und brachte ihn durch geheime Umwege mit sichrer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.[1]

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermutete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe setzten, einen großen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam als hätte er die Wahrheit geahndet, und um sich auf allem Fall in Verteidigungsstand zu setzen. Wahrscheinlich aber stund er noch an, sich zu erklären,

[1] Alle diese Vorgänge, so die Verhöre und Hinrichtungen, haben sich thatsächlich viel langsamer abgespielt. Insbesondere hat Bedemar die Gehässigkeit des Volkes und die Verachtung des Senats noch weit über einen Monat in Venedig aushalten müssen.

weil der Schrecken leicht ohne Grund sein konnte. Der General verlor keinen Augenblick und schickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schiff. Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß jemand etwas merkte. Ebenso und ebenso heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen spanisch geschriebenen Paß für alle Länder spanischer Botmäßigkeit, verschiedne beträchtliche Wechsel und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den spanischen Gesandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der letzte übriggebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschaffner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe, er beharret auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiednemal auf alle mögliche Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängnis erdrosselt und als Verräter öffentlich an einem Fuße gehängt. Ebenso wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Bribe, Lorenz Brülard und die zwei Offiziere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit ebenderselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdrosselt oder ersäuft.[1]

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Beratschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entsetzen und

[1] Man weiß nur von der Hinrichtung von etwa sechzehn Personen; freilich können leicht noch einige mehr umgekommen sein; jedenfalls ist die Angabe Réals stark übertrieben.

die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier, durch die zwei französischen Edelleute, die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man wandte übrigens alles an, ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug alles aus, verlangte nichts als das Leben seiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tage bei Lebensstrafe das venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Unterwegens erfuhr er, daß der Anschlag von Brescia noch im stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, sich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verschwornen hatte der Senat Licht über diese Unternehmung gefunden. Man schickte unverzüglich Truppen dahin, die sich der wichtigsten Posten bemeisterten und den Anschlag vereitelten. Einige Spanier hatten sich in die Stadt geschlichen, sie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieses Unglücklichen stellte die Ruhe dieser großen Stadt ganz wieder her, und die erste Sorge des Senats war nun, sich vom spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt, mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen; Bedemar gab ihm, wie gewöhnlich, eine Instruktion, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgültigsten Dingen ein entgegengesetztes annehmen sollte; der andre, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten sollte; und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiednen Stellen dieser Instruktion darauf bezieht, verraten, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das Mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden sein wollte, bekamen ein Geschenk von dreißigtausend Dukaten. Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna setzte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiste wie dem seinigen ersetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Jesuitenregierung in Paraguay.[1]

In einer Aktion, welche der Schlacht bei Paraguay, die 1759 am 12. September zwischen der jesuitischen und der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee geliefert wurde, vorherging, wurden unter andern indianischen Gefangenen auch zwei Europäer eingebracht, die mit verzweifelter Tapferkeit gefochten hatten. Beide waren von den übrigen Gefangenen ganz unterschieden gekleidet. Sie trugen einen roten Husarenhabit, an welchem von den Achseln zwei kleine Ärmel herabhingen. Ihr Helm war mit roten Federn eingefaßt, und beide trugen eine große Kette von Diamanten um den Hals. Ebenso reich waren ihre Pferde geschmückt. Ihre Waffen waren ein großer Säbel und eine Flinte; als man sie auskleidete, fand man einen sehr guten Brustharnisch auf ihrem Leibe und noch außerdem eine kurze Pistole und zwei Dolche. Die Indianer, welche mit ihnen gefangen waren, fielen, als sie sie ansichtig wurden, ehrerbietig auf die Knie vor ihnen nieder und schlugen sich an die Brust, wobei sie zu wiederholten Malen das Wort „Kau"[2] aussprachen. Einer der Europäer schien diese Huldigung mit Verdruß anzunehmen; die Indianer aber ließen sich darum nicht stören. Kein Wort war aus ihm herauszubringen. Man schlug ihn, man brachte ihn auf die Tortur;

[1] Die 1608 in Paraguay eingewanderten Jesuiten hatten hier eine mächtige, wohlgeordnete und trefflich geleitete Theokratie begründet. Sie diente indes nur ihren Ordenszwecken und erkannte die spanische Oberherrschaft nur dem Namen nach an. Als die Jesuiten sich dem Vertrage von 1750, der einen Teil Paraguays an Brasilien überwies, widersetzten und sich auch sonst allerhand Übergriffe erlaubten, eröffnete der portugiesische Minister Pombal im Bund mit Spanien den Kampf gegen sie. Die Jesuiten unterlagen.

[2] So nannten sie augenscheinlich ihre jesuitischen Geistlichen.

einige unfreiwillige Laute in portugiesischer Sprache, die der Schmerz ihm auspreßte, waren alles, was man von ihm erhielt. Der andre zeigte sich offner und freier und gestand bald, daß er ein Jesuit sei. Er habe, sagte er, seine Indianer als ihr Kaplan und geistlicher Assistent in die Schlacht begleitet, um, wie er vorgab, ihre unmäßige Wut in Schranken zu halten und ihnen gelindere Gesinnungen gegen den Feind einzupflanzen. Endlich entdeckte er, er nenne sich Pater Rennez, und der andre, den das Beispiel seines Kameraden gleichfalls gesprächiger machte, gestand nunmehr auch, daß er ein Jesuit und Kaplan der Indianer sei und Pater Lenaumez heiße. Als man ihre Taschen durchsuchte, fand sich ein kleines Buch, bei dessen Entdeckung sie äußerst unruhig wurden. Es war mit unbekannten Chiffern geschrieben, am Rande aber ein Schlüssel dazu in lateinischer Sprache beigefügt. Diese Schrift enthielt ein indianisches Kriegsrecht oder vielmehr die Hauptstücke der Religion, die der Orden seinen indianischen Unterthanen einzupflanzen gesucht hatte. Ich teile sie hier mit, weil sie den Neugierigen interessieren dürften und vielleicht einigen Aufschluß über die Jesuitenregierung in Paraguay geben.

Höre, o Mensch, die Gebote Gottes und des heiligen Michaels:

1) Gott ist der Endzweck aller Handlungen.

2) Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke.

3) Die Tapferkeit ist eine Tugend sowohl des Leibes als der Seele.

4) Gott thut nichts umsonst.

5) Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, daß sie sich verteidigen.

6) Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde verteidigen.

7) Die Feinde sind die weißen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht.

8) Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute.

9) Gottes Feinde können nicht unsere Freunde sein.

10) Gott befiehlt, daß wir seine Feinde ausrotten und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten.

11) Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muß man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene.

12) Wer mit einem Europäer redet oder ihre Sprache verstehet, wird zu dem höllischen Feuer verdammet werden.

13) Wer einen Europäer umbringt, wird selig werden.

14) Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Hasses und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammet werden.

15) Gott erlaubt dem, der die zeitlichen Güter verachtet und immer bereit ist, wider die Feinde des Teufels zu streiten, alles mit einem Weibe anzufangen.

16) Wer in einem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird selig werden.

17) Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird selig, und ihm sind alle Sünden seines Lebens vergeben.

18) Wer mit großer Gefahr des Todes die Ursache sein wird, daß man ein Schloß und eine Festung wieder erobert, die von den Weißen unrechtmäßigerweise besessen wird, der soll in dem Paradiese unter allen Weibern des Himmels eine sehr schöne Frau haben.

19) Wer Ursache sein wird, daß unser Reich über seine Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes vier sehr schöne Weiber haben.

20) Wer Ursache sein wird, daß sich unsre Waffen nach Europa erstrecken, der wird im Paradiese viele schöne Mägdlein haben.

21) Wer den Früchten der Erde ergeben ist, der soll keine Früchte des Himmels genießen.

22) Wer mehr Kinder zeugt, der wird mehr Ruhm im Himmel haben.

23) Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen.

24) Wer seinem Kau nicht gehorchet und nicht demütig ist, der kommt in die Hölle.

25) Die Kau sind Söhne Gottes, welche über Europa aus dem Himmel kommen, daß sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen.

26) Die Kau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern herabsteigen, sie zu lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst, die Feinde Gottes auszurotten.

27) Den Kaus muß man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselben anwenden, die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten.

28) Wer in der Ungnade seines Kau stirbt, wird nicht selig.

29) Wer den höchsten Kau[1] anrühret, wird selig.

30) Jedermann sei seinem Kau unterthan und gehe hin, wohin er ihn gehen heißt, und gebe ihm, was er verlangt, und thue, was er befiehlt.

31) Die Menschen sind in der Welt, um mit dem Teufel und seinen Freunden zu streiten, damit sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und eine Wollust sein wird, die keines Menschen Herz fassen kann.[2]

---

[1] Soll wohl der General der Jesuiten (Cheruva Guazù) sein.

[2] Ob die Erzählung, besonders von dem Katechismus, wahr ist oder nur auf Verleumdungen der Spanier gegen die sehr verhaßten Jesuiten beruht, konnten wir nicht feststellen. Jedenfalls hatten die Indianer damals die abenteuerlichsten Ansichten von der Gottlosigkeit der Spanier; die Jesuiten gaben das selbst zu, leugneten aber, solche Sagen geflissentlich verbreitet zu haben.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt.

Im Jahr 1547.

Indem ich eine alte Chronik vom sechszehnten Jahrhundert durchblättre (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Söffing, Th. D.—Rudolst. 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a Fr. Melch. Dedekindo 1738, finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel T. I, B. 13, S. 445[1] nachschlagen.

Eine teutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem teutschen Reich einen Kaiser gegeben hat[2], war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegardebrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden,

---

[1] Vielmehr S. 455,2 und 456. Siehe die Anmerkungen hinter dem Text.
[2] Günther von Schwarzburg, der unglückliche Gegenkönig Karls IV., 1349

zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse.[1] Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch

[1] Es war am 26. Juli 1547.

sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen", antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.[1]

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der „Heldenmütigen" erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion

[1] Doch mußten sie ihr vorher das Ehrenwort geben, sich für das Geschehene weder an ihr noch an ihren Unterthanen zu rächen.

willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Kaspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitenmal[1] in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim[2] er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn auf die Bitte der Saalfelder heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb, allgemein verehrt und betrauert, im 58. Jahr ihres Lebens und im 29. ihrer Regierung.[3] Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

[1] Vielmehr mindestens zum dritten Male, da er sich schon 1547 zur Gräfin hatte flüchten müssen.

[2] Gemeint ist die als Augsburger Interim von 1548 bekannte religiöse Vereinbarung zwischen dem Kaiser und den Protestanten, in der die katholische und protestantische Partei einander allerhand Zugeständnisse machten, die bis zum Abschluß des ganzen Streites auf einer Kirchenversammlung gelten sollten. Die strengen Anhänger beider Bekenntnisse waren mit der Abmachung sehr unzufrieden.

[3] Am 7. November 1567.

Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rat der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte[1], vorgenommen, und der Generalprokurator[2], Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorne anging.[3] Es würde zu weitläuftig sein, sie hier anzuführen; auch sind oben[4] schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen. Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten erteilt[5] — alles

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 514 ff.

[2] Der oberste königliche Anwalt.

[3] Nach anderer Rechnung waren es bei Egmont 88, bei Hoorne 63 Artikel.

[4] Schiller meint eine Stelle in dem vorangehenden Teil des ursprünglichen Aufsatzes, übersieht aber, daß dieser Hinweis in der hier abgedruckten zweiten Auflage keinen Sinn mehr hat. Vgl. „Lesarten“.

[5] Vgl. Bd. VI, S 323 ff., 350 ff., 369 ff. und 433 ff.

dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urteil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten.[1] Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren[2] anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde.[3] Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des Goldnen Vließes nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf zweiundachtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorne beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Verteidigung freigesprochen haben. Der Fiskal[4] drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen;

---

[1] Vorher waren sie mündlich vernommen worden. Von den Protokollen dieser Verhöre sind nur die Egmont betreffenden vorhanden; sie enthalten nicht weniger als 160 an ihn gerichtete Fragen. Auf die mündlichen Fragen wie auf die Anklageschriften mußten die Angeklagten aus dem Kopf und ohne einen Rechtsbeistand antworten.

[2] Verteidiger und Prozeßbevollmächtigte.

[3] Aber nur in Gegenwart besonderer, vom Herzog angewiesener Personen.

[4] Der öffentliche Ankläger.

nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Verteidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorne, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorne als Reichsgraf noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen[1] belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorne sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.[2]

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Verteidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten

[1] Intercession ist Einspruch oder Fürbitte zu gunsten eines Angeklagten.

[2] Alba hatte diese Gewalt in der That. Auch hat er die Vollstreckung des Urteils darum so sehr beschleunigt, weil der König ihm dies mehrfach und immer dringender anbefohlen hat.

sie doch wahrscheinlich das letzte Urteil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1. Junius 1568, erklärte sie der Rat der Zwölfe für schuldig, und am 4. dieses Monats folgte das letzte Urteil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig[1] edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen[2] auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen[3], diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem Geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen[4] oder wegen ihres ehemaligen Anteils an der Bittschrift des Adels[5] als Hochverräter eingezogen und verurteilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Mut seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen notwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit

[1] Nach anderer Überlieferung 22; vgl. auch oben 49,30–32.
[2] An zwei Tagen, am 1. und 2. Juni.
[3] Vgl. Bd. VI, S. 434,24 ff.
[4] Vgl. Bd. VI, S. 490.
[5] Vgl. Bd. VI, S. 388 ff.

zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Teil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vorteil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Intercessionen, die von seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ, sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen, welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vorteil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurteil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag[1] wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brothause[2] auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen[3] wurde der Rat der Unruhen versammelt; der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urteile, kouvertiert und versiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz[4] erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderierten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide

[1] Nach dem Urteilsspruch, also am 2 Juni.
[2] Auch Maison du Roi genannt.
[3] D. h. am 4. Juni, da Egmont und Hoorne erst am 3 in Brüssel ankamen
[4] Richtiger Pratz.

sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urteil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräte bemühet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängnis, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern[1], Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen, worauf ihm mit harter, zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urteile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurteil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urteil!" rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachteile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt." Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete,

[1] Stadt in der belgischen Provinz Westflandern.

daß kein eindringenderes Gebet sei als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen.[1] Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Tinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin[2], den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urteil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, geraten oder gethan[3], was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung[4] geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5. Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät
treuster Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrat Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden.[5] Die Familie des Grafen erhielt nachher alle

[1] Nach anderer Darstellung wollte er das Vaterunser als letztes Gebet auf dem Schafott sprechen, wie er es denn auch dreimal dort gethan hat.
[2] Vielmehr an Alba, aber zu gunsten seiner Gemahlin und Kinder.
[3] Richtiger nur: zugelassen oder geraten.
[4] Genauer: „für den Dienst Gottes und Eurer Majestät".
[5] Der Bischof hat den Brief richtig an Philipp abgeliefert.

ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urteils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schafott aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm der Gewohnheit nach die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wams hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rotem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp[1], ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot[2] des Hofs, einen roten Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schafott eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edelm Anstand auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei, und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament

[1] Infanterie- oder Kavallerie-Oberst.
[2] Oberrichter

empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schafott drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorne. Dieser, von einer heftigern Gemütsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urteil mit weniger Gelassenheit empfangen[1], ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Äußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.[2]

Unter der nämlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft[3]; er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wams und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf

---

[1] Nach anderer Überlieferung soll er das Urteil im Gegenteil mit sehr viel mehr Fassung als Egmont entgegengenommen haben. Jedenfalls hat er noch in aller Ruhe sein Testament geschrieben.

[2] Nicht der Bischof von Ypern, sondern Gislus de Vroede, Pfarrer der Kirche de la Chapelle in Brüssel, hat Hoorne das Todesurteil überbracht, die Beichte abgenommen, das Sakrament ausgeteilt und ihn auf das Schafott begleitet.

[3] Das hatte auch Egmont gethan.

den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei.[1] Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.[2]

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schafott umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese teure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

---

[1] Vielmehr soll er gesprochen haben: „Bist du es, lieber Freund?"

[2] Das ist nicht ganz sicher. Vielleicht sind die Köpfe nach Spanien geschickt worden, während die Leichen den Angehörigen ausgehändigt wurden.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst „Bettler" hießen[1] und es zum Teil wirklich waren.

---

[1] Geusen. Vgl. Bd. VI, S. 392.

Zwar hatte sich der Gentische Bund[1] wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, beizeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Teil der wallonischen Provinzen[2] war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Teil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit ebensoviel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigentümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. Solange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten schützen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

[1] Vom 8. November 1576.

[2] So hießen die südlichen, vorwiegend katholischen Provinzen (heute Belgien), weil ihre Bevölkerung zum größern Teile aus Wallonen bestand.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde.[1] Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend[2] Einwohner zählte, war eine der thätigsten Teilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung[3], und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtenteils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß

[1] Nicht ganz genau, da Antwerpen vom Beginn der beiden Mündungsarme der Schelde, der Oster- und Westerschelde, noch etwa 26 Kilometer abliegt.

[2] Man rechnet vielfach sogar 100,000 Einwohner.

[3] Schiller meint die „spanische Furie" vom November 1576. Meuterische spanische Söldner hatten sich der Stadt Antwerpen bemächtigt, ein beispiellos gräßliches Blutbad unter der Garnison und den Bürgern angerichtet — man spricht von dem Mord von 8000 Menschen — die Stadt zum Teil in Brand gesteckt und drei Tage lang geplündert. Dieses Ereignis hat den letzten Anstoß zum Abschluß des Genter Friedensbundes gegeben.

ihres Beispieles, ihrer Ratschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Jul. 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran in der Absicht, sie zu belagern.*

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom von Gent aus alle Bedürfnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer

* Thuan. Hist. Tom. II, 527; Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.[1]

[1] Zu diesen und den folgenden Quellencitaten vgl. die Anmerkungen hinter dem Text

hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Notwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich trotz aller dieser Hindernisse an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.*

Alle diese Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimnis daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerrieten alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren noch aus leichtsinniger Überschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher

* Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegen stellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.*

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte

* Strad. loc. cit. 553.

Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.*

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältnis um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges auch ohne eine förmliche Belagerung endlich zur Übergabe zu bringen.**

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen[1], wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische[2] Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantische[3] dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die

* Strad. Dec. II. Lib. VI.

** Meteren Niederländ. Historien XII. Buch 467 folg.

[1] Der Stadt gegenüber auf dem linken Ufer der Schelde.

[2] Linke

[3] Rechte.

beiden letztern passierten die Schelde[1] glücklich auf Pontons, ohne daß das antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum und nahmen bei Stabroek im Lande Bergen ihren Posten. Einzelne detachierte Korps verteilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um teils die Dämme zu besetzen, teils die Päſſe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts verteidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel.[2] Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden teils freiwillig von ihren Verteidigern verlassen, teils durch Überfall weggenommen, so daß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wütende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung

[1] Von Borcht aus, das etwas oberhalb Antwerpens, der Stadt schräg gegenüber, am linken Scheldeufer lag.

[2] Am 10. Juli 1584.

Odets von Telignh[1] vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Überschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verluste von fast zweitausend Toten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabroek und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden und der eindringenden Osterschelde eine Brustwehr entgegensetzen.*

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren.[2] Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes sein mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Mut konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen und mit zween seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rat gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam

* Meteren Niederl. Historien. XII. Buch 477, 478; Strad. loc. cit.; Thuan. Hist. Tom. II, 527.

[1] Richtiger Téligny. Er war der würdige Sohn des berühmten französischen Kriegsmannes und Militärschriftstellers De la Noue („Eisenarm"), der auch für die Freiheit der Niederlande gefochten und gelitten hatte.

[2] Den Bau dieser Brücke hatte er schon vorher beschlossen. Man kann also nicht sagen, daß das Mißlingen des Angriffs auf Lillo etwas an seinem Plane änderte. Nur erschien ihm der Besitz dieses Forts jetzt nicht mehr unbedingt nötig.

in Brabant[1] zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat und sich etwas zur Rechten[2] krümmt, welches die Schiffe aufhält und sie nötigt, den Wind zu verändern.[3] Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.*

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen.[4] Die Hauptbastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wut.

* Strad. Dec. II. Lib. VI, 557.

[1] D. h. etwa acht Kilometer unterhalb Antwerpens.

[2] D. h. nach Nordnordost.

[3] Farnese wählte den Punkt auch deshalb, weil eine feste Sandbank, die sich hier quer durch das Flußbett zog, die Tiefe des Stromes verminderte und das Einrammen von Pfählen erleichterte.

[4] Das ist nicht ganz richtig. Die Bewohner hatten einen Teil der Umgebung ihrer Stadt bereits unter Wasser gesetzt, als Alexander die Abzugskanäle noch rechtzeitig genug öffnete, um die Überschwemmung wieder zu beseitigen.

Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite, wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urteil der Sachverständigen ebenso viele Wochen erforderlich geschienen.*

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demütigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren

* Strad. loc. cit.; Meteren XII. Buch, 479; Thuan. II, 529.

unter Karl dem fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn.[1] Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner bis auf sechs[2], die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen[3] zur Besatzung ein.*

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit geriet. Eben dieser mutige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes

* Meteren XII. Buch, 479, 480; Strada loc. cit. 562, 63. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande XXI. Buch[4], 470.

[1] Vgl. Bd. VI, S. 250, Anmerkung 1.
[2] Nach anderer Überlieferung zwölf.
[3] D. h. Truppen zu Fuß; außerdem fünf Kompanien Kavallerie.
[4] Vielmehr XXIX. Buch.

Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des Niederländischen Kriegs zu ihrem Unglück auszeichnete.[1] Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrat von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräte nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.*

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.**

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urteil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht

* Meteren am angef. Orte.

** Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande 470; Meteren 470[2]; Thuan. II, 529.

[1] Zur Geschichte Gents vor und bei dem Abfall der Niederlande vgl. zunächst Bd. VI, S. 242, 250 mit Note 1, 277, 291, 404 ff., 426, 434, 504. In dem eigentlichen Freiheitskampf war Gent der Mittelpunkt der Revolution in den südlichen Niederlanden. Hier versammelten sich 1576 die Abgeordneten aller aufständischen Provinzen zum Abschluß des Genter Bundes (vgl S. 142, Anm. 1), hier kamen später die ärgsten Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken vor, die dann auch zur Trennung der südlichen von den nördlichen Provinzen geführt haben. — Die Übergabe der Stadt an Alexander geschah hauptsächlich auf Betreiben ihrer katholischen Einwohner.

[2] Lies 479.

an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Verteidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rat ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es Not thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Teil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mitsamt dem Weideland in Besitz genommen hatte.*

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden

* Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande III, 469; Grotius 88.

die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel und ihre Reuterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrat aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräte aufkauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli[1] aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräte gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Anteil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängnis Vorteil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nötigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern

[1] Richtiger vielleicht Giambelli.

entweder ganz aus der Stadt zu jagen oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Not ihr Eigentum nicht respektiert werden dürfte, so fanden sie ratsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.*

Der Magistrat der Stadt, um ein Übel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um sie nachher desto teurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte.[1] Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Teil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.**

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische

* Allg. Gesch. d. v. N. III, 472.

** Grotius 92; Reidan. Belg. Annal. 69.

[1] Diese beiden Maßregeln sind für Antwerpen fast ebenso verhängnisvoll gewesen wie der gegen Oraniens Rat gefaßte thörichte Beschluß, den Blaauwgarendyk nicht zu durchstechen

Joch auf sich leiden würde. Ein Strom, der zweitausendvierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechzig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu stande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog eine Brücke von Schiffen zu erbauen: woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Notwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassieren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.*[1]

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Masten von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade[2], wie man sie

* Strad. 560.

[1] Da Seeland und somit die Mündung der Schelde in der Gewalt der Geusen war, hätten Schiffe für Alexander vom Meere aus nur durch den Kanal Ostende–Brügge–Gent in die Schelde oberhalb Antwerpens gelangen können, d. h. sie hätten an dieser Stadt vorbei fahren müssen.

[2] Dieses französische Wort (deutsch Stakete) bedeutet ein eingerammtes oder

nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß[1]; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen den beiden Estakaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchgang der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estakaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.*

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nötige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Teil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren.[2] Der Herzog ließ also

* Strad. 560 sq.; Thuan. 530; Meteren XII. Buch.

schwimmendes Pfahlwerk im Wasser, das vornehmlich als Stromsperre zur Deckung von Kriegsbrücken dient.

[1] Die Staketen waren nach Strada ungleich lang; die vom rechten Ufer maß 900, die andere nur 200 Fuß.

[2] Wie Oranien die Durchstechung des Blaauwgardendyks angeraten hatte,

seine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde passiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht[1] eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entlediget, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Verteidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.*

Dadurch geriet der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke noch zur Verteidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoszierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Überschwemmung hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei

* Meteren 481; Strad. 564.

so hatte er andrerseits vor einer Eröffnung der flandrischen Schleusen gewarnt; aber die Antwerpener handelten in allem gegen seine Vorschläge.

[1] Vgl. S. 148, Anmerkung 1.

Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee und die Maas mit dem Rhein verbanden.[1]

Dieser Kanal, den die Armee seinem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang und hatte eine verhältnismäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nötig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang; von allen Orten und Enden strömte der Überfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vorteil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrat an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.*

---

* Strad. 565.

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 230. Drusus ließ etwa 12 v. Chr. im rechtsrheinischen Lande der Bataver eine Reihe von Kanälen anlegen. Ihre Lage läßt sich nicht genau bestimmen, doch konnte man jedenfalls mit Hilfe eines dieser Gräben vom Rhein in die Zuyder (= Süder) See und aus dieser in den Ozean gelangen. — Auch der Kanal, den Domitius Corbulo unter Kaiser Claudius etwa 47 n. Chr. in einer Länge von vier deutschen Meilen zwischen Rhein und Maas ziehen ließ, ist seiner Lage nach nicht sicher. Vielleicht ist das Fliet zwischen Sluys und Leiden noch ein Rest davon. Alexander Farneses Kanal hat übrigens das Verdienst, das bis dahin unfruchtbare Maasland in das fruchtbarste und noch heute bevölkertste Gebiet Hollands umgewandelt zu haben.

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger sein konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen[1] eine kostbare Zeit verschwendet und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzu viele Hände verteilt und der stürmischen Menge ein viel zu großer Anteil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen sein wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Ratsversammlung stürmten und, was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Beratschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolk und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen, daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden

[1] Hin- und Herberatungen.

und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging.*

Die wenige Übereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien geteilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieffenshoek in feindliche Hände gefallen war und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen nun ganz und gar fort und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht teilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rat eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so geriet es in eine wütende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.**

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständnisse unterhielt und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vorteil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher

* Meteren 484; Thuan. II, 529; Grotius 88.

** Meteren 485.

Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rat von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als Verführte und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sei und den fröhlichsten Teil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Gevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich beizeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gutheißen könne. Nur zu bekannt sei der unveränderliche Ratschluß des Königs von Spanien und das Gelübde, das derselbe dem Papst gethan

habe[1]; von dieser Seite sei alle ihre Hoffnung verloren. Sie verteidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtnis des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.*

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmütig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Mut der Antwerper stärkte. Heinrich III., König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nötigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.**

---

* Thuan. II, 530, 531; Meteren 485, 486.

** Meteren 488 u. folg.; Allgem. Geschichte der v. Niederlande III, 476 bis 491; Grotius 89.

---

[1] Die Niederlande um jeden Preis zum Katholizismus zurückzuführen.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Verteidiger.[1] Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht und mit eintretender Flut trotz des feindlichen Feuers durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rat, daß ins Künftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andre versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.*

* Strad. 564; Meteren 484; Reidan. Annal. 69.

[1] Gleich seinem Vater hat er viele Jahre in spanischer Gefangenschaft schmachten müssen.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig „Playten" (platte Fahrzeuge), jede sechsundsechszig Fuß lang und zwanzig breit[1], und diese fügte man am Vorder- und Hinterteile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß[2] voneinander abstanden und dem Strom einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Flut stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausendvierhundert Schritten[3]. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst verteidigen, auf das Kommandowort Flammen speien und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung und zeigte dem Feind, er mochte von Seeland herauf- oder von Antwerpen herunterschiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem siebenundneunzig Kanonen, die sowohl über der

[1] Nach andrer Angabe nur 20 Meter lang und 3,60 Meter breit.
[2] Richtiger vielleicht 8 Meter, wie anderwärts angegeben ist.
[3] Etwa 720 Meter.

Brücke als unter derselben verteilt waren, und mehr als funfzehnhundert Mann, die teils die Basteien, teils die Schiffe besetzten und, wenn es not that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sichergestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Teil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondre Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den Strom hingelagert und je drei und drei mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren und davon die Namen „Schwimmer" bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Teil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Verteidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.*

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen.[1]

---

* Strad. Dec. II. Lib. VI, 566, 567; Meteren 482; Thuan. III, Lib. LXXXIII, 45; Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande III. Band, 497.

---

[1] Es war der 25. Februar.

Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Teil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genötigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen oder doch dem Feind eine Diversion zu machen[2], war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.*

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoszieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war und er wieder

* Strada 567—571; Meteren 492, 494; Thuan. III, 44, 45.

[1] D. h. eine militärische Unternehmung, die bestimmt ist, den Feind von einem bedrohten Punkte (hier von Antwerpen) abzuziehen und anderswo (hier vor Herzogenbusch) zu beschäftigen. — Hier handelte es sich übrigens um einen ernsten Überfall: die Stadt Herzogenbusch war sogar schon von Hohenlohe erstürmt, als sie durch die beispiellose Sorglosigkeit seiner Truppen und die schnelle Entschlossenheit der Spanier noch rechtzeitig von diesen zurückerobert wurde.

vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Gehe", rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen."*

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Not auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grund gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den Schuldigsten

* Strad. 568.

darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereit gehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrat von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.*

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zustande war, arbeitete schon in den Mauren Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli[1] hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolg zu deren Verteidigung zu verschwenden.[2] Er war aus Mantua gebürtig und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.**

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große

* Strad. 573, 574; Meteren 495.

** Meteren 495; Strad. 574.

[1] Vgl. S. 155, Anm. 1.

[2] Archimed hat bekanntlich i. J. 212 v Chr. Syrakus durch allerhand Verteidigungsmaschinen vor Marcellus zu schützen versucht. Übrigens ist Giambelli nicht etwa wie er bei der Eroberung der verteidigten Stadt umgekommen. Wann und wo er freilich gestorben ist, weiß man nicht.

Schiffe von hundertundfunfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechszig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlands galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das „Glück", das andre die „Hoffnung" nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechszig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Öffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht[1], welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen

[1] Doch nur in dem einen Schiffe, der „Hoffnung".

sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten von einer halben Stunde zur andern nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Atem erhalten, so daß sie endlich, vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Überfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er, durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tötenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.*

Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher[1] entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und zog den besten Teil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei

* Thuan. III, 46; Strad. 574, 575; Meteren 596.

[1] D. h. Taucher, die von Antwerpen kamen.

andre und gleich darauf ebenso viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen teils paarweise, teils zu dreien in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jacob Jacobsohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz[1], darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüter mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davonmachten.*

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben oder seitwärts an das Ufer prallten.

---

* Strad. 576.

---

[1] Mehr aus Unfähigkeit, wie er überhaupt kein tüchtiger und energischer Admiral war. Er hatte von einem für ihn wenig rühmlichen Gefechte schon vorher den Spitznamen „Jakob der Ausreißer" erhalten.

Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das „Glück“ hieß, geriet unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tötete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die „Hoffnung“ genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Teil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten und nun so ein lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reuterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Verteidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto nebst mehreren der vornehmsten Offiziere;

alle ihrer besondern Gefahr vergessend und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rat anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück.[1] Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie tot fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Teil der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit von der Brücke aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert,

[1] Die Richtigkeit dieser Anekdote von dem spanischen Fähnrich De Vega wird vielfach angezweifelt.

nach andern Berichten sogar achthundert[1] Menschen wurden das Opfer seiner Wut, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getötet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier mit Namen Tucci hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Mute, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß

[1] Wahrscheinlich sogar 1000.

ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich tot, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wiedergab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemütszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Teil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getötet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich wert hielt, nirgends aufzufinden sei. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt[1], und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszuteilen und zu befolgen, da viele Korps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Korps vermißten und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräte vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!*

---

* Strada 577 seq.; Meteren 497; Thuan. III, 47; Allgem. Gesch. d. v. N. III, 497.

---

[1] Auf eine Strecke von über 200 Fuß.

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassiert sein würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sei.[1] Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo des günstigen Windes ungeachtet gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermutung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundsgenossen, welche die Antwerper irreführte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inkonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbständigkeit Rat bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wut gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der

[1] Die Hauptschuld trug die Unentschlossenheit des holländischen Admirals Jakob Jacobsoon, die natürlich auch den Mut seiner Leute lähmte.

Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.*

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimnis zu sein, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität[1] angefeuert, that sein Äußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke verteilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wiederhergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Teil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Notfall weggenommen und den Brandern der

* Meteren 496.

[1] Hier in dem heute ungewöhnlichen Sinn: Haltung eines Hochgestellten, wie man sie sonst nur von einem Mann aus dem Volk erwarten kann. Parma schreibt selbst: „Die Soldaten feuert es bei ihrer harten Arbeit an, wenn sie sehen, daß ich selbst Hand anlege wie einer der Ihren.“

Durchgang geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.*

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben ebenso leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Platten, wie er sie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmal auseinandersprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmal die nötige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada** nacherzählen darf.[1] Er brachte ein Segel *unter* dem Schiffe an, welches ebenso von dem Wasser wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden

* Strad. 581 seq.

** Dec. II. Libr. VI. 586[2].

[1] Noch der letzte Darsteller der Belagerung von Antwerpen, Barado, zweifelt nicht an der Richtigkeit dieser Erzählung.

[2] Genauer 585. Vgl. die Abbildung ebenda, S. 574.

und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Geratewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen.*

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche, zehen Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte[1], und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroeck im Lande Bergen streckt sich eine große, etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten: man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Notfall die nämlichen Dienste leistete. Ebendies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angeraten und St. Aldegonde ernstlich zu befördern

* Meteren 497.

[1] Vgl. Bd. VI, S. 228.

gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängnis zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Kowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroeck in Bergen drei Meilen lang bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Über diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, solange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene von Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Kowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroeck stand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Teile der Armee gelagert und unterhielt durch eben diesen Kowensteinischen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen in Kalloo. So bildete die Armee von Stabroeck in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhangende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung voneinander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wut des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke und entschloß sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu verteidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg, und auf einem ganz andern Schauplatz.*

* Strad. 582; Thuan. III, 48.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und, wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder und machte wiederholte Bewegungen gegen den Kowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen, während daß eine andere in der Schelde sich zeigte und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptturm sollten die Losung sein, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht[1] die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten[2] den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen teils schlafend überfielen, teils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt und war schon im Begriff, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis

[1] In der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1585.

[2] Gemeint sind hier zwei von den eben genannten Batterien.

zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Übereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.*[1]

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der 16. Mai[2] 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Teilen wurde das Äußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Kowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.**

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Kowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber

* Strad. 583; Meteren 498.

** Strad. 584; Meteren 498.

[1] Hier lag die Schuld wahrscheinlich daran, daß einer der mit dem Raketensignal beauftragten Leute St. Aldegondes ein zufälliges Lagerfeuer mißverständlich für ein mit seinem Herrn verabredetes Feuerzeichen ansah.

[2] Vielmehr der 26. Mai, wie auch Schillers Vorlage hat.

gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Kowenstein die St. Jakobsschanze aufgeführt und dem Kommando des Camillo von Monte[1] übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsschanze und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äußersten Ende des Dammes ohnweit Stabroeck lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mannsfeld nebst einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.*

Frühmorgens, am 16. Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren[2], lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen und den Damm an der nicht verteidigten Stelle zwischen St. Georgs und der Pfahlschanze glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um sogleich, wo es not that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer

* Strad. 582, 584.

[1] Genauer hieß er Camillo Bourbon del Monte; er rühmte sich, das königliche Blut Frankreichs in seinen Adern zu haben.

[2] Immerhin sollten sie durch kleinere Explosionen das Pfahlwerk des Dammes in Brand stecken. Das gelang aber nicht.

zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon sein würde, zu durchgraben.*

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde voneinander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen mutigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgsschanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach und die Brustwehre türmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Toten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Mut zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Mut durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten

* Strad. 587 seq.; Meteren 489; Thuan. III, 48.

und mit den toten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere teils tot, teils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Mut, und sie hielten für ratsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Teil des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, in Empfang zu nehmen.*

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich mutlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompanien Schottländer unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour griffen die St. Georgsschanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte; Gamboa, der sie kommandierte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten.

---

* Strad. 589; Meteren 498.

Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgsschanze aufgetürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.*[1]

Während daß auf dem Damme von beiden Teilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sahe, in eigner Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenierern begleitet, flog er an den Ort des Angriffes und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf

* Meteren 498.

[1] Hohenlohe saß beim Siegesbankett, als die Nachricht von dem wirklichen Verlauf der Schlacht ankam.

die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich so schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Mut seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfelds noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Teile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Mut, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroeck her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte, von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehre los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgetürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Wall, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seien. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu verteidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige

Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehre von der einen Seite, Graf Mannsfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in die Brustwehre zu machen und, indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe.[1] Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartier zu Stabroeck bringen, auf seinem eignen Bette verbinden und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.*[2]

* Strad. 593.

[1] Capizucchi verdiente dieses Lob in der That. Er war es gewesen, der im Kriegsrat in Stabroeck gegen Mannsfelds Vorschlag den Angriff auf die schon fast verlorene Pfahlschanze gefordert und siegreich durchgeführt hatte. Sie wurde alsbald „Siegesschanze" getauft.

[2] Nach seiner Wiederherstellung erhielt er Farneses Rüstung, die dieser am Schlachttage getragen hatte, zum Geschenk.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Mut, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Flut fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschahe, so hinderten sie einander selbst und stürzten haufenweise unter dem Schwert des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mitsamt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wut und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben, und auf

beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundertundfunfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräte in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so teuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte und gegen den Kowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli der großen Kosten wegen mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen „Ende des Kriegs" beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung „Verlornes Geld" vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sei und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb und den Feinden zur Beute wurde.*

Die Unternehmung auf den Kowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Mut, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrat so sehr, daß eine Hungersnot nahe bevorstand. Doch hoffte man, die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen

* Thuan. III, 49; Meteren 485; Strad. 597[1] seq.

[1] Vielmehr 594 ff.

der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genötigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt zu traktieren.*

* Meteren 500; Strad. 600 seq.; Thuan. III, 50; Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande III, 499.

Vorbericht.[1]

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel „Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France“ schon seit mehrern Jahren in London herauskommt[2], hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet und, wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er, diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Teile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks[3], weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisierten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäf-

[1] Zur „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires“. Die folgenden Aufsätze einschließlich der „Geschichte der französischen Unruhen“ gehören sämtlich dieser Sammlung an.

[2] Sie erschien dort von 1785—90 in 67 Bänden.

[3] So steht im Original und in allen späteren Ausgaben; doch soll es wohl heißen: „die Epoche der Kreuzzüge zum Anfang des Werks“.

tigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht und die gefälligen Eigenschaften der einen mit den gründlichen Vorteilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lektüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen sein, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Wert ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit[1] ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Überzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im großen malt und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mitteilen kann. Über die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf

[1] Das Ungezwungene, Ungekünstelte, also in lobendem Sinne.

dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrognen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Teil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist und ihr ungleiches Alter sowohl als ihre Menge es schwer machen dürfte, sie immer vollständig zusammen zu bringen, so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Übersetzung derselben nicht überflüssig sein, aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolierten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr geringe sein, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nötig zu sein, eine allgemeine Übersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Teil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung so-

wohl als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung ist also nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias[1], sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna sein dürfte, aber dies erlaubte sein Plan nicht; der übrige große Wert dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie, weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden, Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nötig sein, den Begriff zu berichtigen[2], den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historische Schriften begriffen zu sein, welche

I. Nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dies schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte.

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Teil genommen hat oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs[3] sind

---

[1] Die unten folgenden Memoiren der Anna Komnena.

[2] S. v. w. näher anzugeben. Vgl. Bd. VI, S. 184, Anm. 1.

[3] Die „Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg" sind ein gegen 1750 verfaßtes Werk Friedrichs des Großen, das eine kurze Geschichte der Hohenzollernfürsten von 1415—1740 mit einigen allgemeineren Aufsätzen enthält und in der That nichts mit Memoiren zu thun hat.

keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und sich weder auf eine Begebenheit noch auf eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz[1], aber auch die Kammerfrau der Königin Anna[2] konnte sie schreiben.

III. Welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rotbarts Geschichte durch den Bischof von Freisingen[3] wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abteilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältnis mit den frühern, darin fortgefahren werden.

Jena, am 25. Oktober 1789. Schiller.

---

[1] François Paul de Gondi, Kardinal de Retz (1614—79), besonders durch seine hervorragende Teilnahme an den Kämpfen der Fronde bekannt (vgl. Bd. VI, S. 330, Anm. 1 u. 2), hat sein Leben, besonders im Zusammenhang mit den Ereignissen und Persönlichkeiten der ersten Jahre Ludwigs XIV. (1646—55), in einem berühmten Memoirenwerk dargestellt. Großartige Auffassung, geniale Anschaulichkeit, hinreißende Beredsamkeit und eine wundervolle Sprache sichern diesen Memoiren einen der ersten Plätze unter den Schriften dieser Art.

[2] Damit ist wohl die Herzogin Sarah von Marlborough, Gattin des bekannten englischen Feldherrn und Staatsmannes, gemeint. Sie war Oberhofmeisterin der Königin Anna von England (1702—14) und hat Memoiren hinterlassen, die zwar sehr gehässig und unglaubwürdig, aber außerordentlich geschickt und kraftvoll verfaßt sind.

[3] Otto, Oheim Barbarossas, schrieb, außer einer allgemeinen chronikartigen Geschichte, das „Buch von den Thaten des Kaisers Friedrich". Das Werk steht durch seine kunstvolle Form und seinen philosophischen Gehalt weit über andern mittelalterlichen Geschichtsdarstellungen, gilt aber für flüchtig, ungenau und tendenziös. Seine Werke sind lateinisch abgefaßt.

Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien[1] erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaisertums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Goten, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt[2], beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Weltteils[3]

---

[1] Schiller denkt bei Asien wohl an Baktrien und Turkistan, die vermutliche Urheimat der Germanen wie aller Indogermanen. Doch ist das Lehenswesen nicht schon hier entstanden, sondern erst ein spätes Ergebnis der Kriegszüge der Germanen in Europa.

[2] Übervölkerung, Abwirtschaftung des Bodens und Verdrängung durch andere Völker haben am meisten zur Wanderung geführt.

[3] D. h. aus dem Gebiet östlich und nordöstlich vom Kaspischen Meere; von da aus sollen die Germanen, vermutlich infolge eines Ansturms ostasiatischer Mongolen, nach Europa gewandert sein. Doch liegt dieses Eindringen der Germanen der sogenannten Völkerwanderung, die man mit dem Einbruch der Hunnen über die Wolga (etwa 375 n. Chr.) anzusetzen pflegt, weit über ein Jahrtausend voraus.

empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten[1], und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so notwendiges Erzeugnis ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Übel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht jahrhundertelang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

---

[1] Schiller urteilt über den Ursprung der Kreuzzüge von dem einseitigen Standpunkt seines rationalistischen Jahrhunderts, das in dem Mittelalter nur eine Zeit finsteren Aberglaubens sah. Religiöse Schwärmerei war nur einer von vielen Faktoren, aus denen die Bewegung der Kreuzzüge entsprang; unter diesen stehen in erster Linie die Bedrohung des Abendlandes durch die Mohammedaner, die Übervölkerung Westeuropas und im Gefolge davon soziale Übelstände sowie die verstärkte Fortdauer der alten Wanderbewegung unter den Slawen und Nordgermanen. Im ganzen sind die Kreuzzüge ein großartiger und trotz seines Mißlingens folgenreicher Versuch des gesamten christlichen Abendlandes, das Morgenland wieder der christlichen europäischen Herrschaft und Kultur zu unterwerfen

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Äußersten auszuruhen und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Übereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich sein, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sei, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland; und man weiß, daß er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten als römische Bürger und römische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszuteilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte, und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt[1]: wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werte zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns teilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist bloß diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heil=

[1] Gemeint ist offenbar die Vernunft.

same Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht notwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Übereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu verteidigen als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die *Völkerwanderung* und das *Mittelalter*, das darauf folgte, eine *notwendige* Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freistaaten auf? Warum sehen wir *Sina*[1], zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs[2] verschwand, weil sich die Horden der Mantschu[3] in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper und können nichts als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Teil bleiben.

Die scythische Wüste[4] öffnet sich und gießt ein rauhes Ge-

---

[1] China. Der Name ist aus dem Worte Ssīn entstanden, mit dem die Araber ehedem China zu bezeichnen pflegten.

[2] Das war der Titel des Königs von Persien.

[3] Die Mandschu oder Mandschuren, ein Hauptstamm der mongolenartigen Tungusen, haben im 17. Jahrhundert China unterworfen, aber die chinesische Kultur angenommen, weil die Chinesen unendlich viel zahlreicher waren.

[4] Das Steppengebiet Rußlands und Mittelasiens etwa von den Karpathen bis zu der Gebirgskette des Hindukusch und Altai. — Die Eroberung Deutschlands

schlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wut zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers; Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung[1] wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsternis breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende, ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still und ihm selbst unbewußt in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine

durch die Germanen ist ihrem Eindringen in das römische Reich lange Jahrhunderte vorhergegangen Sie ist ungefähr um dieselbe Zeit erfolgt, als die Stammesverwandten der Germanen, die Italiker und Griechen, von Italien und Griechenland Besitz ergriffen. Die Germanen wanderten damals in die Tiefebenen der Elbe und Oder und sind erst hier zu einem eigenartigen Volkstum erwachsen. Sie lebten hier zwar nicht mehr als Nomaden, doch ohne feste Wohnsitze, und trieben Viehzucht, aber wenig Ackerbau. Erst als dann übergroße Volkszahl, Erschöpfung des Bodens und der Druck nachrückender Schwärme eintraten, begannen die eigentlichen Wanderungen, die seit dem Aufbruch der Cimbern und Teutonen nicht mehr aufhörten und teils nach Westen, teils nach Südosten gingen. Die Züge nach Westen prallten einstweilen an dem Widerstande des römischen Reiches ab und nötigten die Westgermanen zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau. Dagegen gerieten durch die Wanderung der Goten von der Ostsee an das Schwarze Meer andere Stämme im deutschen Osten und in Rußland in Bewegung nach Westen, und als die Hunnen etwa 375 über die Wolga nach Europa hereinbrachen, mußten auch die Goten wieder nach Westen zurückweichen.

[1] Des römischen Staatsgebildes.

Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf salischer Erde[1], und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten, zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christentum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Weltteil wird geschlossen.[2]

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt; der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt; und wehe dem Nachfolger eines Klodion[3], der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildnis ins Gedächtnis zu rufen. Hart stößt

[1] Die Franken, welche unter Chlodwig das große Frankenreich begründet haben, hießen von ihren früheren Wohnsitzen an der Sala oder Issel die salischen Franken.

[2] Das ist entschieden unrichtig, wie die ganze Völkerwanderung sich überhaupt nicht so gewaltsam vollzogen hat, als hier geschildert wird. Während und nach ihr hat zwischen dem Osten und Westen auf politischem, geistigem und besonders wirtschaftlichem Gebiet ein ununterbrochener Verkehr stattgefunden, der sich natürlich je nach den politischen Verhältnissen steigerte oder minderte, aber niemals ganz stockte und gerade im 11. Jahrhundert sehr rege war. Freilich haben ihn die Kreuzzüge erst zur vollen Blüte entwickelt.

[3] Das ist der angebliche Nachfolger Pharamunds, des sagenhaften Stammvaters der Merowinger. Klodion soll um 430 von Thüringen aufgebrochen sein und allmählich das Land zwischen Rhein und Somme seiner Herrschaft unterworfen haben.

die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt, die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und jahrhundertelang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassne Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Not, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christentums und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmut gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein bessrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechszehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Her-

zen in Glut gesetzt und die Wahrheit* den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst als hier erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mördrischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Überzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das *Teuerste* an das *Edelste* setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen[1], dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem *Vaterland* gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur *hier*, und hier auch nur *einmal* diese Erscheinung? Weil in Europa allein und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der *Staaten* mit der Entwicklung der *Köpfe* einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulnis hinübereilen; *Aufklärung* ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der *Leidenschaft* anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem *Verstande*, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die

* Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den *Wert* der *Materie* ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene *Mühe* der Arbeit; auf den *Fleiß* und nicht auf das Erzeugnis. Was es auch sein möchte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

[1] Schiller meint wohl Sokrates.

eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen.*

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt.[1] Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal er-

* Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle miteinander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Altertums haben die Blüte ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur bei ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der schlimmen Folgen ihres Gegenteils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer und führt mit raschem Übergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

[1] Diese unter die Herrschaft des chinesischen Kaisers, jene unter die des Sultans.

sparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier[1] das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte und aus einem tausendjährigen Kriege *unüberwunden* kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau miteinander, als daß die eine ohne die andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Rätsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsternis gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Teil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der *geistlichen* Einförmigkeit und der *politischen* Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am Thracischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Muts, errötet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armut. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ.[2] Aber scheint es nicht, als hätte der

---

[1] Die ehemaligen Bewohner von Toskana und Spanien.

[2] Von der Bedeutung der Kreuzzüge für die Kultur der islamitischen Völker

fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.[1]

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegrischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arcturs entbehren und, eine feste Regel in sich selbst[2], zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die S k l a v e n d e s A c k e r s zu M e n s c h e n gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues, fruchtbares Land, B ü r g e r g e m e i n h e i t.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für s e i n e Größe hatte arbeiten lassen, der

läßt sich wenig Gutes sagen. An die Stelle der bisherigen Träger arabischen Wissens und Könnens traten im Laufe dieser Epoche die turkomanischen Stämme der Seldschukken und Osmanen, die Mamelucken und Mongolen, und diese Völker waren nicht im stande, die überkommene Kultur aus eigener Kraft fortzusetzen; daher trat unter ihnen zuerst ein Stillstand und dann ein allmählicher Verfall ein.

[1] Diese noch bis vor kurzem allgemein herrschende Meinung von einer Altersschwäche des damaligen Byzantinischen Reiches kann vor der besseren Bekanntschaft mit seiner Geschichte nicht mehr bestehen. Die Griechen haben sich lange Jahrhunderte vor dem ersten Kreuzzug aufs tapferste und zäheste ihrer Feinde erwehrt, sonst wären sie längst der Übermacht der Slaven und Mohammedaner erlegen. Ihre Notlage am Anfange der Kreuzzüge beruhte hauptsächlich auf der durch Palastrevolutionen seit langem verursachten Schwäche ihrer Regierung, nicht aber auf einem innern Verfall.

[2] Durch den zu Anfang des 14. Jahrhunderts entdeckten Kompaß.

römische Hierarche, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt und großgezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — seinesgleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beßrer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Pisistratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah, weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in

Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurücke. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Weltteile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie so wohlthätig ausschlug, so ist es nötig, den damaligen Zustand der europäischen Welt in einer kurzen Übersicht zu durchlaufen und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte.

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zerteilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im ganzen denselben Stammscharakter trugen und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokale anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen. Aber die gleiche Wut der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschieden bebaute Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander g l e i c h, indem er[1] alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befunden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische

[1] Druckfehler für „sie" (nämlich die Wut).

Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenngleich die übriggebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien und der öftre Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben sein konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sizilien und Brittanien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe im ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammenfindet.[1] So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt stehen sie wie in ihrem scythischen Vaterland in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Verteidigung, in Europas Distrikten wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innre des Christentums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, große

[1] Unter den europäischen Nationen hat im Mittelalter ein sehr viel regerer Verkehr stattgefunden, als man zur Zeit Schillers infolge unzuverlässiger Geschichtsdarstellungen anzunehmen geneigt war.

Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Übereinstimmung von innen, von außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst und noch schlechter untereinander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Munizipalstädte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Anteil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings, viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte.[1] Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Ordnungen oder Stände, und nach diesem Ständeunterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschen-, Beute- und Länder-

[1] Die Germanen, besonders die Westgermanen, bildeten, als die Römer sie kennen lernten, als oberste staatsrechtliche Einheit nur Völkerschaften, an deren Spitze ein König oder noch öfter eine Reihe von Fürsten standen. Jede Völkerschaft zerfiel in Gaue, d. h. landschaftliche Verbände mit ausgedehnter Selbständigkeit und einem Fürsten an ihrer Spitze. Die Gaue waren in Hundertschaften eingeteilt, die unter einem Häuptling standen und ursprünglich nur für Heereszwecke bestimmt waren, mit zunehmender Seßhaftigkeit aber zu Landschaftsbezirken wurden.

teilung aus.[1] Jeder freie Mann erhielt seinen Anteil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei wie die Personen ihrer Besitzer waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb **sein** auf immer mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.[2]

Das Schwert mußte verteidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann ebensowenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Notfall sogleich wie zur Zeit ihres kriegrischen Einfalls kampffertig wieder dastand. Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, **Heerfolge** zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen Bunde zu stoßen, der das Ganze verteidigte: eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll als drückend war, weil sie zu den kriegrischen Neigungen dieser Nationen stimmte und von wichtigen Vorzügen begleitet war.[3] Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewütet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu ver-

[1] Die geschichtlich nachweisbare Urverfassung der Germanen ist die Geschlechterverfassung. Geschlechter betrieben innerhalb der Gaue die Bewirtschaftung des ihnen zugewiesenen Bodens, nach Geschlechtern ordneten sich die Gaue für ihre Kämpfe. Die Bevölkerung zerfiel dann in Freie und Unfreie. Zu den Freien gehörten die Adligen und Gemeinfreien, zu den Unfreien die Liten und Knechte.

[2] Noch bis zur Zeit Cäsars gab es unter den Germanen kein Sondereigentum an Grund und Boden, sondern nur Gemeindeeigentum, dessen Inhaber die Gemeinde eines Gaues war. Sondereigentum hat sich erst in dem Jahrhundert vor Tacitus unter den Westgermanen herausgebildet.

[3] Die mit der Vasallität aufkommende Pflicht zur Heeresfolge der Grundeigentümer hat sich erst später entwickelt Vgl. S 216, Anm. 2.

tilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Länderteilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigentümer besessen hatten. Dasselbe Los traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte und nun als Knechte mit sich schleppte.[1] Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigentümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigentum und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigentum zeugte.

Die Länderteilung war ungleich ausgefallen, weil das Los sie entschieden, und weil der Rottenführer eine größre Portion davongetragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größre als alle übrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Überfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegerischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegerische Art äußern. Sich von auserlesenen Scharen begleitet und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte, ein zahlreiches kriegrisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichtums und der Gewalt und zugleich das unfehlbarste Mittel, beides zu vergrößern. Jener Überfluß an Grundstücken konnte daher auf keine beßre Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige verteidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst

---

[1] Die Germanen teilten ihre Eroberungen auf römischem Boden meistens derart mit den Römern, daß sie ein Drittel, die Hälfte oder zwei Drittel den römischen Grundherren nahmen, und sich ihre Wohnsitze dann mit denen der Römer wie die Felder des Schachbrettes durchsetzten. Nur die Vandalen und die Langobarden, doch diese erst später, haben die römischen Grundbesitzer getötet, vertrieben oder zu Hörigen gemacht, und zwar jene, indem sie sich in der prokonsularischen Provinz als geschlossene Volksmasse niederließen, in den übrigen Gebieten aber, ebenso wie die andern Germanen überall, der römischen Bevölkerung die Freiheit ließen.

entäußerten also gewisse Stücke Landes und traten den Genuß derselben an andre, minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Verteidigung des Staats nichts zu thun hatten und bloß die Person des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren wesentliche Bedingung sie waren. Diese Länderverleihung war also bedingt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre oder auf zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf solche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, sondern von Rechts wegen, ohne alle andre Beschwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten mußte[1], im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte jeder, der Eigentum besaß; das Verhältnis von Lehensherrn und Vasallen wurde durch kein andres Verhältnis aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vasall des einen wieder der Lehensherr eines andern werden, aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze, noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.[2]

[1] Das Wort feudum soll, wie man heute annimmt, von faihu, feoh herkommen. Das heißt Vieh und, weil dieses Zahlungsmittel war, Geld oder Lohn. Feudum wäre also der Lohn für geleistete Dienste. Es wird auch von thiuth, fränkisch fiuf = Gut abgeleitet.

[2] Das mittelalterliche Lehnwesen ist, wie man jetzt sicher weiß, aus der Verschmelzung des Benefizialwesens und der Vasallität hervorgegangen. Das sind zwei begrifflich verschiedene Rechtseinrichtungen. Benefizien nennt man ursprünglich die zum Lohn für geleistete Dienste verschenkten Güter. Sie waren entweder frei vererbliches Eigentum des Beschenkten oder nur sein bedingtes und persön-

Nachdem mit dem Christentum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmut der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm[1] wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; ebensogut wie jeder andere mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze sein sollten. Weil alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischentrat und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedes-

---

liches Eigentum. Erst später nannte man den Eigenbesitz alod und beschränkte das Wort beneficium auf geliehene Güter. Das Benefizium in diesem Sinne war durch die Treue des Beschenkten gegen den Geber bedingt, fiel bei dem Tod des Eigentümers an den Schenker zurück oder konnte doch nur bei erneuter Beleihung auf die Nachkommen des ersten Beschenkten übergehen. Erst später, besonders seit der Zeit Karl Martells, wurde die Verschenkung eines Gutes an die Leistung eines bestimmten Zinses und weiterhin dann der Heeresfolge geknüpft. Damals entwickelte sich auch erst die Vasallität. Sie hat ihren Ursprung nur teilweise im Gefolgswesen, insofern nämlich die vornehmen Gefolgsleute der Merowinger, die Antrustionen, für den ihnen verliehenen Grundbesitz später Heeresfolge zu leisten hatten; ursprünglich kam der Name Vasall nur der eigentlichen Hausdienerschaft eines Herrn zu, die seinen Schutz genoß, dafür aber in seinem Heere dienten. Um sie leistungsfähiger zu machen, schenkten ihre Herren ihnen später Lehen; die Verbindung zwischen Benefizialwesen und Vasallität erfolgte dann dadurch, daß die Könige schließlich ihre Lehen nur noch gegen Treueid und Verpflichtung zur Heeresfolge fortgaben.

[1] Dem Heiligen oder im weiteren Sinne dem Kloster.

maligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung und genoß sie als Allodien.[1]

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegrische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig sein konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte sich in den verschiednen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentieren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise erteilt. Sie waren ebensowenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle u. dgl. m., auf Lehensart vergeben.[2]

---

[1] Diese Darstellung ist nur für das thatsächliche Verhältnis richtig. Rechtlich hat man an der Auffassung, daß das an die Kirche verliehene Gut ebensowohl wie das Laienlehen Reichsgut sei, bis zum 13. Jahrhundert festgehalten. Sie hat unter Karl Martell zu umfassenden Einziehungen kirchlicher Güter geführt. Doch konnten Kirchengüter später nur zu Nießbrauch verliehen werden, so daß das Eigentumsrecht der Kirche thatsächlich gewahrt blieb.

[2] Herzog hieß ursprünglich der Heerführer, den sich eine Völkerschaft, die keinen König hatte, im Falle eines Krieges aus den einzelnen Gaufürsten wählte und auf den Schild erhob. Später unterschied man im fränkischen Reiche Amts-, Stammes- und Titularherzöge. Die Amtsherzöge, die Schiller meint, hatten unter den merowingischen Königen die Militärkraft und Gerichtsgewalt mehrerer Gaue unter sich. Doch gab es zahlreiche Gaue, die nur unter einem Grafen standen

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an andre abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältnis der Könige als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nötig, um der äußern Verteidigung ihrer Provinzen gewachsen zu sein, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen; diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren und Vasallen genug ins Feld stellen

---

Dann bildeten sich allmählich, so in Thüringen, Bayern, Schwaben, Stammesherzöge, die aber alle unter Karl dem Großen verschwanden. Das karolingische Herzogtum war nur ein Titularherzogtum für höhere Befehlshaber und Markgrafen. Die später im ostfränkischen, also Deutschen Reiche entstandenen neuen Stammesherzogtümer sind aus den Markgrafschaften hervorgegangen.

konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nötig, wo ein mächtiger und kriegrischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nötiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen und Straflosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigentumsherrn und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone und Lehensherren ihrer Untersassen; das erste gab ihnen Abhängigkeit, indem letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten, in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurücke. Ein so widersprechendes Verhältnis konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort wie hier unumschränkt zu sein und jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogtum oder in der Grafschaft zu repräsentieren, wollte er sich selbst repräsentieren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem ebenso gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Teil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte.

Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen[1]. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde u. dergl. dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherrn den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen als Wohlthaten zuflossen; und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Not mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehnsherrschaft gönnte und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen insofern in einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen und wahre Eigentumsherrn aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel

[1] D. h. von Lasten erleichtern

noch stattfand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogtum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine außerordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältnis des Souverän gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. Solange der Souverän das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkür zu vergeben, so wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

Anna Komnena.[1]

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes[2], beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena.

Eingang der Verfasserin.

Alles, was geschieht, das Merkwürdige wie das Unbedeutende, reißt der Zeitstrudel mit sich in die Vergessenheit hinab; jetzt macht er das Verborgene sichtbar, und jetzt begräbt er wieder, was er auf einige Augenblicke zeigte[3]. Diesem Zeitstrom setzt die Geschichte gleich einer starken Wehre sich entgegen und verhindert, daß nicht alles unwiederbringlich dahin ist. Aus der großen Menge rettet sie doch einiges und überliefert es geordnet dem Gedächtnis der Menschen.

Dies war es, was mich, des Kaisers Alexius und der Kaiserin Irene im Purpur geborene[4] Tochter, Anna, bewogen, die Thaten meines Vaters, jene sowohl, die er noch vor Erlangung des Diadems unter fremden Befehlen, als diejenigen, welche er aus

---

[1] Anna Komnena (1083—1148) ist die hochgebildete Tochter des byzantinischen Kaisers Alexios I. Nach dem Tode ihres Gemahls, den sie vergeblich angestachelt hatte, ihrem Bruder Johannes den Thron zu rauben, zog sie sich in ein Kloster zurück und schrieb hier die „Alexias", d. h. die Geschichte ihres Vaters in den Jahren 1069—1118. Die folgende Übersetzung ist dem Anfang dieses für die Geschichte des ersten Kreuzzuges sehr wichtigen Werkes entnommen. Doch vgl. die Einleitung.

[2] Byzantinischer Kaiser von 1081—1118. Er war Sohn des Johannes Komnenes und Neffe Isaaks, des ersten Herrschers aus dem Hause der Komnenen. Durch siegreiche Kämpfe hatte er sich die Gunst des Kaisers Nikephorus III. gewonnen, ihn dann zur Abdankung gezwungen und selbst den Thron bestiegen. Als Kaiser hat er besonders die Türken und Normannen bekriegt, ist Bundesgenosse Heinrichs IV. von Deutschland gewesen und hat viel mit den Teilnehmern des ersten Kreuzzuges zu thun gehabt.

[3] Aus Sophokles, „Aias", V. 646 f.: „Die lange, schrankenlose Zeit deckt alles auf, Was ruht im Dunkel, und verdeckt das Strahlende."

[4] D. h. geboren zu der Zeit, als mein Vater bereits regierte.

eigener Macht und Willkür als Herrscher vollführt hat — beide würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden — schriftlich zu verzeichnen. Daß ich in der Kunst zu schreiben nicht ganz unerfahren bin, daß ich mir eine Fertigkeit in der griechischen Sprache erworben, in der Redekunst mich fleißig geübt, die Bücher des Aristoteles und Plato mit Eifer studiert und keine der vier Wissenschaften vernachlässigt habe[1)][1], sollte ich zwar nicht selbst von mir rühmen; aber daß man Vertrauen zu mir fasse, daß man urteilen möge, ob ich diesem Unternehmen gewachsen war, glaube ich die Vorteile anführen zu dürfen, womit die Güte des Himmels und ein günstiges Geschick meine Fähigkeit und meinen Fleiß unterstützt haben. Nicht um mit meinen Gaben zu prahlen, sondern um die merkwürdigen Zufälle auf die Nachwelt zu bringen, womit das Leben meines Vaters durchflochten war, eines Mannes, der, gleich bewährt im Glück und im Unglück, sowohl wie man herrschen als wie man gehorchen soll, in That und Beispiel gezeigt hat, habe ich mich diesem Werk unterzogen. Zwar weiß ich recht wohl, welch ein mißliches Geschäft ich hier über mich nehme, denn führe ich Thatsachen an, die meinem Vater zur Ehre gereichen, so werden viele mir schuld geben, daß ich, mich selbst und die Meinigen zu rühmen, der Wahrheit vergeben habe; nötigen mich im Gegenteil die Umstände, zuweilen Dinge zu berühren, die ihm weniger rühmlich sind, so wird es nicht an übelwollenden Leuten fehlen, die das Beispiel des Ham, der seines Vaters Noah Schande aufdeckte, auf mich anwenden werden. Aber mit gefaßtem Geist werde ich mich durch diese beiden Fallstricke hindurchzuschlagen und ohne Rücksicht auf das Urteil der Parteien, gleich weit von Haß und Vorliebe entfernt, durch eine strenge Gerechtigkeitsliebe die erste Pflicht des Geschichtschreibers zu erfüllen suchen. Meine Feinde dürfen also immerhin *hoffen* und meine Freunde immerhin *fürchten*, daß sie nichts von mir hören werden, als was ihre Thaten wert waren; und diejenigen sowohl, welche mein Tadel beleidigen, als diejenigen, welche mein Beifall

[1] Die Anmerkungen des Übersetzers (gleich hinter dem Texte abgedruckt) wurden zum Unterschied von denen des Herausgebers (1, 2, 3 rc.) mit 1), 2), 3) rc. bezeichnet.

gewinnen wird, mögen sich nicht an mich und mein Urteil, sondern an ihr eigenes Gewissen und an die Wahrheit halten.

Mein Gemahl war Nicephorus Cesar, aus dem Geschlecht der Briennier[1], ein Mann, der an Klugheit und Wissenschaft wie an Schönheit der äußern Bildung alle Männer übertraf, die zu seiner Zeit lebten, gleich bewundernswert, man mochte ihn sehen oder hören. Er hatte dem Kaiser Johannes[2], meinem Bruder, in mehrern Feldzügen gegen die Barbaren, besonders gegen diejenigen, welche Antiochia besetzt hielten, gedient; aber weil er sich auch mitten unter dem Geräusch der Waffen nicht ganz von den Musen trennen wollte, so wandte er die wenigen Augenblicke, die der Krieg ihm übrig ließ, dazu an, denkwürdige Dinge aufzuzeichnen. Unter mehrern Arbeiten dieser Art, alle der Bekanntmachung und Bewunderung würdig, hatte er sich auf Antrieb der Kaiserin mit vorzüglichem Fleiß einem Werke gewidmet, das die Thaten des römischen[3] Kaisers Alexius, meines Vaters, und vorzugsweise diejenigen, welche die Regierungsjahre desselben beschäftigten, zum Inhalt haben sollte. Er ging darin bis auf die Zeiten des Kaisers Diogenes[4] zurück und führte von da den Faden seiner Erzählung bis zu demjenigen hinunter, den er zu verherrlichen willens war. Unter diesem Kaiser Diogenes nämlich war es, wo das Genie meines Vaters anfing aufzukeimen, der damals in das erste Jünglingsalter trat; vor welchem Alter sich von niemand etwas[5]

[1] Nikephoros Bryennios, Sproß einer berühmten Adelsfamilie Ostroms, var durch Schönheit und Bildung, militärische Tüchtigkeit und glänzende Beredsamkeit, vor allem aber durch den Adel seines Charakters so ausgezeichnet, daß Kaiser Alexios ihn mit der hohen Würde eines Cäsar und mit der Hand seiner Tochter Anna ehrte. Er verfaßte ein Werk über die Geschichte dieses Kaisers, das von 1070—79 reicht, von ihm als „Geschichtsmaterial" bezeichnet wird und eine Art Familienchronik ist Seine Gemahlin hat das Werk ergänzt und fortgesetzt.

[2] Nachfolger seines Vaters Alexios von 1118 – 43.

[3] Ein byzantinisches, griechisches oder oströmisches Reich gab es bekanntlich, seit Kaiser Theodosius das römische Weltreich im Jahre 395 in eine West- und eine Osthälfte geteilt hatte. Die Inhaber des Ostreichs führten den Titel „Herrscher der Römer (Romäer)" und behielten ihn auch nach dem Sturze von Westrom (476) bei, zumal da sie sich als dessen Erben ansahen. „Römisch" ist also im Werk der Anna mit „griechisch" gleichbedeutend.

[4] Romanos IV. Diogenes, 1068—71.

[5] Richtiger: von ihm nichts.

Merkwürdiges sagen läßt, es sei denn, daß man Zeit und Worte an Nichtigkeiten[1] verschwenden wollte.

Dies war das Vorhaben meines Cesars, aber er wurde seines Wunsches nicht gewährt; denn als er in seiner Erzählung bis zu den Zeiten des Nicephorus Botoniates[2] gekommen war, nötigte ihn Zeitmangel, davon abzustehn; ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte, über welche ein Geist wie der seinige so vieles Licht würde verbreitet haben, ein ebenso großer Verlust für die denkenden Leser, denen ein so vollendetes Werk unbeschreibliches Vergnügen würde gegeben haben. Wie schön er seine Worte zu setzen wußte, mit welcher Zierlichkeit und Anmut er schrieb, werden mir alle diejenigen bezeugen, denen einige Proben seiner Schreibart in die Hände gekommen sind.[3]

Um aber doch, da diese Hoffnung nun einmal dahin ist, die Thaten meines Vaters nicht ihres Herolds zu berauben und die Bruchstücke meines Gemahls, die er unter dem Kriegsgeräusch nur flüchtig hinwerfen konnte, ans Licht der Welt und zu einiger Vollendung zu bringen, habe ich mich unterstanden oder vielmehr in die Notwendigkeit gesetzt gesehen, das Werk fortzusetzen, das er selbst aufgeben mußte. Denn ach! mit diesen Aufsätzen brachte er auch eine tödliche Krankheit mit aus dem Feldzug zurück, die unglückliche Frucht seiner ausgestandnen Beschwerden, des rauhen Soldatenlebens und — vielleicht auch der unruhigen Sehnsucht nach mir. Dieser ihn verzehrende Kummer, diese rastlosen Anstrengungen, das Ungemach der Jahrszeit und Witterung, alle diese unseligen Zufälle hatten ihm den Trank des Todes gemischt. Zwar ging er, seiner schweren Krankheit ungeachtet, gegen die Syrer und Cilicier noch mit zu Felde; aus Syrien aber nötigte ihn die überhandnehmende Krankheit nach Hause. Er mußte sich nach Cilicien, von da über Pamphilien, Lydien und Bithy-

[1] Vielmehr: an die Nichtigkeiten seiner kindlichen Spiele.

[2] Byzantinischer Kaiser von 1078—81.

[3] Das Werk des Bryennios ist nach dem Urteil heutiger Litterarhistoriker eine naive, novellenartige, mit heldenhaften Zügen ausgestattete Geschichte, hat aber formell durchaus nicht die runde, wohlgeglättete Fülle der zeitgenössischen Schriftsteller. Soldatenmäßig schlicht, versteigt sich der Stil nur gelegentlich zu pathetischen Wendungen.

nien nach der Residenz bringen lassen, wo er den Seinigen, aber den Tod schon in den Eingeweiden, endlich wieder geschenkt wurde. In diesem Zustande konnte er uns, so gern er auch wollte, die Erzählung der mancherlei Zufälle nicht geben, die er während unsrer Trennung erlitten hatte, und wir selbst verwehrten es ihm, aus Furcht, durch diese Anstrengung sein Ende zu beschleunigen. Das Herz blutet mir bei dieser Erinnerung, und meine Thränen fließen. Ach, was hat Rom nicht an diesem Mann verloren! Keiner konnte weisere Ratschläge erteilen, keiner hatte sich diese Erfahrung und Fertigkeit in Geschäften erworben. Reich wie er an Kenntnissen war niemand, man mochte nach fremden oder einheimischen Dingen fragen. Und diese Anmut, die über seine ganze Person ausgegossen war! diese Majestät der Gestalt, die einen König — ja, was sage ich? — die einen Gott ankündigte!

Ich selbst — obgleich eines mächtigen Kaisers Tochter und auferzogen im Purpur — wie viele Wechsel des Glücks habe ich erlebt! Wie viele Stürme erlitten! Man erzählt von Orpheus, er habe Felsen und Wälder und die leblose Natur durch die Macht seiner Leier gezwungen, sich von der Stelle zu bewegen. Von dem Flötenspieler Timotheus[1] wird gesagt, er habe, als er das orthische Lied[2] vor Alexandern anstimmte, den Macedonier hingerissen, zu Schwert und Lanze zu greifen. Erzählte ich die Geschichte meiner Leiden — ich würde zwar weder zum Laufe noch zum Streit, aber zu Thränen würde ich den empfindenden Hörer bewegen. Ja, nicht den empfindenden Hörer allein — das Leblose selbst würde ich zur Teilnehmung hinreißen. Doch unter allem, was ich litt, ist nichts, was dem Schmerz nahe käme, den mir der unvermutete Tod meines Cesars expreßt hat. Gegen diesen einzigen Unfall sind alle meine übrigen Leiden, was einzelne Wassertropfen gegen das Atlantische Meer oder die adriatischen Wellen! Jene waren nur die Vorboten dieses Schlages! Der fern auf-

[1] Timotheos war ein berühmter Flöten- und Zitherspieler, der die Saiten der Kithara von 7 auf 11 erhöht haben soll. Er trat mit dem erwähnten Gesang bei Alexanders Hochzeitfeier auf. Ein gewisser Olympos war der Dichter.

[2] Der Begriff „orthisches Lied" (νόμος ὄρθιος) ist nicht sicher ermittelt. Wahrscheinlich war es eine Art lyrischer Sangesdichtung mit aufsteigendem, iambusartigem Rhythmus in sehr hoher und scharfer Tonart.

steigende Rauch dieses Feuerbrands! O Feuer ohne Zunder! Feuer, das verborgen in meinem Inwendigen lodert, das mich sengt, ohne mich zu verzehren!

Doch ich verliere mich in Klagen, die von meinem Vorhaben weit entlegen sind; das Andenken an meinen Cesar hat sie mir entrissen. Ich will mich sammeln, ich will meine Thränen trocknen. Aber ich entferne diese traurigen Bilder nur, um an ihrer Statt andre zu erneuern. Das bewundernswürdige Leben meines Vaters, des vortrefflichen Alexius, wird andre Schmerzen bei mir aufwecken; ich werde, wie es im Trauerspiele heißt, doppelte Thränen einsammeln[1]; aber die ganze Welt wird sie mit mir weinen. Ich beklage den Verlust meines Hauses, das allgemeine Unglück werden andre betrauern.

Erstes Buch.

Auch schon vorher, ehe er den römischen Kaiserthron bestiegen, war Alexius, mein Vater, eine mächtige Stütze des Reichs. Die ersten Kriegsdienste that er unter dem Diogenes Romanus. Vierzehn Jahre war er alt, als er den beschwerlichen Feldzug mitmachte[2], den dieser Kaiser gegen die Perser unternahm. Aus freier Wahl und mit freudigem Mute folgte er ihm dahin, und Verachtung der Gefahren saß auf seiner Stirne. Mit Ungeduld wartete er auf die Gelegenheit, mit den Barbaren handgemein zu werden und sein Schwert in ihrem Blute zu baden. So viel Kriegeslust brannte schon in dem Jüngling!

Aber ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers nötigte ihn bald wieder nach Hause. Seine Mutter betrauerte damals den Tod ihres Erstgebornen, Manuel, eines Jünglings von ausgezeichneter Tapferkeit, der sich schon durch die glänzendsten Thaten um

---

[1] Anna Komnena citiert hier, wie man aus dem Wortlaute des griechischen Textes ersieht, Euripides' „Hekabe", V. 518 ff., wo der Herold Talthybios auf Hekabes Frage nach dem Tode ihrer Tochter Polyxena antwortet: „Zwiefache Thränen willst du mir entlocken, Frau, Um deine Tochter; denn bericht' ich ihren Tod, Thränt mir das Auge wie am Grabe, da sie starb."

[2] Die Übersetzung ist hier und im folgenden falsch: Alexios wollte nur mit ins Feld.

das Reich verdient gemacht hatte. Diese nicht alles Trostes zu berauben, wenn sie den einen ihrer Söhne im Grabe, den andern allen Schrecken eines langwierigen, zweifelhaften Kriegs preisgegeben wüßte, schickte ihr der Kaiser den jungen Alexius zurück, der sich nur ungern von seinen Kriegsgenossen trennte. Aber die Gelegenheit blieb nicht lange aus, wo er seine Tapferkeit sehen lassen konnte. Als, nach Abdankung des Diogenes, Michael Dukas[1] zur Regierung kam, öffnete der Krieg mit Urseln, dem Barbaren, dem Alexius die Bahn des Ruhmes.

Dieser Ursel, ein Gallier von Geburt[2], war ehedem in römischen Kriegsdiensten gestanden, wo er ein außerordentliches Glück gemacht, große Reichtümer sich erworben und nun anfing, verwegenen Hoffnungen Raum zu geben. An der Spitze wilder und streitbarer Scharen, die er teils aus seinen Landsleuten, teils anderswoher auf seine eigne Hand angeworben und um sich versammelt hatte, fing er an, nach der höchsten Gewalt zu streben, und wählte dazu den gefährlichsten Zeitpunkt, wo sich das römische Reich wie ein erschöpfter Fechter mit nachlassender Kraft und mit ausgleitendem Fußtritt der anwachsenden Macht der Türken nur ohnmächtig entgegenstemmte.

Dieser Abenteurer setzte durch seine Gewaltthätigkeiten alle Morgenländer in Schrecken. Viele tapfre Feldherrn, die man gegen ihn schickte, halfen durch ihre Niederlagen seinen Trotz nur vermehren. Entweder er wußte sie durch einen unvermuteten Überfall aufzureiben, oder es gelang ihm, von türkischer Hülfe unterstützt, sie in ordentlichen Schlachten aus dem Felde zu schlagen. Alle Truppen an der östlichen sowohl als westlichen Grenze des Reichs standen damals unter Isaaks Komnenes'[3], meines

---

[1] Michael VII., aus der Adelsfamilie der Dukas, die mit seinem Vater Konstantinos zuerst auf den Thron kam, regierte von 1071—78.

[2] D. h. ein Franzose. Oursel Bailleul, ein französischer Normanne, war ein heldenmütiger Söldnerführer; nachdem er lange in griechischen Diensten gekämpft hatte, meuterte er mit seinen normännischen Kriegern und schlug den ihm entgegengeschickten Feldherrn Cäsar Dukas. Als er sich aber mit diesem zu einem gemeinsamen Zuge gegen Byzanz verständigte, wurde er von den mit dem griechischen Kaiser verbündeten Türken besiegt und gefangen. Er entkam und sammelte ein neues Heer, fiel dann aber, wie hier geschildert ist, in die Gefangenschaft des Alexios.

[3] Das war ein Bruder des Alexios.

Oheims, Befehlen, unter welchem auch mein Vater Alexius diente. Als aber die Barbaren mit der Gewalt und Schnelligkeit des Blitzes fortfuhren, ihre Eroberungen auszubreiten und alles vor sich her niederzuwerfen, wurde meinem Vater eine eigne Armee von dem Kaiser Michael anvertraut, an deren Spitze er womöglich die fernern Fortschritte des Feindes aufhalten sollte. Diesen Auftrag erfüllte Alexius mit einer Klugheit und einer Tapferkeit, die eines Emilius und Scipio und eines Hannibals, seiner erhabenen Muster, nicht unwert gewesen wäre, und in weniger Zeit gelang es ihm, einem Jüngling, den reißenden Lauf dieses Feindes zu hemmen, der das römische Reich bereits an den Rand des Verderbens geführt hatte. Mit schnellem Blicke entdeckte er sogleich, was zu thun war, und schneller noch führte er es aus. Um dieselbe Zeit hatte ein andrer barbarischer Heerführer, Tutak, in dem Orient ein Heer aufgebracht, womit er die Römer bedrohte.[1] Mit diesem Tutak nun wollte sich Ursel, der eben damals von meinem Vater aufs äußerste bedrängt war, vereinigen und gemeinschaftlich mit ihm gegen die Römer agieren. Aber eben dieses war's, was mein Vater aufs allersorgfältigste zu verhindern strebte. Er kam dem Gallier bei dem Barbaren zuvor und sparte weder Worte noch Versprechungen noch List, ihn auf römische Seite zu ziehen. Und in solchen Künsten war mein Vater Meister; nie war eine Sache so verzweifelt, daß sein fruchtbarer Kopf nicht immer noch Wege gefunden hätte, zu entkommen. Davon legte er jetzt eine Probe ab, indem er diesem Tutak folgendes vorstellen ließ. „Dein Sultan", ließ er ihm sagen, „und mein Kaiser sind Freunde, und dieser Gallier muß beiden auf gleiche Art fürchterlich sein. Jetzt zwar läßt er von Persien ab, um seine Kräfte gegen uns zusammenzuziehen, aber glaube darum ja nicht, daß er es aufrichtig mit euch meine. Er fühlt sich jetzt nur nicht stark genug, um auch euch die Spitze zu bieten, und sucht daher durch List und Aufschub allmählich Kräfte zu gewinnen. Laß ihn mit uns fertig und vor unsern Waffen gesichert sein, so wirst du bald einen offenbaren und schrecklichen Feind in ihm sehen. Doch

[1] Tutak war ein kleinasiatischer Emir des damaligen Türkensultans Melik-Sah.

diese allgemeinen Vorteile sollen nicht der einzige Preis sein, um welchen ich dein Bündnis verlange. Fordre so viel Geld, als du willst, du sollst es haben, wenn du diesen Ursel gefangen in meine Hände lieferst. Überlege nun, ob drei so wichtige Gründe, als ich dir vorlegen will, es wohl wert sein mögen, daß du ein Bündnis mit mir eingehst. Erstlich kommst du dadurch zu einer Geldsumme, wie noch keiner deinesgleichen in Händen gehabt hat; zweitens gewinnst du dadurch die Gunst meines Kaisers, die allein dich zu dem glücklichsten Menschen in der Welt machen wird, und drittens wirst du dich auch bei deinem Sultan nicht wenig empfehlen, wenn du ihn durch dieses Mittel von einem Feinde befreist, der sich mit gleich schlimmen Absichten zwischen Römern und Türken herumtreibt, jeden Augenblick bereit, über beide herzustürzen."

Nachdem dieses zwischen dem römischen Feldherrn und dem Barbaren Tutak verhandelt und zur Sicherheit der versprochenen Zahlung Geiseln gegeben worden, wurde Ursel, der Abrede gemäß, unversehends aufgehoben, nach Amasea[1] geführt und dem Alexius überliefert. Aber nun machte das Geld einen Aufenthalt, welches der Kaiser Schwierigkeiten machte zu erlegen, mein Vater aber aus eignen Mitteln nicht sogleich aufzubringen im stande war. Tutak drang auf schleunige Bezahlung oder Zurückgabe des Gefangenen. In dieser Verlegenheit nahm Alexius seine Zuflucht zu den Bürgern von Amasea, die er eines Morgens bei sich versammelte. „Ihr alle wißt", fing er an, indem er sich an die angesehensten und reichsten unter ihnen wandte, „wie gewaltthätig sich dieser Gallier im armenischen Kappadozien betragen, wie viele Städte er verwüstet, wie viele Bürger er mißhandelt, wie grausam er sie an ihrem Körper gemartert, und wie viele Geldsummen er euch selbst abgeängstigt hat. Von diesen Übeln wie von allen denen, die euch noch inskünftige von ihm bevorstehen, könnt ihr euch heute für immer loskaufen, wenn ihr mir nur die Notwendigkeit ersparen wollt, diesen Barbaren, den ich durch Gottes gnädige Fügung und euren Beistand[2] hier gefangen halte, wieder aus

[1] Stadt in der kleinasiatischen Provinz Pontus, heute Amasia.
[2] Falsch statt: und unsere Umsicht.

meinen Händen entwischen zu lassen. Tutak dringt auf sein Geld, und ich, fern von der Hauptstadt und durch einen langwierigen Krieg aufgezehrt, sehe mich ganz außer stande, es zu erlegen. Gönnte mir derselbe nur eine kurze Frist, so machte ich mich in Person zu dem Kaiser auf, um das Geld bei ihm abzuholen, so aber sind mir alle Hülfsmittel abgeschnitten, und ihr, Amasener, seid jetzt meine einzige Zuflucht. Streckt mir die Summe vor, der Kaiser wird sie euch ohne Aufschub wieder erstatten."

Ein allgemeines unwilliges Murren, das mit Empörung zu drohen schien, war die Antwort auf diese Vorstellungen. Alles geriet in eine tumultuarische Bewegung, unruhige Köpfe hetzten die Gemüter auf. Man müsse die Ketten des Gefangenen zerbrechen, schrien einige, andre, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollten, rannten mit Ungestüm hin und wieder und vermehrten den Tumult durch ihr Geschrei.[1] In dieser bedrängnisvollen Lage verlor Alexius den Mut nicht; er winkte Stillschweigen mit den Händen, und nachdem er es spät genug und mit harter Mühe erhalten, fuhr er folgendermaßen fort.

„Mich wundert in der That, Bürger von Amasea, daß ihr nicht einseht, was die Menschen wollen, die euch aufwiegeln. Für sich selbst arbeiten sie, mit eurem Blute wollen sie reich werden, durch eure eigne Beihülfe möchten sie euch gern ins Verderben stürzen. Gesetzt, dieser Ursel würde euer Kaiser, wie ihr so eifrig zu verlangen scheint, was hättet ihr anders von ihm zu erwarten als Hinrichtungen, Blendungen und Verstümmlungen? Die, welche euch aufwiegeln, wissen ihre Güter in Sicherheit, denn sie haben von dem Barbaren nichts zu fürchten. Geht es unglücklich, so werden sie nicht säumen, euch bei dem Kaiser zuvorzukommen, aus Erhaltung der Stadt sich selbst ein Verdienst zu machen, Belohnungen dafür empfangen, gegen euch aber die ganze Rache des Kaisers kehren. Seht, so wird eure Leichtgläubigkeit mißbraucht! So spielen sie mit euern Gütern und euern Leben. Laßt

[1] Auch dieser Satz ist nach dem Original nicht richtig übersetzt: Die einen wollten Urselius retten und die Menge dazu aufhetzen, die andern schlugen Lärm — so gemein ist der Pöbel — und wollten Urselius sofort von seinen Ketten befreien.

euch von mir raten, gebt ihnen kein Gehör und wandert nach Hause. Dort denkt mit gelasseneren Sinn meinen Worten nach, so werdet ihr bald finden, wer's am besten mit euch meinte."

Diese Rede stimmte die Gemüter um, und mit günstigern Gesinnungen ging man auseinander. Aber obgleich dieser Sturm glücklich beruhigt war, so hielt sich Alexius doch nicht ganz sicher vor einem Rückfall, weil er dem Wankelmut der Menge nicht traute. Um sich ganz dagegen zu sichern, nahm er, da er es als der Schwächere nicht auf Gewalt durfte ankommen lassen, zu einer palamedischen List[1] seine Zuflucht. Er that, als ließ' er Urseln die Augen ausstechen, und um dieses Gerücht desto gewisser unter das Volk zu bringen, wurde ein öffentlicher Henker geholt. Dieser mußte sich mit den dazu nötigen Werkzeugen versehen, auf den zur Erde liegenden Gefangenen werfen, der wie ein gefangener Löwe brüllte. Dieses mördrische Geschrei, nur durch ein ängstliches Stöhnen unterbrochen, überzeugte die Bürger, in deren Ohren es schallte, daß die Blendung wirklich geschehen sei, und diese traurige Neuigkeit wurde schnell durch die Stadt verbreitet. Jetzt also, da von diesem blinden Menschen nichts mehr zu hoffen war, eilte jeder, um sich wenigstens den Schein des Gehorsams zu geben, seinen Geldbeitrag einzuliefern. So gelangte Alexius durch eine glückliche List zu seinem Zwecke, ohne seine Hand mit Blut zu beflecken. Den Gefangenen fuhr man fort aufs schärfste zu bewachen, und um das Volk in Irrtum zu erhalten, mußte er einen Verband um die Augen tragen. Aber mit diesem glücklichen Erfolg allein war Alexius noch nicht zufrieden. Um der Empörung keine Zeit zu lassen, sich wieder zu erholen, benutzte er die erste Bestürzung, überfiel die abgefallenen Städte und brachte in kurzer Zeit alle wieder zum Gehorsam zurück. Nach diesen glänzenden Verrichtungen zeigte er sich der Hauptstadt als Sieger wieder und genoß nun im Schoß seiner Familie eine Zeitlang

[1] Palamedes galt, besonders in der spätgriechischen Sage, als der einsichtsvollste, erfindungsreichste und verschlagenste aller vor Troja erschienenen Griechen. Anna Komnena erinnerte sich wohl aus ihrer klassischen Lektüre besonders der folgenden List: Als Menelaos zum Zuge gegen Troja rüstete, stellte sich Odysseus, um nicht mitkommen zu müssen, wahnsinnig, ackerte mit einem Esel und Stier und säte Salz. Da legte ihm Palamedes den kleinen Telemach vor die Füße, und nun fiel der Vater plötzlich aus der Rolle, indem er bestürzt innehielt.

der Ruhe, während welcher Zeit ihm das Schicksal eine Gelegenheit zuführte, gewissermaßen das Wunder des Herkules zu erneuern, wodurch er dem Admet seine tote Gattin lebend wiedergab. Von einer Schwester des Kaisers Isaak Komnenes lebte damals ein Enkel, Docean, des Alexius Vetter, ein Mann, der durch die Würden, die er bekleidete, wie durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichnet war. Als dieser Urseln mit verbundenen Augen und unter tiefem Stöhnen[1] einmal vorbeiführen sah und von dem traurigen Glückswechsel dieses tapfern Mannes gerührt wurde, hielt er sich nicht länger, sondern fing an, meinen Vater Alexius mit bittern Vorwürfen zu überhäufen, daß er diesen Helden, dessen Erhaltung ihm hätte heilig sein sollen, so jämmerlich habe verstümmeln lassen können. „Was für Gründe ich dazu gehabt habe, mein Geliebter", antwortete ihm Alexius, „werde ich dir ein andermal zu wissen thun"; und für diesmal blieb es bei diesem. Bald nachher aber führte er ihn in ein abgelegenes Zimmer des Hauses, und hier nahm er Urseln den Verband von den unversehrten Augen und zeigte jenem ihren frischen, lebendigen Glanz. Docean, von diesem Anblick aufs äußerste überrascht und seiner Sinne kaum mächtig, befühlte verwundernd seine eignen Augen, gleichsam als wollte er erst prüfen, ob er auch wirklich sähe, ob es Zauberei sei, oder ob ihn ein Traumgesicht täusche. Endlich aber, als er das menschliche Herz meines Vaters Alexius nun mit voller Überzeugung erkannte, ward sein Erstaunen zur Freude, und unter feurigen Liebkosungen drückte er seinen Vetter in die Arme. Bald wurde diese Begebenheit ruchbar, der ganze Hof des Michael nahm Anteil an dieser Freude, alles wünschte dem Alexius Glück, und das Gerücht seiner Menschlichkeit drang endlich selbst bis zum Kaiser.[2]

Nicht lange nach diesem Vorfall wurde mein Vater von dem Kaiser Nicephorus Botoniates, der unterdessen den Thron der Cesaren bestiegen, nach dem Occident geschickt, wo sich Nicephorus Briennius als Kaiser aufführte und alle Provinzen beunruhigte.

[1] Nicht Oursel stöhnte, sondern Docean, als er jenen in seinem scheinbar bejammernswerten Aufzuge sah.

[2] Vielmehr: Auch der Kaiser freute sich und wünschte ihm Glück.

Nachdem nämlich Michael Dukas den Purpur mit dem Talar vertauscht hatte[1], nahm Botoniates Besitz von dem Kaiserthron und vermählte sich, wie nachher umständlicher gesagt werden wird, mit der Kaiserin Maria, der Witwe des noch lebenden Kaisers. Aber Briennius, noch zu Michaels Zeiten Herzog der dyrrhachischen Provinz, strebte öffentlich, und ehe Botoniates noch zur Regierung kam, nach der Krone und hatte, da der Thron bereits ledig stand[2], eine Empörung gegen den Michael angesponnen. Dieser Briennius stammte aus einem der edelsten Geschlechter und galt für den besten Krieger seiner Zeit. Groß und männlich war seine Gestalt, angenehm seine Bildung, an Reife des Verstandes wich er keinem, und an Stärke der Glieder konnte sich niemand mit ihm messen. War irgend einer zum Thron geboren, so war er's; schon der bloße Anblick seiner Person gewann ihm, noch ehe er den Mund aufthat, alle Herzen; Soldaten und Bürger erklärten ihn einstimmig für den Würdigsten, im Orient sowohl als im Occident die höchste Würde zu bekleiden. Wo er nur erschien, öffneten sich ihm alle Städte, die Einwohner kamen ihm mit offnen Armen entgegen und begleiteten ihn mit frohem Zuruf und Gepränge.[3] Alles dies beunruhigte den Nicephorus Botoniates um so mehr, da Briennius an der Spitze eines zahlreichen Heeres stand[4], und das ganze Reich schwebte jetzt in Erwartung, welches Oberhaupt ihm würde gegeben werden.[5]

Endlich ward beschlossen, meinen Vater Alexius Komnenes, der damals die Würde eines Großdomestikus²) bekleidete, dem Briennius entgegenzustellen. Man gab ihm dazu die wenigen Truppen, die damals bei der Hand waren; in einer schlechtern Kriegsverfassung hatte sich das Reich nie befunden. Die morgenländischen Armeen waren dahin und dorthin zerstreut, die Grenzen

[1] Michael VII. dankte ab, als Botoneiates ihn in Konstantinopel bedrängte wurde Mönch und erhielt den erzbischöflichen Stuhl von Ephesus.

[2] Der Übersetzer hat hier die lateinische Vorlage mißverstanden; es muß heißen: ohne abzuwarten, bis der Thron ledig war. Im Original steht überhaupt nichts davon.

[3] Richtiger: (entgegen) und geleiteten ihn bei seinem Fortgang mit frohem Zuruf und Gedränge zur nächsten Stadt.

[4] Falsch statt: (Botoneiates) und versetzte zugleich sein (also des Botoneiates) Heer in Aufruhr.

[5] Vielmehr: (schwebte) jetzt in gefahrvoller Lage.

des Reichs gegen die Türken zu decken, die fast alle Länder zwischen dem Hellespont und dem Schwarzen Meer in Besitz genommen und an dem Ägäischen wie am Syrischen Meer, an der pamphilischen und cilicischen Küste ihre Herrschaft ausgebreitet hatten.

Da es sich so mit den Truppen im Morgenlande verhielt und die abendländischen alle dem Briennius zuströmten, so konnte die Kriegsmacht des Reichs nicht anders als schlecht bestellt sein. Was noch übrig war, bestand aus einigen Unsterblichen[3]), die seit gestern und ehegestern angefangen hatten, mit Schwert und Speer umzugehen, aus einigen wenigen Hülfstruppen, die der Fürst der Chomatener[4]) hergab, und einer geringen Anzahl gallischer Mannschaft. So war die Armee beschaffen, welche die Minister des Botoniates meinem Vater mitgaben, mit dem Versprechen, solche noch durch türkische Hülfsvölker zu verstärken. Dabei trug man ihm auf, sogleich damit auf den Briennius loszugehen, wobei man sich freilich mehr auf die Klugheit und Kriegserfahrenheit des Feldherrn als auf die Stärke seiner Macht verließ. Ohne die türkischen Hülfstruppen noch erst abzuwarten, verließ Alexius, sobald er mit seiner Ausrüstung fertig war, die Hauptstadt und ging dem Feind, den er schon auf dem Anmarsch wußte, bis nach Thracien entgegen, wo er bei dem Strom Almyrus[1] ein Lager schlug, jedoch ohne sich darin zu verschanzen. Weil ihm hinterbracht wurde, daß sich Briennius bei Kedoktum[1] gelagert hatte, so hielt er es für ratsamer, in einer gehörigen Entfernung von ihm zu kampieren, damit dem Feind die Schwäche seines Heers nicht so sichtbar und dieser dadurch versucht werden möchte, sich mit seinen geübten und an Zahl überlegenen Truppen mit einer dünnen Schar von Anfängern zu messen. Seine Absicht war, den Krieg nicht mit offenbarer Gewalt, sondern mit List zu führen und womöglich den Sieg nur zu stehlen.

Bevor ich aber diese beiden Helden, die einander weder an Kriegserfahrung noch an Tapferkeit etwas nachgaben, im Kampfe vermenge, will ich erst das Bild eines jeden entwerfen und aus

---

[1] Halmyrus wie Kedoktum waren ihrer Lage nach nicht zu ermitteln.

dieser Schilderung den Leser erraten lassen, welchen von beiden das Glück wohl begünstigen dürfte.[1]

Ein überlegenes, streitbares Heer, das ein so trefflicher Feldherr wie er meisterlich zu stellen und zu gebrauchen verstand, mußte die Hoffnungen des Briennius nicht wenig erheben; Alexius hingegen mußte sich ganz allein auf sich selbst verlassen und hatte der Übermacht seines Feindes nur Verschlagenheit entgegenzusetzen. Schon näherten sich beide einander, und eine Schlacht war unvermeidlich. Briennius war der erste, der sich in Bewegung setzte und den Feind in Kalabryen (die schönen Quellen[2]) aufsuchte, wo dieser gelagert war und durch diese glückliche Stellung seinem Gegner den Weg verlegte. Seine Armee hatte Briennius in zwei Flügel geteilt. Den rechten, der aus thessalischer Reuterei und fünftausend Mann Fußvolk, größtenteils Italienern und dem Überrest der Truppen bestand, die Maniaces in Sizilien angeführt hatte[6]), und zu welchem noch einige nicht unkriegerische Bundsvölker stießen, befehligte sein Bruder Johannes; den linken Flügel, auf welchem die Thracier und schwerbewaffneten Macedonier standen, dreitausend Mann in allem, führte Tarchaniotes; für sich selbst nahm Briennius das Mittel, welches die tapfre macedonische und thracische Reiterei und der Kern seiner Leibwache ausmachte. Alle ritten thessalische Pferde, die Sonne spielte auf ihrer geschliffenen eisernen Rüstung, und weit umher leuchteten die Federbüsche auf den glänzenden Helmen. Schrecken erfüllte jedes Ohr, wenn sie[3] ihre Schilde aneinander schlugen, und das Wetterleuchten ihrer Waffen blendete die Augen. Mitten unter ihnen ragte Briennius, um einen Kopf größer als alle übrigen, gleich dem Kriegsgott riesengroß hervor; sein Anblick erweckte zugleich Bewunderung und Entsetzen. In einer Entfernung von zwei Stadien standen die scythischen Hülfsvölker, auf barbarische

---

[1] Die Stelle ist auch in der lateinischen Vorlage ganz falsch übersetzt. Der Sinn ist vielmehr: Wir haben die beiden trefflichen Männer zusammengeführt. Da ist es wohl der Mühe wert, ihre Aufstellung zur Schlacht kennen zu lernen, um schon daraus den Ausgang des Kampfes zu erraten.

[2] Richtiger bei Kalaura. Doch ist der Ort nicht bekannt.

[3] Vielmehr: Schreckhaft war es anzusehen, wenn die Pferde ihre Ohren spitzten und die Kämpfer ihre Schilde 2c

Art gewaffnet. Diesen ward anbefohlen, sobald die Schlacht würde angegangen sein, dem Feind in den Rücken zu fallen und mit ihren Spießen zuzusetzen, während daß die Hauptarmee in gedrängten Gliedern von vornen in seine Mitte zu brechen suchte. In dieser Ordnung führte Briennius seine Truppen zum Angriff.

Mein Vater Alexius gebrauchte seinerseits die Vorsicht, mit einem Teil seiner Armee einige Hohlwege besetzen zu lassen, die er für seine Absichten bequem fand. Diesen im Hinterhalte postierten Truppen ward eingeschärft, der Zeit wahrzunehmen, wo der Feind weit genug würde vorgedrungen sein, um ihnen den Rücken darzubieten, alsdann plötzlich mit tumultuarischem Angriff hervorzubrechen und auf seinen rechten Flügel einzustürmen. Er selbst stellte sich an die Spitze der sogenannten Unsterblichen und der Franken; die Chomatener und Türken wurden der Anführung des Tarchaniotes[1] übergeben, mit dem Auftrag, die Scythen zu beobachten und ihre Angriffe abzuwehren.

Sobald die Truppen des Briennius an dem Ort, wo der Hinterhalt lag, vorüber waren, stürzte dieser auf ein von Alexius gegebenes Zeichen plötzlich hervor und brachte den Feind, der durch einen ebenso unvermuteten als heftigen Angriff in Unordnung geriet, bald zum Weichen. In diesem Augenblicke aber kam dem Johannes, dem Bruder des Briennius, der Heldenmut zu statten, den er im hohen Grade besaß. Er wandte sein fliehendes Pferd um, und nachdem er einen der Unsterblichen, die ihm nachsetzten, mit einem Streiche zu Boden geschlagen, hemmte er die Flucht seiner Truppen, stellte sie eilends wieder in Ordnung und führte sie aufs neue gegen die Unsrigen, die nun ihrerseits zum Weichen gebracht wurden; die Unsterblichen besonders kehrten jetzt schändlich den Rücken. Mein Vater Alexius hatte sich gleich am Anfang des Treffens mitten in die feindlichen Glieder geworfen, wo er jeden, der ihm entgegenstieß, niedermachte und immer weiter und weiter drang, in dem festen Glauben, die Seinigen folgen ihm. Jetzt aber, da er seinen Phalanx durchbrochen und in die Flucht getrieben sah, versammelte er sechs der tapfersten, die ihm gefolgt waren, um sich her, entschlossen, an ihrer Spitze sich mit gezoge=

[1] Vielmehr des Katakalon. Vgl. 237,19.

nem Schwert zu dem Briennius Bahn zu machen, diesem edeln Feind den Kampf anzubieten und entweder zu siegen oder zu sterben. Aber von diesem verzweifelten Entschlusse brachte ihn ein alter Soldat und bewährter Diener, Theodotus, der ihm von Kind auf durch klugen Rat beigestanden, noch zurück. Er ließ allmählich von des Briennius Heer ab, sammelte die Trümmer seiner flüchtigen Armee und führte sie aufs neue ins Treffen. Während daß dieses um den Alexius herum vorging, hatten sich die Scythen auf die Chomatener geworfen und dieses zaghafte Volk durch ihr schreckhaftes Geschrei und Geheule zur Flucht gebracht. Kaum bemerkten sie dieses, so flogen sie zum Raub, und nachdem sie damit fertig waren, suchten sie den Posten, den sie verlassen hatten, wieder auf, die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen. Dies ist überhaupt die Gewohnheit aller scythischen Völker, sobald der Feind flieht, und ehe die Schlacht noch ganz entschieden ist, auf Beute auszugehen und sich durch eine unzeitige Plünderung den Sieg wieder zu verderben. Als sich die Scythen im Lager zeigten, geriet alles, was dort zurückgeblieben war, Marketender und Knechte, in Schrecken und warf sich, um den Barbaren zu entfliehen, auf die Armee des Briennius, die durch dieses unordentliche Drängen in Verwirrung gebracht wurde. In diesem Tumult wurde mein Vater, der sich noch mitten in dem feindlichen Heere befand, einen Stallmeister des Briennius gewahr, der das Pferd seines Herrn, an seinem goldenen Geschirr und der Purpurdecke kenntlich, durch das Gedränge führte. Ihm folgten die Trabanten mit den Schwertern, welche sie dem Kaiser vorzutragen pflegen. Kaum erblickte Alexius dieses, so ließ er das Visier von seinem Helme herab, um nicht erkannt zu werden, und rannte mit seinen sechs Gefährten auf den Stallmeister los, den er ohne Mühe darniederwarf und sich des Pferdes mit allen seinen Zieraten sowie auch der kaiserlichen Schwerter bemächtigte. Nun verließ er, ohne Aufsehen zu machen, das Treffen und schickte, sobald er an einem sichern Ort war, jemand mit diesem reich geschmückten Pferde und den Schwertern zurück, der beides weit und breit herumzeigen sollte. Der lautste Schreier in der Armee mußte ihn begleiten und, so stark er konnte, rufen, Briennius sei gefallen. Dieser

glückliche Einfall that Wunder. Die schon auf der Flucht waren, hielten, als sie diese Zeitung hörten, an und sammelten sich wieder unter ihre Fahnen; andre, deren Standhaftigkeit im Kampfe bereits auf die Neige ging, fingen jetzt an, neuen Mut zu schöpfen. Seltsam genug sah es aus, als die fliehenden Reiter des Alexius auf dieses Gerücht plötzlich Halt machten und ihre Rosse dem Feinde zukehrten, der betroffen anhielt und in dieser Stellung lange Zeit unbeweglich verharrte.[1] Mit Verwunderung entdeckten sie nun, daß die Scythen, die sie noch immer dicht hinter ihrem Rücken glaubten, überall das Weite suchten und lieber auf alles andre, nur nicht auf das Treffen dachten. Zu diesem kam noch das laut ertönende Gerücht von dem Tod des Briennius, das durch den Anblick seines kaiserlich geschmückten Pferdes und das Zeugnis der Trabanten, welche die Kaiserschwerter trugen, außer Zweifel gesetzt wurde. Noch ein andrer Zwischenfall half das Glück dieses Tages entscheiden. Eben zur rechten Zeit, als mein Vater das sinkende Glück der Schlacht wiederhergestellt hatte, erschienen die türkischen Hülfsvölker, welche sich sogleich den Feind zeigen ließen. Dieser, durch seinen vermeintlichen Sieg schon sicher gemacht, schweifte in wilder Verwirrung umher und hatte seine Schlachtordnung noch nicht wiederherstellen können; ein erfreuender Anblick für die Unsrigen, die das bisherige Unglück und der Abfall der Franken schon sehr mutlos gemacht hatte. Die Franken nämlich, anstatt dem Alexius, wie ihnen befohlen ward, an der Seite zu fechten, waren gleich nach jener ersten Flucht unsrer Truppen zuerst einzeln und endlich zu ganzen Haufen zu dem Briennius übergegangen, dem sie, wie es bei ihnen Brauch ist, zum Zeichen ihrer Treue die rechte Hand darreichten. Diese Begebenheit, durch das vergrößernde Gerücht noch verschlimmert, hatte den Mut unsrer Truppen niedergeschlagen und auch den Tapfersten zum Wanken gebracht.[2]

[1] Die Stelle ist vom Übersetzer mißverstanden. Sie muß lauten: Die fliehenden Reiter des Alexios machten Halt, drehten ihre Gesichter dem Feinde zu, während ihre Pferde die bisherige Front (also vom Feinde weg) beibehielten, und waren vor Erstaunen über den unerwarteten Vorgang eine Weile starr und unbeweglich.

[2] Die ganze Stelle von „ein erfreuender“ ab ist in der lateinischen wie deutschen Übersetzung falsch verstanden. Der richtige Sinn ist der: Die Feinde waren

Die neue Lage der Dinge wurde von den Truppen des Alexius bald bemerkt. Sogleich teilten sich die Türken, dem Befehl meines Vaters zufolge, in drei verschiedne Haufen; zwei davon mußten als Hinterhalt stehen bleiben, der dritte marschierte gerade auf den Feind los. Nicht in gedrängten Gliedern und auch nicht auf einmal rückten sie an, sondern in einzelnen kleinen Schwadronen, die, durch einen gewissen Abstand voneinander getrennt, in die Glieder des Feindes brachen und ihn durch einen immerwährenden Pfeilregen beunruhigten. Alexius folgte ihnen mit den Flüchtigen, die er in der Eile wieder hatte zusammenziehen können. Hier geschah es, daß einer aus der Schar der Unsterblichen, die um den Alexius waren, ein kühner, verwogener Soldat, mit verhängtem Zügel aus dem Gliede hervor und geradenwegs auf den Briennius losrannte, dem er den Schaft[1] seines Speers mit starker Faust auf die Brust setzte. Ehe aber der Speer Zeit hatte, den Brustharnisch zu durchbohren, holte dieser von oben herab weit aus und hieb seinem Feinde, der eisernen Rüstung ungeachtet, den Arm mit einem Streiche vom Leibe, daß er vor seinen Füßen zur Erde fiel. Unterdessen setzten die Türken dem Heer des Briennius heftig zu und hatten es auch schon in Unordnung gebracht; doch sammelte er es, soviel es in der Eile geschehen konnte, wieder und that ihnen mutigen Widerstand. Nach einem kurzen Angriff aber stellten sich die Türken und auch Alexius, ihrer Abrede gemäß, als flöhen sie, um den Feind hinter sich her und über den Platz hinaus zu locken, wo die zwei andern Haufen im Hinterhalt postiert waren. Kaum hatten sie ihn dem ersten Haufen nahe genug gebracht, so zeigten sie ihm plötzlich wieder die Stirne, und auf ein gegebenes Signal brach der Hinterhalt hervor, ein fürchterliches Kriegsgeschrei anstimmend, indem er den Feind zugleich mit schwarzen Pfeilwolken überschattete. Jetzt war die Reihe wieder an diesem, die Flucht zu ergreifen,

besonders durch den Abfall der Franken zu ihnen sehr sorglos geworden. Denn als sie nach ihrer Sitte von den Pferden sprangen und Bryennios ihre Rechte boten, strömten alle seine Leute herbei, um zu sehen, was da vorginge. Denn das Gerücht von dem Übertritt der Franken hatte sich schnell im Heere des Bryennios verbreitet. Dadurch waren seine Leute in große Unordnung gekommen, und diese veränderte Lage nutzte jetzt Alexios aus.

[1] Vielmehr die Spitze.

doch zeigte Briennius, seinen Sohn und Bruder an der Seite, bei diesem Rückzug eine Geschicklichkeit und eine heroische Gegenwart des Geistes, die man auch an einem Feinde nicht unterlassen kann zu bewundern. Als aber endlich sein Pferd unter ihm ermattete, sprang er heldenmütig herab und trat, die Zügel in der Hand, zweien der trotzigsten Türken, die ihm nachsetzten, entgegen. Einem von diesen hieb er glücklich die rechte Hand ab, der andre aber warf sich mit einem frischen Sprung auf das Pferd des Briennius und hielt sich fest in dem Sattel. Umsonst versuchte dieser, der immer noch die Zügel in der Hand behielt, dem Pferd auf den Rücken zu springen; der Barbar bog sich rückwärts wie eine Schlange und machte es ihm gleichfalls unmöglich, einen Hieb auf ihn zu führen. Um seine letzten Kräfte nicht in vergeblichen Streichen zu verschwenden, ließ Briennius den Türken stehn und stürzte sich mitten in das feindliche Gedränge, wo man ihn endlich gefangen nahm und zum Alexius führte. Auch überwunden war er noch schrecklich anzusehn. Alexius bestimmte ihn dem Kaiser Botoniates; seine Augen rührte er nicht an. Es war gegen seine Natur, einen überwundenen Feind zu mißhandeln.[1]

Bald nachher gab er ihm einen außerordentlichen Beweis dieses Edelmuts, der ihm selbst hätte verderblich werden können. Als sie noch nicht lange miteinander unterwegs nach Konstantinopel waren, versuchte Alexius, seinen Gefangenen aufzuheitern und ihm guten Mut einzuflößen. Er wandte sich freundlich an ihn und schlug ihm vor, vom Pferd abzusteigen und auf dem schattigten Rasen der Ruhe zu pflegen. Jener, obgleich fühllos für alles und durch die Furcht eines nahen Todes finster gemacht, nahm es an, weil er seinem Herrn und Sieger nichts abschlagen wollte. Beide sprangen also vom Pferde, und Alexius, ins hohe Gras hingestreckt, entschlief; die Augen des andern aber, ob er gleich die Wurzeln einer hohen Eiche zum Hauptkissen hatte, besuchte kein Schlummer.[2] Als er nun so, rücklings hingestreckt,

---

[1] Die byzantinischen Herrscher pflegten feindlichen Führern und politischen Gegnern, um sie unschädlich zu machen, die Augen auszustechen.

[2] Es muß „weil" statt „ob — gleich" heißen. „Die Augen des andern besuchte kein Schlummer" ist eine Homerische Wendung.

über sich schaute und an einem Ast des Baumes ein Schwert[1] hängen sah, dabei weit und breit keinen Zeugen, bemächtigte sich ein schwarzer Gedanke seiner bekümmerten Seele. Nichts war leichter, als den Alexius zu ermorden — und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht die Vorsicht seinen Blick auf den Schläfer fallen lassen und sein Herz zum Mitleid gestimmt. Ich habe dieses aus dem eignen Mund des Briennius, der es uns nachher oft erzählte. Was ihm in der Folge auch, auf Anstiften schlimmer Leute, Grausames widerfuhr, so ist mein Vater wenigstens rein von aller Schuld.[2]

Kaum war dieser Feldzug glücklich geendigt, so erwarteten den Alexius schon wieder andre Gefahren. Noch vor den Thoren der Stadt kam ihm der Barbar Borilus, des Botoniates Günstling, entgegen, der sich den Gefangenen begierig von ihm ausliefern ließ, schon damals entschlossen, den unglücklichen Mann der Augen zu berauben. Zugleich überbrachte er ihm den Befehl von seinem Herrn, sogleich gegen den Basilakus[3] zu marschieren, der sich gleichfalls zum Kaiser aufgeworfen und den Occident nicht weniger als vorher Briennius in Aufruhr setzte. Dieser Basilakus war ein tapfrer, entschlossner Soldat, voll Kühnheit und Gegenwart des Geistes. Sein Ehrgeiz trieb ihn an, nach der höchsten Gewalt zu streben, und teils durch Kunstgriffe, teils durch Zwang hatte er schon viele vom ersten Rang auf seine Seite gezogen.[4] Er nahm, sobald Briennius von der Bühne verschwunden war, die Stelle desselben ein, machte sich gewissermaßen zum Erben seines Namens und wußte den Geist des Aufruhrs, den ersterer rege gemacht hatte, zu seinem eigenen Vorteil zu benutzen. Von Epidamnus, der Hauptstadt Illyriens, brach er auf, durchzog mit reißendem Laufe Thessalien, rufte sich selbst zum Kaiser aus und schleppte eine Armee in der Irre hinter sich her. Wo er hinkam, wurde er von den Glückwünschungen des Landvolks empfangen und von dem Beifallsgeschrei seines kriegerischen Pöbels

[1] Richtiger: das Schwert (des Alexios).
[2] Er wurde geblendet.
[3] Richtiger: Basilakius.
[4] Die Stelle ist falsch übersetzt, doch ist das Original nicht klar. Jedenfalls handelt es sich nicht um Anhänger, sondern um hohe Ämter, die Basilakius sich aneignete oder noch begehrte.

begleitet, der, durch seine Scheintugenden verführt, keinen der Kaiserkrone würdiger glaubte.[1] Kühn und tapfer übrigens war er, und ein männliches Herz schlug in seinem Busen. Auch der Blick seiner Augen hatte etwas Königliches, seine Stimme, laut und schreckhaft wie der Donner, konnte von der ganzen Armee gehört werden und ein einziger Ruf von ihm in der Schlacht Mut geben und nehmen.

Mit solchen Naturgaben, solchen Glücksgütern ausgerüstet und noch überdies von einem auserlesenen Kriegsheer umgeben, setzte sich Basilakus bei Thessalonich, und mein Vater, von nichts als seiner Klugheit und seinem Heldenmut begleitet, machte sich auf, ihm, wie einem ungeheuern Typhon oder hunderthändigen Giganten, entgegen zu gehen. Er hatte von dem vorhergehenden Krieg den Staub noch nicht abgeschüttelt, das Blut der Feinde von Schwert und Hand noch nicht abgewischt, so stürzte er sich schon wieder, gleich einem ergrimmten Löwen, auf diesen neuen zähnefletschenden Feind. Zuerst postierte er sich an dem Flusse Vardar[6]), wie ihn die Einwohner nennen, der von den benachbarten Bergen Mösiens fließt und, nachdem er die Gegenden zwischen Berrhöa und Thessalonich durchströmt, in unser abendländisches Meer[2] sich ergießet. Alle großen Flüsse aber haben das Eigene, daß sie mit dem Sand, den sie in unausgesetztem Laufe herbeitreiben, ihr eigenes Bette verstopfen, daher sie denn austreten, sich andre Wege wölben und zwischen dem neuen und alten Bette einen Raum übriglassen. Dieses nun wurde Alexius auch hier gewahr, und er besaß Schlauigkeit genug, einen vorteilhaften Gebrauch davon zu machen. Er schlug sein Lager zwischen den beiden Betten des Stromes auf, welche ihm eine natürliche Verschanzung gewährten; Basilakus nahm das seinige in einer kleinen Entfernung von zwei oder drei Stadien.[3] Beide Feldherrn

[1] Vielmehr: (zum Kaiser aus) und wußte das führerlose Heer des Bryennios an sich zu ketten, weil Körpergröße, Kraft und ein imponierendes Antlitz ihn auszeichneten, lauter Eigenschaften, von denen sich jenes bäurische Kriegervolk am ehesten fangen läßt.

[2] Vielmehr „südliches Meer". So heißt hier das Ägäische Meer im Gegensatz zum westlichen, Adriatischen, und östlichen, Schwarzen Meer.

[3] Vielmehr: die beiden Flußläufe lagen zwei bis drei Stadien voneinander entfernt

waren auf gleiche Weise mit einem listigen Streich für die kommende Nacht beschäftiget, der eine, ihn auszuführen, der andere, ihn unkräftig zu machen. In beiden Lägern schlief man den Tag über und fütterte; die Nacht über war man auf seiner Hut und blieb wach. So war's in des Basilakus Lager, und so hielt es auch mein Vater — war es nun Werk seiner Klugheit oder einer göttlichen Vorsehung — in dem seinigen[1]. Vielleicht war es auch die Bekanntschaft mit seinem Gegner, vielleicht die nahe Nachbarschaft des feindlichen Lagers, was ihn auf den Gedanken brachte, der Feind dürfte auf einen nächtlichen Überfall sinnen. Genug, er ließ alle seine Leute sich waffnen, Fußvolk und Reiterei, und ihm, wie es Abend wurde, in guter Ordnung und wie zur Schlacht gerüstet folgen. In den Zelten befahl er Lichter brennen zu lassen, um seinen Abzug zu verbergen. In seinem eigenen ließ er alles zurück, was zu seinem Tisch und Hausrat gehörte, nachdem er es unter die Aufsicht eines alten Hausbedienten, mit Namen Johannikus, gegeben, der vormals Mönch gewesen war. Er selbst entfernte sich mit den Truppen in möglichster Stille weit von dem Lager und erwartete nun, was die Umstände weiter verlangen würden. Basilakus, stellte er sich nämlich vor, würde in der Nacht in die Zelte fallen, und vorzüglich in das seinige, wo ihn die brennenden Lampen würden vermuten lassen, daß der Heerführer sorglos eingeschlafen sei, und sich also einbilden, leicht mit ihm fertig zu werden. Was mein Vater vorausgesehen hatte, geschah. Basilakus erscheint, dringt an der Spitze von zehntausend Mann Reiterei und Fußvolk mit Ungestüm in das Lager und geradenwegs auf das Zelt meines Vaters zu, das durch seine Höhe und den Glanz seiner Lampen alle andern überstrahlte. Da aber auf das tumultuarische Geschrei, das er anstimmte, weder Alexius noch sonst einer von den Kriegsobersten, die dem Hauptquartier nahe wohnten, munter werden wollte und nur wenige schlechtgekleidete, verächtliche Dienstboten ihm entgegentraten, verstärkte er seine Stimme und erkundigte sich, wo denn der Stammler sei, wie er meinen Vater spottweise nannte. Denn

[1] Das Original erzählt diese Vorbereitungen nur von Alexios.

so leicht diesem sonst die Rede von den Lippen floß, so hatte er doch den Fehler, bei dem Buchstaben R ein wenig mit der Zunge anzustoßen; und darauf spielte jetzt Basilakus an, als er ihn den Stammler nannte. Er kehrte alle Schränke, Tische und Gefäße in dem Gezelte um und durchstörte selbst das Bette meines Vaters, ob er nicht etwa darunter verborgen wäre. Dabei drang er in einem fort in den Johannikus, ihm den Aufenthalt des Großdomestikus zu entdecken. Dieser Johannikus hatte den Dienst in dem Schlafgemach meines Vaters, denn so oft Alexius zu Felde zog, wollte seine Mutter, daß beständig ein Mönch um seine Person herum wäre; und dieser gehorsame Sohn gab ihr auch so weit nach, daß er diesen Zeltgenossen bis in sein reiferes Alter und noch, als er schon verheiratet war[1], um sich duldete. Noch immer fuhr Basilakus fort, im Gezelt des Alexius allen Hausrat durcheinander zu werfen und das oberste zu unterst zu kehren, als wollte er seinen Mann aus dem Totenreiche hervorholen[2], bis ihm Johannikus endlich begreiflich machte, der Großdomestikus habe schon eine Stunde vor seiner Ankunft mit der ganzen Armee das Lager verlassen. Nun sah jener seinen groben Irrtum ein und änderte plötzlich seine Sprache. „Kameraden", rief er seinen Begleitern zu, „man hat uns einen Streich gespielt. Draußen müssen wir fechten." Und kaum hatte er dieses ausgesprochen und dem Lager den Rücken zugewandt, so zog ihm Alexius Komnenes schon an der Spitze seines kleinen Haufens entgegen. Ein einziger Mann war's, der jetzt seine Schuldigkeit that und sich bemühte[3], die zerstreuten Truppen zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen, ein einziger sage ich, denn alle übrigen[4] waren mit Plünderung des Lagers beschäftigt, welches Alexius eben dieser Ursache wegen preisgegeben hatte, um die zerstreuten Soldaten desto leichter über den Haufen zu werfen. In diesem einzigen[5] Mann, der sich zugleich an Länge des Körpers und durch

[1] Vielmehr: und sogar so lange, bis er sich verheiratete.

[2] Anna Komnena citiert damit den Aristophanischen Ausdruck ἐρεβοδιφᾶν, „den Erebus durchsuchen".

[3] Hier muß es nur heißen: Da war ein Mann, der sich bemühte ꝛc.

[4] Statt „ein einziger ... übrigen" heißt es im Original einfach: denn die meisten.

[5] „Einzigen" ist Zusatz des Übersetzers.

den Schimmer seiner Rüstung vor allen übrigen auszeichnete, glaubte mein Vater den Anführer Basilakus selbst zu erkennen, daher drängte er sich an ihn und hieb ihm mit einem Schwertstreich die rechte Hand ab, womit derselbe die Lanze hielt. Als die wenigen, welche sich auf Ermahnen dieses Kriegers angefangen hatten in Ordnung zu stellen, dieses bemerkten, verloren sie den Mut und zerstreuten sich von neuem.[1] Jener Verwundete war indessen nicht Basilakus selbst, sondern einer seiner Vertrautesten[2], der ihm aber an Tapferkeit nichts nachgab. Alexius benutzte seinen Vorteil, drang mit Ungestüm in die bestürzten feindlichen Haufen ein, setzte ihnen aus der Ferne mit Pfeilen und in der Nähe mit dem Speere zu, ließ sie durch ein tobendes Siegsgeschrei in Schrecken jagen und nutzte die Finsternis, sie in Verwirrung zu bringen. Gegend, Stunde und jeden Umstand wußte er zu einem Werkzeug des Siegs zu machen und alles, was ihm vorkam, gerade dazu, wozu es am geschicktesten war, zu gebrauchen. Indem er den Feind irrte und mit Schrecknissen erfüllte, behielt er selbst seine ganze Gemütsruhe und Besonnenheit, sah alles, unterschied alles, dachte zugleich an alles und hatte sogar Augen für jeden einzelnen Mann. Den fliehenden Feind verfolgte er, und seine eigenen Leute brachte er, wo sie wichen, zum Stehn. In dieser schrecklichen Verwirrung betrog ihn auch nicht einmal eine Kleidung, auch nicht einmal eine Gesichtsbildung, auch nicht der Klang einer Stimme; es begegnete ihm nie, einen der Seinigen für einen Feind oder einen der Feinde für einen Freund zu nehmen. Von dieser außerordentlichen Geistesgegenwart, die sich auch auf die geringsten Dinge erstreckte, kann unter andern auch folgendes einen Beweis abgeben.[3] Unter der Dienerschaft meines Vaters war auch ein gewisser Gules, ein Kappadozier von Geburt und ein unerschrockener, streitbarer Krieger. Als dieser den Basilakus ansichtig wurde und erkannte, stürzte er auf ihn los und führte einen mächtigen Streich auf seinen

[1] Im Original lautet der Satz einfach: Darüber geriet das feindliche Heer in großes Entsetzen.

[2] Richtiger: Vornehmsten.

[3] Die ganze Stelle, Z. 24–28, ist ein Zusatz der lateinischen Übersetzung.

Helm, aber die Klinge zersprang in tausend Stücke, wie es dem Menelaus im Kampf mit dem Paris begegnete, und nur der Griff blieb in seinen Händen. Alexius entdeckte, daß dieser Mann entwaffnet war, und weil er glaubte, er habe sich unmännlicherweise das Schwert aus der Hand winden lassen, so fing er an, ihm seine Feigheit heftig zu verweisen; dieser aber besänftigte ihn bald, indem er ihm den Griff zeigte, den er noch in der Hand hielt. Unterdessen hatte sich ein gewisser macedonischer Soldat, Peter Tornikus[1] mit Namen, mitten unter die Feinde geworfen und richtete eine große Niederlage unter ihnen an; denn weil die dicke Finsternis ihnen verbarg, was um sie herum vorging, so hielten sie sich dicht zusammen.[2] Unter diesen Haufen stürzte sich nun auch Alexius und warf alles, was ihm vorkam, nieder. Als er aber zu den Seinigen zurückging und sie aufmuntern wollte, ihm zu folgen und seinen Angriff zu unterstützen, bemerkte ihn ein gewisser Gallier aus seiner eigenen Armee, ein edelmütiger und tapfrer Krieger. Dieser, im Wahn, es sei dies einer aus dem feindlichen Heer, weil Alexius geradenwegs davon herkam und das blutende Schwert noch in seinen Händen schwang, rannte mit Ungestüm auf den letztern los und versetzte ihm einen so derben Lanzenstoß auf die Brust, daß er ihn beinahe vom Pferd geworfen hätte. Mein Vater aber hielt sich fest im Sattel, rief den Gallier bei seinem Namen und drohte ihm das Haupt abzuschlagen, bis sich dieser besann, die Verwirrung und Finsternis zur Entschuldigung anführte und um Gnade bat.

So ging es die Nacht über. Als endlich die Sonne den Horizont beschien, waren die Hauptleute und Obersten des Basilakus geschäftig, ihre auf Plünderung zerstreuten Truppen wieder in Reihen und Glieder zu bringen. Auf der andern Seite stellte auch Alexius die Seinigen in Schlachtordnung und suchte aufs neue den Feind. Unterdessen bestieg des Basilakus Bruder Manuel einen Hügel und rief mit starker Stimme von da herunter: „Basilakus hat gesiegt.“ Als dieses ein gewisser Basilius Kurti=

[1] Richtiger: Tornikios.

[2] Der Satz muß heißen: denn ihr eigentliches Heer rückte, weil ... vorging, heran, ohne die Lage zu ahnen.

kus[1] hörte, ein unerschrockener, tapfrer Soldat, ehemals Dienstmann und Begleiter des Nicephorus Briennius, von dem oben die Rede gewesen, so trat er aus dem Treffen heraus und eilte jenem nach auf den Hügel. Ihm sprengte Manuel mit gezogenem Schwert und verhängtem Zügel entgegen, Kurtikus aber, ohne von seinem Degen Gebrauch zu machen, versetzte ihm mit einem Stocke, der an dem Sattelzeuge befestigt war, einen so unsanften Streich auf den Kopf, daß er niederstürzte; worauf er ihn zum Gefangenen machte und wie eine gefundene Beute zu meinem Vater schleppte. Jetzt ergriffen die noch übrigen Truppen des Basilakus nach einem kurzen Widerstande die Flucht, und er selbst gab ihnen das Beispiel. Alexius setzte ihnen bis vor Thessalonich nach, wo man die Flüchtigen aufnahm, meinem Vater aber die Thore schloß.

Auch dies dämpfte die Hitze desselben nicht. Ohne den Panzer auszuziehen, ohne den Helm abzunehmen, ohne sich Zeit zu nehmen, den Schild oder Degen wegzulegen, machte er sich sogleich an die Belagerung der Stadt. Weil ihm aber daran lag, den Basilakus lebendig in seine Gewalt zu bekommen, so schickte er den Mönch Johannikus, einen Mann von erprobter Treue, an ihn ab, Unterhandlung mit ihm zu pflegen und ihm, auf die Bedingung, daß er sich und die Stadt in seine Hände gäbe, völlige Sicherheit für seine Person zuzusagen. Als derselbe aber gegen diesen Antrag taub blieb, öffneten die Bürger von Thessalonich, für ihre Stadt besorgt, dem Alexius die Thore, und Basilakus mußte in die Citadelle seine Zuflucht nehmen. Hier erneuerte Alexius seinen Antrag, aber mit ebenso schlechtem Erfolge. Basilakus, den sein Mut auch im Unglück nicht verließ, machte schon Anstalten zu einer kriegerischen Gegenwehr, als die Besatzung der Citadelle sich gegen ihn verschwor und ihn endlich gewaltsamerweise dem Großdomestikus überlieferte. Sogleich fertigte dieser einen Boten mit dieser Nachricht an den Kaiser ab; er selbst verweilte sich noch einige Tage in Thessalonich, wo er einige Anordnungen machte, und trat dann, gekrönt mit Sieg,

[1] Richtiger: Kurtikios.

die Rückreise nach Konstantinopel an. Zwischen Amphipolis und Philippi wurden ihm Briefe von dem Kaiser eingehändigt, die ihm befahlen, seinen Gefangenen den Überbringern auszuliefern. Diese führten den Basilakus an einen Ort, Chlempina genannt, wo sie ihm an einem Brunnen, der von diesem Vorfall der Brunnen des Basilakus heißt, die Augen ausstachen. Dies war nunmehr das dritte Heldenwerk, welches der große Alexius vor seiner Thronbesteigung gleich einem zweiten Herkules beendigte; denn diesen Basilakus kann man sehr passend mit dem erymanthischen Schwein, wie meinen Vater Alexius mit dem edelsten aller Helden, dem Herkules, vergleichen. Der einzige Lohn für alle diese Großthaten war der Ehrenname Sebastus[7]), der ihm in voller Sitzung des Senats zugesprochen wurde.[1]

[1] Hier endet, abgesehen von den noch folgenden Anmerkungen, die Übersetzung der „Anna Komnena", soweit Goedeke sie in seiner kritischen Ausgabe aufgenommen hat. Wir sind seinem Vorgang gefolgt, aber nicht ohne Bedenken. Vgl. die Einleitung.

Anmerkungen zu den Denkwürdigkeiten der Anna Komnena.

1)[1] **Und keine der vier Wissenschaften vernachlässigt habe.** Hier versteht sie das sogenannte Quadrivium, worunter Astrologie, Geometrie, Arithmetik und Musik begriffen sind. Das Trivium begriff Grammatik, Rhetorik, Dialektik. Anna bezeigte an mehrern Stellen, daß sie in dem letztern sowohl als in dem erstern, welches sozusagen die höhern Wissenschaften enthielt, bewandert war. Man sehe nur das sechste Buch, S. 127.[2] Außer ihrer Gelehrsamkeit kann man ihr auch wirklich einen ziemlichen Grad von Aufklärung nicht absprechen, der ihr, wenigstens in ihrem Zeitalter, Ehre machte. Unter andern Stellen und der eben angeführten will ich nur S. 14, aus dem 12. Buche, anmerken.[3] Und wer sollte nicht ihr ebenso scharfes als gerechtes Urteil, B. 14, S. 104[4] über den verkehrten Unterricht, den die damalige Jugend erhielt, unterschreiben?

2) **Der damals die Würde eines Großdomestikus bekleidete.** Der Rest vom römischen Reiche, den wir unter dem Namen des griechischen Kaisertums kennen, wurde in spätern Zeiten in das Morgen- und Abendland eingeteilt. Jeder dieser Teile war in mehrere Provinzen zerschnitten, welche entweder von Ducen (Herzogen) oder von konsularischen Personen verwaltet wurden. Über diese waren wieder zwei Domestici gesetzt, ein Domestikus des Morgen- und einer

---

[1] Die Anmerkungen sind im Original der Übersetzung nicht, wie hier, mit ihren früheren Nummern, sondern nach den zugehörigen Textseiten vermerkt. Die in den Noten des Übersetzers stehenden Citate, die wir unverändert aufnehmen, beziehen sich auf die Seiten der Schillerschen Memoirensammlung.

[2] Sie spricht dort von der Astrologie und ihren berühmtesten Vertretern und bemerkt dazu, auch sie habe sich mit der Kunst befaßt, aber nur, um ihre Anhänger besser widerlegen zu können.

[3] Sie erzählt dort mit Genugthuung, wie ihr Vater die angeblich böse Vorbedeutung, die seine Gegner in dem Sturze einer Bildsäule erkennen wollten, mit den Worten verlacht habe: „Mein Leben steht in Gottes Hand."

[4] Hier schilt Anna Komnena über die Schulpraxis ihrer Zeit, die die Kinder mit Schedographie, d. h. mit dem Zergliedern von Sätzen quäle, statt sie in Rhetorik und Philosophie und vor allem in die Lektüre der Klassiker einzuführen.

des Abendlandes. Den letztern Titel soll Alexius nach dem Zeugnis mehrerer Schriftsteller geführt haben.

3) Was noch übrig war, bestand aus einigen Unsterblichen. Die persischen Könige hatten eine Legion, welche die unsterbliche hieß, und die byzantinischen Kaiser ahmten sie hierin, wie in mehrern Stücken, nach. Sie sind, Bryenns Nachrichten zufolge, unter Nicephorus Logotheta errichtet worden und scheinen ihren Namen wahrscheinlich davon zu haben, weil sie stehende Soldaten waren, die auch zu Friedenszeiten Dienste thun mußten. Eine nähere Schilderung von ihnen ist im 2ten Buch, S. 64 befindlich.[1]

4) Die der Fürst der Chomatener hergab. Choma war wohl nichts anders als derjenige Teil Asiens, den die Alten Lycien nannten, und in dem Ptolomäus[2] eine Stadt Choma anführt, deren auch im Ephesinischen Concilio[3] (part. 2, Art. 1) Erwähnung geschieht.

5) Die Maniaces in Sizilien angeführt hatte. Dies ist Georg Maniaces, der vom Kaiser Basilius[4] nach Kalabrien geschickt wurde, die Sicilier mit Hülfe der Normänner angriff und, als ihn diese verlassen hatten, unter dem Kaiser Monomachus[5] rebellierte. Er begab sich mit den Reichskleinodien zu den Serviern und wurde beim Strobus geschlagen.[6]

6) Zuerst postierte er sich beim Fluß Vardar. Ein berühmter Fluß in Macedonien, ehemals Axius genannt, der sich in den Thermaischen Busen ergießt.

7) Der einzige Lohn — war der Ehrenname Sebastus. Der Titel Sebastus[7], spricht Anna im dritten Buch (wo sie alle und jede Ehrentitel, welche Alexius nach seiner Thronbesteigung austeilte, hererzählt), gehörte ehemals nur dem Kaiser, bis ihn Alexius auch mehrern austeilte.

---

[1] Die 10,000 auserwählten Fußsoldaten der altpersischen Könige hießen darum die Unsterblichen, weil ihr Abgang stets sofort durch neue, schon vorher dazu bestimmte Leute ersetzt wurde. — Die Legion der Unsterblichen unter den griechischen Kaisern bestand aus lauter ihrem Herrn unbedingt ergebenen Landeskindern.

[2] Ptolemäos, berühmter Geograph und Mathematiker aus dem 2. Jahrh. n. Chr., hat jene Stadt in seinem geographischen Hauptwerk erwähnt.

[3] Die 4. allgemeine Kirchenversammlung fand in Ephesus im Jahre 431 statt.

[4] Basilius II., der Bulgarentöter, regierte von 976–1025.

[5] Konstantinos IX. Monomachus (1042—55).

[6] Vielmehr siegte er, wurde aber mitten im Sieg meuchlings erschlagen.

[7] Sebastus heißt „verehrungswürdig" und entspricht dem früheren Kaisertitel Augustus.

Vorerinnerung.[1]

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen[2], folgt in diesem dritten Bande[3] ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so foderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und, wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlands, und mit beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Thatsachen handeln und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber Albert Schultens[4] (Vita et res gestae Sultani Almalich Alnasir[5] Sa-

---

[1] Zu „Bohadins Denkwürdigkeiten aus dem Leben Saladins".

[2] Vgl. S. 198, Anmerkung 3.

[3] Nämlich der „Ersten Abteilung" von Schillers Memoirensammlung. Der Band erschien Jena 1790.

[4] Albert Schultens veranstaltete die von Schiller citierte Ausgabe und lateinische Übersetzung der Geschichte Saladins von Bohadin auf Grund arabischer Handschriften der Leydener Universität. Er verband damit Auszüge aus der Universalgeschichte Abulfedas (vgl. S. 254, Anm. 3) und aus der ausführlichen Lebensgeschichte Saladins von Amadoddin. In der Einleitung gibt er die Gründe an, aus denen er die Verfasserschaft der erstgenannten Denkwürdigkeiten dem Bohadin zuspricht.

[5] Richtiger: Almalichi Alnasiri.

ladini auctore Bohadino, F. Sjeddadi[1] etc. etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.) aufgestellt hat, keinen Zweifel übriglassen. Amadoddin von Ispahan, Verfasser eines weitläuftigen Werks über Saladin, erzählt in demselben, daß er selbst nebst dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehrern andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern sei abgesandt worden, um wegen Aladils projektierter Heirat mit der Prinzessin von England[2] die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladins Bruder diese Gesandtschaft sei aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Kadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda[3] führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der H. Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladins spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasium zu vollenden.

Aus diesen Denkwürdigkeiten selbst erhellet, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genossen und ein sehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten lassen und ist mehr geneigt, seinen Ge-

[1] D. h. filio Sjeddadi.

[2] Richard Löwenherz soll in den Friedensverhandlungen, die er im Spätherbst 1191 mit Saladin anknüpfte, eine Ehe seiner Schwester Johanna, der Witwe Wilhelms, des letzten Normannenkönigs von Sizilien, mit Saladins Bruder Almelik Aladil vorgeschlagen haben. Aladil sollte Christ werden und dafür mit seiner Frau das Königreich Jerusalem erhalten. Nach Bohadins Erzählung waren Saladin und sein Bruder mit dem Vorschlag einverstanden, während Johanna ihn mit Entrüstung von sich wies.

[3] Abulfeda, Imâd al-din Ismâ'il (1273—1331) ist ein als Schriftsteller berühmter mohammedanischer Fürst von Hamath in Syrien. Außer einer Geographie schrieb er „Annalen der Moslems", die bis 1328 reichen und eine wertvolle Geschichtsquelle sind.

burtsort nach Mosul oder Assyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin selbst erzählt, stand er in Diensten des Sultans von Mosul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen von Bagdad abschickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntschaft, den er gleich auf den ersten Anblick so lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm seine Dienste zu widmen.

In den Geschichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Kadi (Richter) genannt, welchen Namen er sich auch selbst gibt. Diese Würde hat aber mehrere Klassen, und selbst der oberste Priester pflegt vorzugsweise den Namen Alkadi zu führen. Welch ein Mann dieser Alkadi sei, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: „Der tiefsinnigsten Doktoren allertiefsinnigster, der Andächtigen allerandächtigster, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetischen Lehren, der Enträtsler schwieriger Religionsfragen, der unwidersprechlichste Entscheider, der Schlüssel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelsten Spitzfindigkeiten." Und eben diese hohe Person soll, nach Schultens' Meinung, auch Bohadin vorgestellt haben, dessen Name schon (das arabische Wort für „Preis der Religion") auf eine geistliche Würde hinzuweisen scheint. Der Geist, in welchem das ganze erste Buch abgefaßt ist, verrät vielmehr den Mufti[1] als den politischen Geschäftsmann. Frömmigkeit ist die Tugend, welche er an seinem Helden in das hellste Licht stellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meisten interessieren, so verbreitet er sich über die Andachtsübungen seines Helden mit einer ermüdenden Umständlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie, ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!" — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!" Ist von einer muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabei ausgerufen:

[1] Mufti, s. v. w. Entscheider, ist bei den Arabern ein Gelehrter, der bei streitigen Rechtsfragen Gutachten nach dem religiösen kanonischen Rechte abgibt. Jeder Gerichtshof hat neben dem Kadi als Richter einen Mufti, der aber im Range unter dem Kadi steht.

„Gott beschütze sie!", und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie, sie mit einem unfreundlichen „Gott verfluche sie!" abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der Übersetzung erspart hat. Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde als dem eines Mufti abgeschmackt sein. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen sein, den Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird.[1] Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete, entweder nur flüchtig berührt oder höchstens in einem dürren, chronikähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten und das Andenken desselben von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreien. Diese Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte und überhaupt die Ausbreitung der Christen im Morgenland hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanze eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Übrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch Mitteilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bilde des egyptischen Sultans in Lessings „Nathan" das Urbild liefert,

[1] Als Saladin im Jahre 1192 mit Richard Löwenherz einen Friedensvertrag schloß, nahm er sich, wie Bohadin erzählt, eine Pilgerfahrt nach Mekka vor. In diesem frommen Vorhaben suchte ihn, als er nach Schleifung der Mauern Akkons seine Heere entlassen hatte, Bohadin zu bestärken und ermunterte ihn sogar, allen Teilnehmern der Pilgerfahrt Schutzbriefe auszustellen und die nötigen Vorkehrungen zu der Fahrt zu treffen. Bohadin that das, obgleich er wußte, daß der Sultan dem eben geschlossenen Frieden nicht traute.

keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen. Da unvorhergesehene gehäufte Geschäfte ihn verhindert haben, die universalhistorische Übersicht in der Ordnung, wie sie im ersten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzusetzen, und es dem größern Teile der Leser wahrscheinlich lieber sein dürfte, diese Materie auf einmal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abteilung der historischen Memoires als ein Supplementband zu Fortsetzung dieser Übersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt und einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der allgemeinen Übersicht vorausgeschickt worden.[1]

Jena, den 26. Sept. 1790.

Schiller.

[1] Schiller hat dieses Versprechen ebensowenig einlösen können, wie er den folgenden Aufsatz über die Zeit Barbarossas abgeschlossen hat; doch ist dieser wenigstens von seinem Mitarbeiter Woltmann zu Ende geführt worden.

Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.

Der heftige Streit des Kaisertums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen letzterer mit Papst Kalixtus II. einging, schien der Zunder erstickt zu sein, der ihn wiederherstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sei der zusammenhängenden Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindseliges System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war, selbst bis auf den äußerlichen Schein, durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung, vermittelst des Zepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Teil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche, blutbesudelte Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Teil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Überresten der vormaligen Kaisergewalt stellte

die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes[1] hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diese zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung wert, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des Deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen wert war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaisertums in jedem Betracht so teuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische

[1] So nannten sich die Päpste seit Gregor dem Großen (590—604). Diese Bezeichnung war ursprünglich gleich dem Zusatz „Von Gottes Gnaden" zum Königstitel ein Ausdruck der Demut.

Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechts[1], auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehen Wahlfürsten, welche jetzt zum erstenmal einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben.[2] Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Österreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen die Fürsten baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtsame Äußerung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht an den Kaiserthron gründe. Dreimal nacheinander war das Zepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan; ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehngeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksam-

[1] Ein eigentliches Erbrecht hat es für die Thronfolge im alten Deutschen Reich nie gegeben. Es kann also hier wie überhaupt nur von einer thatsächlichen Erbfolge — Schiller spricht Zeile 25 von „verjährtem Erbrecht" — innerhalb eines Herrschergeschlechtes die Rede sein.

[2] Das ist nicht richtig. Jeder der vier deutschen Stämme, der Schwaben und Franken, der Sachsen und Bayern, schickte von seinen Fürsten zehn Bevollmächtigte zur Vorwahl, so daß also im ganzen vierzig Fürsten in dem Wahlausschuß saßen.

keit der Fürsten auf diesen Teil des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neu aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs neue in Gefahr bringen und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte.[1] Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte.[2] Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallsgeschrei, in die Versammlung getragen. Die mehresten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs[3], und von seinen Bischöfen gutgeheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein ebenso wohldenkender als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den bei-

[1] Das hat er nicht eigentlich gethan. Vielmehr verhielt sich die Sachlage so: Lothar und Leopold hatten abgelehnt, und die Nachfolge Friedrichs schien gesichert. Das aber wollte die kirchliche Partei, besonders ihr Führer, Erzbischof Adalbert von Mainz, nicht. Darum verlangte dieser, angeblich um die volle Wahlfreiheit zu sichern, Friedrich solle gleich den beiden andern Bewerbern förmlich ablehnen. Da der Schwabenherzog dies nicht that, so legte man ihm seine Weigerung so aus, als beanspruche er ein Erbrecht auf die Krone.

[2] Adalbert I. von Mainz (1111—37) war anfangs einer der eifrigsten Anhänger Heinrichs V. gewesen, nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Mainz aber sein erbittertster Gegner geworden, besonders seitdem er drei Jahre in kaiserlicher Gefangenschaft geschmachtet hatte. Allerdings kam er zuletzt wieder in ein leidliches Verhältnis zu Heinrich V., eröffnete aber gleich nach dessen Tod den Kampf gegen die Hohenstaufen als die Erben der salischen Politik. Durch freundliches Entgegenkommen wußte er sich listig der Reichskleinodien zu bemächtigen und ging dann bei der neuen Königswahl auf die in Anm. 1 geschilderte böswillige Weise vor, um Friedrich von Staufen zu gunsten des kirchlichen Lothar vom Throne auszuschließen.

[3] Vielmehr Schwiegervater Friedrichs, da dieser mit Judith, der Tochter Heinrichs des Schwarzen, vermählt war.

den vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten[1], so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaisertum aufdringen lassen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogtum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Bayern[2], einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogtümer Bayern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verriet er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des hohenstaufischen Geschlechts, mit

[1] Richtiger wohl „Heinrich V.“ Denn wenn Lothar auch bereits an dem Kampfe Ekberts von Meißen gegen Heinrich IV. (1088) sich beteiligt hatte, so sind doch seine Kämpfe als Herzog von Sachsen gegen Heinrich V. zahlreicher und bedeutend wichtiger gewesen. Mit „vaterländischer Freiheit“ meint Schiller die Freiheit von Lothars Heimat Sachsen.

[2] D. h. Heinrich den Stolzen, den Sohn des obengenannten Heinrich des Schwarzen.

dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grund zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie zu Störern des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen des vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde ebenso schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speyer belagert und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen.

Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade[1]; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen, beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart notwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der geteilte Zustand der Gemüter befürchten ließ, die Übereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Namen Innocentius (II.) beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet (II.) annahm, auf den apostolischen Stuhl.[2] Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf seiten des letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen.[3] Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clair-

[1] Das geschah vielmehr in Fulda; in Bamberg huldigte Friedrich dann dem Kaiser aufs neue.

[2] Diese Darstellung der Doppelwahl ist nicht richtig. Der rechtmäßig erhobene Papst ist Anaklet gewesen, da er von der Mehrheit des Kardinalskollegiums, insbesondere den Kardinalpresbytern, unter gewissenhafter Beobachtung aller Wahlvorschriften gewählt wurde, während Innocenz kurz vorher mit hinterlistiger Überrumpelung von einer kleinen Minderheit der Kardinalbischöfe zum Papst proklamiert worden war. Anaklet war Kandidat der streng gregorianischen, Innocenz der der kaiserlich gesinnten Partei.

[3] Dies hat die feindselige Stellung Lothars gegen ihn entschieden.

vaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs[1] Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geist bei der Wahl des Innocentius den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefaßt, sich aufs hartnäckigste zu verteidigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen Ozean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Notwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte: als der Beschützer, nicht als ein Flehender, foderte er eine Zeremonie, welche dieser Papst ohne *seinen* starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichtsdestoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wut seiner Gegner verteidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der

[1] Ludwigs VI., des Dicken, des damaligen französischen Königs (1108–37).

Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Papst Kalixtus II., um nicht aufs neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßliche Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihm dem römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören und sorgte dafür, daß diese Vasallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.[1]

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergröße Roms ins Gedächtnis bringen, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende

[1] Lothar hat dem Papste keineswegs einen Vasalleneid geleistet, auch die Mathildischen Güter nicht eigentlich zu Lehen erhalten. Der uns überlieferte, noch dazu in päpstlichem Sinne verderbte Text der Urkunde Innocenz' für den Kaiser lautet: „Wir übertragen Dir das Allodium der seligen Gräfin, welches bekanntlich von ihr dem heiligen Petrus geschenkt ist, und erteilen Dir in Gegenwart von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Baronen und Fürsten mit dem Ring die Investitur, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du alljährlich einen Zins von 100 Pfund Silber uns und unsern Nachfolgern zahlest, und nach Deinem Tode wieder das Allodium in das volle Eigentumsrecht der römischen Kirche unverkürzt und unverweilt zurückkehre. Wenn wir oder unsere Nachfolger in das Land kommen sollten, muß die Aufnahme, die Verpflegung und das Geleit mit solchen Ehren geschehen, wie sie der apostolische Stuhl bestimmen wird; auch müssen die Burgvögte und der Statthalter des Landes uns und unsern Nachfolgern den Eid der Treue leisten." — Erst in der Urkunde, durch die der Papst 1137 Lothars Schwiegersohn Heinrich von Bayern und dessen Gemahlin das Land der Mathilde unter den gleichen Bedingungen zugestand, fand sich die wichtige Bestimmung, daß der Herzog Mannschaft und Treue dem Papst und seinen Nachfolgern zu schwören habe. Immerhin war auch die Form jener Übertragung für die kaiserliche Sache sehr bedenklich. Der Papst faßte die Stellung Lothars als eine förmliche Vasallenschaft auf, wie ein Bild zeigte, das er von dem Vorgang herstellen ließ. Man weiß heute nicht, wie dies Gemälde ausgesehen hat, da Barbarossa es später hat beseitigen lassen. Doch war die Umschrift kennzeichnend genug: „Rex venit ante fores iurans prius urbis honores | Post homo fit papae, sumit quo dante coronam." („Erst kam der König vors Thor und beschwor der Stadt ihre Rechte, | Ward dann des Papstes Vasall und empfing von ihm seine Krone.")

Gegenwart einer römischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Mut einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde hatte er diesen römischen Geist nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte und eine zweite, noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genötigt, eine bescheidne Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülflose Zustand des Papstes dem Kaiser Mut gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Teil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung erteilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des Deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothars Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Notwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fußbreit Landes, keine ihm holde Seele besaß und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persön-

lichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde, obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie beseelte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sizilien, der Anaklets Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Mut dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siziliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zu gehen und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heutzutage dem dänischen Zepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man sie; ihre überraschende, schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ozean. Solange zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich bewachte, ahndete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mün-

dung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strom drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Anwohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und ebenso schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahndungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward alles, was Ware werden konnte, der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenherden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichtum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen, entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie verteidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt und, entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Not führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum

Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen und überließ den Gewissensfall ihrer Beurteilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Zeremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu sein; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen teuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmählich der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollos Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es sein, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen widerstehen und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterland nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südostwärts, unterwarfen das untre Italien und die Insel Sizilien ihrer Herrschaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Brittannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Kalabrien und die Insel Sizilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Großgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himeria in mutwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach, und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkt des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittelitalien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Langobarden verbreitet und arabische Korsaren mit dem Schwert in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeigte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem langobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem justinianischen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land

auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Teile Italiens geltend gemacht und einen großen Distrikt desselben als Sieger durchzogen. Gegen Otto II. schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Kalabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Sarazenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Scharen hervor, andre arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sizilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vorteil war, mit Muhammedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich einer wahren Souveränität in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherrn, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehenten und eilften Jahrhundert, während daß Sizilien unter arabischem Zepter einer ruhigeren Knechtschaft genoß. Der Geist der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehenten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts[1], in den

[1] Gegen das Jahr 1000 tauchte in der Christenheit der alte Glaube an die baldige Wiederkehr Christi mit verstärkter Lebhaftigkeit auf, so daß die Frommen damals dem erwarteten Jüngsten Gericht mit schwärmerischen Hoffnungen, die sündigen Christen aber mit Angst entgegensahen.

Abendländern lebendig wurde, führte im J. 983 auch einige normännische Pilger, funfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr[1] stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegesgeist ward bei dem kriegrischen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu sein als ein Pilgerzug nach dem Heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man errät leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Sarazenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen — das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit wert, und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimat nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der Reichtum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegrische Jugend.[2] Das untre Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk,

[1] Erst im Jahre 1016.

[2] Vor allem wurden sie von den Bewohnern Salernos dringend gebeten, nach Italien zu kommen

das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung; mit Hülfe der Normänner trotzten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs; Normänner stellten die Griechen selbst den Sarazenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigentum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa erbauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der Eiserne Arm, Humfred und Drogon, beurlaubten sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater, Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu versuchen. Nicht lange rastet ihre kriegerische Ungeduld. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sizilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu teilen. Ein sarazenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem Eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer[1] macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem

[1] Der griechische Statthalter Georgios Maniaces (vgl. S. 252,15 f.) maß alle Erfolge auf Sizilien seinen Verdiensten bei und reizte dadurch selbst die Empfindlichkeit seiner eigenen Landsleute.

festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit teilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schar den Eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheimgebliebenen. Der Jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahndenden Geist. Mit zween andern Brüdern machte er sich auf in das goldne Land, wo man mit dem Degen Fürstentümer angelt. Gerne erlaubten die deutschen Kaiser Heinrich II. und III. diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigten den römischen Hof. Das Herzogtum Benevent, dem Papst Leo (IX.) erst kürzlich von Kaiser Heinrich III. zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegrischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo IX. bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie aus-

gesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigner Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Überwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Kalabriens und des Gebietes von Capua.[1] Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Übel selbst für die römische Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard zu stande kam, bestätigte Papst Nikolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Kalabrien und Apulien als päpstlicher Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberster Lehnsherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geschenk dieser Fürstentümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Großmut zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen oder, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vorteilhafteste Ereignis. Die Ungerech-

[1] Doch belehnte Papst Nikolaus II. Robert Guiscard in dem im folgenden erwähnten Vertrag von Melfi bereits zu einer Zeit mit Apulien, Kalabrien und Sizilien, wo jener die beiden ersten Länder nur teilweise in Händen hatte, in Sizilien aber noch gar nichts besaß.

tigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückenderen Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sizilien teilten sich noch immer Sarazenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszuteilen.[1] Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweihet hatte, setzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sizilien über und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siziliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmütigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen[2], und eben der herausfodernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaisern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden

[1] Schiller denkt vermutlich an den Vertrag von Tordesillas (Juni 1494), den Papst Alexander VI. zwischen Spanien und Portugal vermittelte. Er zog darin eine Demarkationslinie um die Erdkugel und sprach alle neuen bereits entdeckten wie noch zu entdeckenden Länder westlich derselben den Spaniern, östlich den Portugiesen zu.

[2] Heinrich IV. von Deutschland.

Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze norrmännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hautevilles Söhnen.

Derselbe norrmännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sizilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des Adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalenia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstentum errang und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war, aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugnis reicht also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in

einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein andrer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in seinen kalabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode erlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sizilien blühte. Roger, Graf von Sizilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber ebenso gutthätig und milde, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sizilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sizilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandne Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sizilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sizilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborener Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sizilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger II., der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten Apulien und Kalabrien seiner Grafschaft Sizilien einverleibte und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen. Dazu war weiter nichts nötig als sein eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich den Papst Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und erteilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sizilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nötig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen, einzeln genommen, keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehmals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diesen Eroberer zu verteidigen, waffnete sich aufs neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem Adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an

ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes[1] hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des Deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocentius, an kriegrischer Macht zwar der schwächste unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete dem Kaiser Lothar, daß das normännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sizilianischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seien, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegenzusetzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun und gegen König Roger von Sizilien einen Feldzug zu unternehmen. Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüte des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den Ronkalischen Feldern und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf teilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toscanische drang, die andre unter dem persönlichen Kommando des Kaisers längs der adriatischen Seeküste geradenwegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende See-

[1] Johannes II Komnenes (1118–43), Bruder der Anna Komnena, der wegen seiner Milde Kalojohannes, „der gute Johannes", hieß.

macht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Teilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothars. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Übergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und, von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sizilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancreds Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung als das Zeichen der obersten Hoheit Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsakt dieses Herzogs berechtigt sein sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen Roger oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame, thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den

Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sei. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutschen Korps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen Roger seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst Anaklet gestorben und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte und seinen Beschützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch nach dem Beispiel des Leo in Person gegen den sizilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er mußte wie sein Vorgänger diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nötiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sizilien, seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Papst den Vasalleneid leisten und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Über die Ansprüche des Deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benötigt war. Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt nach Lothars Tode bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Konrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des Deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des Deutschen Reichs zu Grund richten konnte.[1]

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die welfische Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden, und das hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiser-

[1] Vor allem aber hatten Rom und die deutsche Geistlichkeit die Besorgnis, bei einem so mächtigen Kaisertum könne der ganze Gewinn des Investiturstreites wieder verloren gehen, denn Heinrich hatte bisher gegen die Kirche und ihre Vertreter nicht die geringste Ergebenheit bewiesen. Gerade darum beförderte Albero von Trier als ein eifriger Papist — er war Legat der Kurie in Deutschland — die Wahl Konrads, dessen lenksamen Charakter er kennen gelernt hatte. Übrigens hatte er auch persönliche Zerwürfnisse mit den Welfen gehabt.

wahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bayrischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Überlegenheit der Stimmen auf seine Seite neigen möchte, so eilte man, wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte, vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu stande (1137); Herzog Konrad ward erwählet und empfing auch sogleich zu Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethan hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rat gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Übermacht des welfischen Hauses und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstand aus.

Konrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es ebenso gefährliche Folgen für die Ruhe des Reiches haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogtümer, Sachsen und Bayern, abgesprochen.

Diese raschen Urteile wurden von ebenso frischer That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Östreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht, der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer, ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogtum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verlöschte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Östreich, Heinrich, der sich im Besitz dieses Herzogtums durch eine Heuratsverbindung mit der Witwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befestigen glaubte. Dem Sohn des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogtum Sachsen zurückgegeben, wogegen er auf Bayern Verzicht that. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten und noch gefährlicher zu stören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.[1]

[1] Konrad III. unternahm 1147 mit König Ludwig VII. von Frankreich den sogenannten zweiten Kreuzzug, der in jeder Beziehung unglücklich verlief, hauptsächlich infolge der unpolitischen Blindheit seiner geistlichen Urheber, Bernhards von Clairvaux und des Papstes Eugen III.

Vorbericht.[1]

Der Wert dieser Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully[2] ist zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreisung zu bedürfen.[3] Sie liefern uns die wichtigsten Aufschlüsse über das geheime und öffentliche Leben eines vortrefflichen Königs und seines nicht minder vortrefflichen Ministers und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geschichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentschaft der Maria von Medicis, einer der wichtigsten Zeiträume in der französischen Geschichte.

Aber es bedarf vielleicht einer Entschuldigung, daß man diese Denkwürdigkeiten nicht nach dem alten Original, welches unter dem sonderbaren Titel „Oeconomies royales et Servitudes loyales“ bekannt ist, sondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern französischen Schriftstellers liefert.[4] Vielen dürfte

---

[1] Zu den im 1. bis 6. Band der 2. Abteilung von Schillers Memoirensammlung deutsch herausgegebenen „Denkwürdigkeiten Maximilians von Bethüne, Herzogs von Sully, nach der neuesten französischen Ausgabe“. Sie sind vom Rittmeister von Funk übersetzt.

[2] Maximilian de Béthune, Baron von Rosny, dann Herzog von Sully (1560—1643), bewährte sich im Dienste Heinrichs IV. in den Religionskriegen Frankreichs als eifriger Hugenott und tüchtiger Krieger und hat sich später als Finanzminister große Verdienste um Frankreich erworben. Er war zugleich der vertrauteste Freund seines Königs und konnte daher auch aus dessen Privatleben viel erzählen.

[3] Heute denkt man mit Recht sehr viel geringer von diesen Memoiren, nachdem ihre völlige Unglaubwürdigkeit besonders durch den Nachweis erbracht ist, daß alle auf den sogenannten „großen Plan“ Heinrichs IV. bezüglichen Angaben erdichtet oder gefälscht sind. Vgl. Bd. VII, S. 60.

[4] Das ist der Abbé Lécluse des Loges, der im Jahre 1745 unter dem Titel „Memoires de Maximilien de Bethune, Duc de Sully . . Mis en ordre: avec des remarques. Par M. L. D. L. D. L. Londres“ einen elegant stilisierten und übersichtlich geordneten Auszug aus dem geradezu unglaublichen Wirrwarr der Originalmemoiren veröffentlichte.

der eigentümliche Ton, der in dieser Urschrift herrschet, und sogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches sie gekleidet ist[1], ein größrer Verlust zu sein dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden ist, und die Veränderungen, welche sich derselbe mit seinem Text erlaubte, viel zu gewaltsam scheinen. Und in der That würden sie so sehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urschrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully geflossen sei; denn auch in dem seltsamsten Aufzuge hat der große Mann Anspruch auf unsre Achtung. Aber da jene Urschrift nur zu sichtbare Spuren trägt, daß sie, obgleich aus der reinsten Quelle geflossen, doch ihre eigentliche Gestalt nur unter den Händen seiner Sekretäre empfangen habe[2], so ist der Verlust in der That so beträchtlich nicht oder doch durch die angebrachten Verbesserungen unendlich vergütet. Der französische Herausgeber hat sich sowohl um die Anordnung der Materie als um den Ausdruck ein großes Verdienst erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Bestandteile dieser Geschichte in der Urschrift durcheinander geworfen sind, und die auch einen sehr warmen Verehrer der Süllyschen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, sein Original, obwohl mit möglichster Schonung des Eigentümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien interessanter und schicklicher zu verbinden und alles Fremdartige davon zu scheiden. Er erlaubte sich dabei, den Erzähler in der ersten Person von sich sprechen zu lassen, da derselbe durch eine gar sonderbare Wendung in der Urschrift sich selbst anzureden scheint. Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülstigen durchläuft, durch unübersehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitschweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde seines Inhalts entspricht

[1] Das Werk ist in die Form von Vorträgen gekleidet, die sich der maßlos eitle Sully von seinen Sekretären über seine eigenen Thaten halten läßt.

[2] Diese Anschauung ist irrig. Die Memoiren sind so, wie sie veröffentlicht wurden, aus Sullys eigener Feder geflossen oder doch unter seiner unmittelbaren Leitung abgefaßt, so daß man sie durchaus für seine eigene Arbeit erklären muß.

und das Werk in seiner neuen Gestalt zu einer sehr anziehenden Lektüre macht. Von ebendemselben rühren auch die historischen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen; was hingegen eine zu ängstliche Rücksicht auf die Religion seines Vaterlandes den französischen Herausgeber in den Anmerkungen sprechen ließ, glaubte man einem deutschen Leser in der Übersetzung ersparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in sechs Bänden erscheinen, welche rasch aufeinander folgen und in der Michaelmesse vom Jahr 1792 geendigt sein sollen. Die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Übersicht umfaßt, wird jeden Band des Werkes begleiten und bis zum Untergang dieser Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfassung derselben sind Brantome, Castelnau, de Thou u. a., und in Anordnung der Materie besonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer gewesen.[1]

Jena, in der Ostermesse 1791.

Friedrich Schiller.

[1] Über diese Schriftsteller vgl. die Anmerkungen hinter dem Text.

Geschichte der französischen Unruhen,

welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen.[1]

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine beßre Taktik unterstützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Überlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum erstenmal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete.[2] Das Licht schöner Künste war nicht

[1] „Historische Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully."

[2] Schiller meint wohl den Kriegszug Karls VIII. gegen Neapel in den Jahren 1494—96. Der französische König war mit einem gewaltigen Heere über die Alpen gezogen und hatte das Festland des Königreichs beider Sizilien im ersten Anlauf genommen. Da verbündeten sich gegen die drohende Herrschaft der Franzosen Venedig, Mailand, Papst Alexander VI., Kaiser Maximilian I. und Ferdinand von Aragonien, also fünf Mächte, und Karl mußte den Rückzug

lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verrieten bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehmals Griechenlands Kunst seine römische Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die Savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröte der Kultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Zivilisierung entgegen. Die neuen Meinungen[1] erscheinen und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen, verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt und ein wütender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andre dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großenteils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtenteils politische Umstände, welche den untereinander im Kampfe begriffenen Nationen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Österreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang

antreten, den er sich durch den Sieg von Fornuovo glücklich erzwang. Übrigens hatte sein Nachfolger Ludwig XII., der die italienischen Kriege Karls wieder aufnahm und hauptsächlich gegen Venedig richtete, nachdem er das siegreich eroberte Neapel an die Spanier verloren hatte, im Jahre 1511 gleichfalls fünf verbündete Mächte gegen sich, nämlich den Papst, Spanien, Venedig, die Schweizer und England; dazu trat 1512 sogar noch der Kaiser. Aber diesmal (1513) mußten sich die Franzosen mit weniger Ruhm aus Italien zurückziehen. Freilich eroberte Franz I. kurz darauf Mailand für Frankreich, verlor es aber 1525 und konnte es auch in seinen zahlreichen späteren Kriegen nicht wiedergewinnen.

[1] über religiöse Fragen, also die Reformation.

der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale[1], und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die brittannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Teil minderjährigen Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen. Wenn sie in diesem Königreich jetzt darnieder liegt und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Mutlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassnen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gärung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß[2] und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge[3], die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der Calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Zensuren der Sorbonne im Jahr 1521 noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geistlichkeit machten.[4] Die Lebhaftigkeit, mit

[1] Gustav Wasa bekämpfte in der katholischen Geistlichkeit seines Landes, die etwa zwei Drittel des ganzen Grundbesitzes innehatte, zugleich jene politische Partei, die Schweden unter das Joch Dänemarks bringen wollte und durch ihren Bund mit dem Dänenkönig Christian II. das berüchtigte Stockholmer Blutbad verschuldete, das dieser 1520 unter dem dänenfeindlichen schwedischen Adel angerichtet hatte.

[2] Der Einfluß Philipps II. von Spanien, der bekanntlich im Bunde mit der katholischen Partei Frankreichs die Hugenotten bekämpfte.

[3] Der Bourbons, die in der Person Heinrichs IV. dem mit Heinrich III. ausgestorbenen Hause Valois auf dem französischen Throne folgten. Da Heinrich IV. Protestant war, so schloß sich zur Abwehr seines Königtums die katholische Partei Frankreichs zur „Heiligen Ligue" zusammen und verbündete sich mit dem spanischen König.

[4] Wenn es nach französischer Auffassung falsch ist, die Reformation in Frankreich als ein Erzeugnis der lutherischen zu betrachten, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sich erst nach dem großen Anstoß des deutschen Reformators protestantische Spuren in Frankreich gezeigt haben und von da an nicht mehr verschwunden sind. „Man sah hier", so urteilt ein neuerer Historiker, „wie Keime, die im Boden gesteckt hatten durch die östliche Sonne lebendig wurden."

welcher das sanguinische, geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation noch bei ihren Verfolgern. Franz' I. kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine bessre Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbessrer führten bei ihrer Verteidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegensetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite, Unwissenheit, Pedanterei waren der Anteil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftstellern die gefährlichste Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese letztern von dem allgemeinen Verderbnis entwerfen ließ, ohne sich von der Notwendigkeit einer Verbessrung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen mehr oder minder glücklich die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter bloßgestellt und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmut des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Teils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Teil des Publikums

gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vorteil der größern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wut der Verfolgung nötigte endlich den unterdrückten Teil, an der Königin Margareta von Navarra, der Schwester Franz' I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche, selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Zirkel herrschte, konnte nicht anders, als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eignen protestantischen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüten. „Barbarisch und schrecklich", sagt der Geschichtschreiber de Thou[1],

[1] Jacques Auguste de Thou (lat. Thuanus, 1553—1617) ist als Staatsmann und Geschichtschreiber bekannt. Aufrichtiger Katholik, verabscheute er doch die Verfolgung der Protestanten, half darum die Ligue bekämpfen und machte sich um Heinrich III. besonders durch seine geschickten Verhandlungen mit den Protestanten, um Heinrich IV. durch Vermittelung des Bündnisses zwischen diesem und Heinrich III. verdient. Er war eins der thätigsten Glieder der Partei der Politiker. Sein Geschichtswerk ist die „Historia sui temporis" (1547—1610), die sich durch Zuverlässigkeit, Wahrheitsliebe und Freimütigkeit besonders auch gegen die katholische Partei auszeichnet. Schiller hat ihn viel benutzt. Vgl. die Anmerkungen hinter dem Text.

„war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer legte man in die Asche mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verraten. Über siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrières mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet und das lachende Land in eine traurige Wildnis verwandelt."

Der Unwille, den diese ebenso unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixiert, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der strengeren und einfachern Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten Luthern selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr sie es der Lutherischen an Entfernung vom Papsttum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot[1] in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmut dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüter zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle als eine Messe besuchen.[2]

[1] Clément Marot (1495—1544) war als vollendeter Weltmann und Verfasser leichter, durch graziösen und humorvollen Stil ausgezeichneter Dichtungen lange Zeit ein Liebling am französischen Hofe. Dann aber zogen ihm sein lockerer Lebenswandel und besonders seine protestantische Gesinnung Kerker und Verfolgungen zu, so daß er nirgends Ruhe fand und schließlich im Auslande starb. Um Franz I. seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, unternahm er eine Bearbeitung von 50 Psalmen, wurde aber gerade deshalb, nach anfänglichem Beifall, von der katholischen Partei angefeindet. Um so größere Begeisterung weckten seine Psalmen bei den Hugenotten; sie sind von diesen in den kraftvollen und ergreifenden Kompositionen von Goudimel und Bourgeois über ein Jahrhundert lang beim Gottesdienst gesungen worden. Vgl. Bd. VI, S. 407,5–7.

[2] Dieser Franz von Coligny war ein jüngerer Bruder des berühmten Feldherrn, Staatsmannes und Hugenottenführers Gaspard von Coligny. Das Amt

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktierte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Mut der Partei auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunig den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfne Gezücht der Angeber wurde durch versprochne Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformierte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause von Medicis in

des Generalobersten übernahm er von diesem, der es seit dem Tode Franz' I. bekleidet hatte, im Jahre 1556. Er hat sich dann zuerst von seinen Brüdern zum Protestantismus bekannt und jene oder doch eine ähnliche Äußerung am 20. Mai 1558 gethan, als der König ihm vorwarf, daß er die Hugenotten begünstigt und seit langem die Messe nicht besucht habe. Als er freilich deshalb seine Stellung verlor und gefangengesetzt wurde, gab er nach anfänglicher Festigkeit seinen Widerstand auf, duldete eine Messe in seiner Gegenwart und wurde nach etwa halbjähriger Haft begnadigt. Doch hat er sich später wieder als eifrigen Calvinisten bewährt.

Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Zepter zweier Reiche in zwo Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, Annas von Montmorency[1], Minister und Günstling des verstorbnen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabnen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmütiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindligt machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Mut den Wankelmut seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Finanzier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm

[1] Anne de Montmorency (1493—1567), aus einem uralten, durch tüchtige Männer ausgezeichneten französischen Adelsgeschlechte, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, war einer der besten Kriegsmänner (nicht Feldherren) und Berater Franz' I. Unter Heinrich II. erlitt er 1557 als Oberbefehlshaber die Niederlage bei St.-Quentin und hat dann unter Franz II. in der von Schiller im folgenden erzählten Weise an den französischen Bürgerkriegen teilgenommen. Er war der Oheim Colignys und hat sich um die Erziehung und weltliche Förderung dieses wie seiner andern Neffen sehr verdient gemacht. Seinen Namen Anna (nicht Annas) trug er von der Patenschaft einer Königin.

auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbnen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts schienen den Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anspruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Wert die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorencys äußere[1] Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen, schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphieren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Mut war das Glück Karls V. gescheitert[2], seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine

---

[1] Lese- oder Druckfehler für „austere", wie Vorberger richtig erkannt und aus den Worten von Schillers Quelle: „Montmorenci ... étoit un vieillard austère", bewiesen hat.

[2] Guise war der siegreiche Verteidiger der von Karl V. 1552 belagerten Stadt Metz.

Bewundrung lebte in aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anstand und offner, gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüter sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche, angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmütig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu sein, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen, stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hindernis geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging und, gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegnen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, ebenso mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte.[1] Über den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, teilte sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

[1] Karl von Guise, Franz' jüngerer Bruder, war unter den französischen Staatsmännern seiner Zeit unzweifelhaft der begabteste, machte sich aber durch seine unwahrhaftige, doppelzüngige, habsüchtige Natur allgemein verhaßt, während sein ritterlicher, durchaus edler Bruder Franz die Liebe und Achtung aller Zeitgenossen gewann.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königin-Mutter Katharine für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem geteilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Überlegenheit ihres Verstandes über das Gemüt ihres schwachen Sohnes; ein verborgner, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheuet. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln, keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben, keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich tot, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra[1], von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigte. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen, der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wich-

[1] Anton von Bourbon war das damalige Haupt der Linie Bourbon; dieses Geschlecht war gleich den Valois ein Seitenzweig des königlichen Hauses der Capetinger und nächst ihnen zur Nachfolge in Frankreich berechtigt. Mit Anton von Bourbon kam das Haus durch seine Vermählung mit Jeanne d'Albret, der Erbin Navarras, auf den Thron dieses Königreichs. Anton und nach ihm sein Bruder Ludwig von Condé waren die ältesten Prinzen von Geblüt.

tigen Artikel der Finanzen zu seinem Anteil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung, sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendôme, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden.[1] Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin-Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem kleinern Teil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Teil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüter schwürig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu

[1] Über Leitung und Verlauf der Beratung von Vendôme fehlt zuverlässige Kunde. Das Ergebnis war jedenfalls ein sehr viel geringeres, als die zu energischem Vorgehen drängenden Eiferer gehofft hatten. Man wollte sich vorläufig abwartend verhalten, und Anton von Navarra sollte nicht, wie zuerst beabsichtigt war, mit stattlichem Gefolge aller bourbonischen Prinzen, sondern ohne Glanz bei Hofe erscheinen.

flehen oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufodern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Teil die verdientesten Officiers der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß jeder, wes Standes er auch sei, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens innerhalb vierundzwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe.[1] Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuts in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweggetragen.

Bei den Fortschritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Überzeugung sowohl als Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Notwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Calvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangnen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wut erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüten, die ein großer Teil ihrer Feinde längst im stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsrats Anna du Bourg[2]

---

[1] Dies geschah vielmehr in Blois.

[2] Anne du Bourg (1521—59), ein ausgezeichneter Rechtslehrer, war einer jener protestantischen Parlamentsräte, die Heinrich II. im Juni 15 9 in einer

verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räte, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformierte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen.[1] Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechselung politischer Beschwerden mit dem Glaubensinteresse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Calvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calvinisten, aufs äußerste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzuteilen, ihre verschiednen Beschwerden zu vermengen und ihre geteilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an sah

Parlamentssitzung wegen ihrer Kühnheit verhaften ließ. Er hatte hier dem König erklärt, man lasse so viele Verbrechen ungestraft, fordere dagegen die Todesstrafe gegen Leute, denen man nichts vorwerfen könne. Man betrachte die Protestanten nur deshalb als Aufrührer, weil sie zu gunsten der Heiligen Schrift die Schande der sich zu ihrem Untergange neigenden römischen Kirche enthüllt hätten und eine heilsame Reform verlangten. „Es ist nichts Geringes“, schloß er, „Leute zu verurteilen, die auf den Flammen des Scheiterhaufens Christi Namen anrufen.“ Über dem Prozeß, der dann gegen Bourg eröffnet wurde, starb Heinrich II., aber die Guisen setzten ihn fort und sorgten dafür, daß der edle und mutige Bekenner trotz aller Fürsprache, zumal seitens des Pfalzgrafen, der den berühmten Rechtslehrer gern für seine Universität gewonnen hätte, zum Tode verurteilt und am 20. Dezember 1559 gehenkt wurde. Seine Leiche wurde obendrein verbrannt.

[1] Es ist nicht richtig, zu behaupten, daß erst das katholische Regiment der Guisen die bourbonischen Prinzen ins protestantische Lager getrieben habe. Die Häupter der Bourbonen standen längst in engem Verkehr mit den Hugenotten. Nur erhielten ihre protestantischen Neigungen erst jetzt den rechten politischen Wert, und anderseits kam bei den Hugenotten erst jetzt ein politischer Zug in ihrer bisher rein religiösen Bewegung zum Durchbruch. Sie sahen jetzt die Guisen als Usurpatoren, die Bourbonen als die Vertreter der legitimen Nachfolge an.

der Calviniste in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens und in jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache foderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche und in jedem, der gegen sie aufstand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben und die ganze hintergangne Nation in den Privatstreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calvinisten stellten sich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riß sich der wollüstige Prinz von Condé aus dem Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Übermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittner Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatze zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Mut, der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen, der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente.[1] Eine seltne Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.[2]

[1] Schiller irrt sich in der Reihenfolge der Brüder. Odet, der Kardinal, war der älteste, dann kam Gaspard und als dritter Franz.

[2] Katholiken wie Protestanten haben damals Coligny und seinen Bruder Andelot für Teilnehmer der im folgenden erzählten Verschwörung von Amboise ge-

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé an der Grenze von Picardie hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser letztern tot oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehn sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sei, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für ratsam hielt, vor jetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegner, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Mut, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Calvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm

halten. Aber wenn Coligny auch davon gewußt haben mag, so läßt sich doch für diese bei seiner protestantischen Gesinnung leicht erklärliche Anklage nicht der geringste Beweis vorbringen. Bei seiner strengen und vornehmen Weise mußte ihm vielmehr eine so kopflose und unklare Verschwörung zuwider sein. Sein ganzes Benehmen in dieser Zeit ist zudem tadellos gewesen. Von der hitzigen, zum Losschlagen geneigten Natur Andelots könnte man eine Teilnahme eher für möglich halten.

foderte, zu seiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossnes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hindernis erhob, konnte sich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verschwörung mitteilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beste getroffen und alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgne Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im J. 1560 seine Edelleute. Ähnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Geusen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister Granvella zu stande zu bringen.[1] In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die übrigen zu einer thätigen Teilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Übel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte sein, durch die Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der Verdientesten und Edelsten, von des Königs Person und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug

[1] Vgl. Bd. VI, S. 371 ff. Doch richtete sich der Geusenbund nicht gegen Granvella, der damals, im Spätherbst 1565, bereits abgegangen war, sondern gegen die Inquisition, die Regentin Margareta von Parma mit ihren Ratgebern und in letzter Linie gegen die spanische Regierung.

ihres Willens zu machen und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft", schloß der Redner mit dem heftigsten Übergang, „so schwöre ich, so beteure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken noch zu reden noch zu thun; aber ich beteure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer[1] verteidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschließungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konföderierten in Brüssel entdecken läßt.[2] Dort wie hier ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu verteidigen scheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicherzustellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois

[1] Die Guisen wurden von ihren Gegnern wegen ihrer lothringischen, also deutschen, Herkunft als Ausländer hingestellt, und ihre Herrschaft erschien dem französischen Stolz, besonders des Adels, als „Fremdherrschaft".

[2] Schiller verwechselt hier offenbar die Vereinigung der Geusen mit dem Bunde Wilhelms von Oranien, Egmonts und Hoornes gegen Granvella. Vgl Bd. VI, S. 323 ff.

zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man auseinander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nötige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimnis des Entwurfes litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nötig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marschieren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkt des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt ihrer Citadelle wegen gegen einen unvermuteten Überfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstreich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verräterei eines Mitverschworenen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimnis bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtraun, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht

der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abfoderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformierten aufs lebhafteste zu verfechten.[1] Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsrats, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformierten mit Ausnahme ihrer Prediger und aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, von der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Notmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschwornen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk sich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von außen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Teilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder tot, versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verräterischerweise mitgeteilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf den Weg nach Amboise begriffen sei, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die

[1] Dieses Auftreten Colignys ist nicht unbedingt sicher bezeugt.

Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu geraten.

Unter diesen nachteiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangnen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift „Haupt der Rebellen" am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebnen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Proceduren gegen jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreich, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurteilung das vorhergegangne Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtsein einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte“, schloß er, „sollte jemand verwegen genug sein, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, daß er lügt.“ — „Und ich“, nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampf zu sekondieren.“ Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendigt, welche die Geschichte kennt, ebenso merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung geteilt; der Privatvorteil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformierten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe und der Gedanke ferne von ihnen gewesen sei, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im

Gegenteil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben sollte, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Teil der Nation anders davon geurteilt und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahingeopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Anteil an dem Komplott laut zu bekennen.[1] Diese ungünstige Stimmung der Gemüter erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sei, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Calvinisten im Königreich auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.[2]

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Beratschlagung anzustellen.[3] Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten.[4] Diese Versamm-

[1] Erst infolge des grausamen Vorgehens und des immer anmaßenderen Auftretens der Guisen ist der gemeinsame Haß gegen sie und die Gemeinschaft des Glaubens unter den Hugenotten allmählich stärker als das Staatsgefühl und die Königstreue geworden.

[2] Gerade das Jahr 1560 hat einen unvergleichlichen Aufschwung des Protestantismus in fast allen Gegenden Frankreichs, besonders im Norden und Süden, gezeitigt. Damals hat man den Protestanten auch — zuerst in Amboise — den Spottnamen Hugenotten gegeben. Man wollte mit diesem aus „Eidgenossen" abgeleiteten Wort den Genfer, also Schweizer Ursprung der französischen Calvinisten bezeichnen

[3] Die eigentliche Seele dieser Milderungspolitik war Katharina von Medici. Die Guisen gingen nur widerwillig darauf ein.

[4] Schon vorher hatte die Regierung ein viel wichtigeres Zugeständnis gemacht, indem sie die Berufung eines Nationalkonzils versprach. Gerade die Aussicht hierauf gab den Protestanten den Mut, immer offener und kühner aufzutreten.

lung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in *einer* Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächstem in der Stadt Orléans eröffnet werden sollte.[1]

Jeder Teil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Verteidigungsstand zu setzen und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen von Condé keine Zeit setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Calvinisten in Bewegung und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen; verschiedne wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, gerieten in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete und auf den Reichstag zu

[1] Wichtige Ergebnisse der Versammlung von Fontainebleau sind doch erstens das nunmehr rückhaltlos offene Auftreten Colignys als Führer der protestantischen Sache, zweitens die Berufung der Ständeversammlung auf den Dezember des Jahres 1559 gewesen.

Orléans willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleich viel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Beratschlagungen blieb es endlich bei dem letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nötig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüter. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Teil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge auf die Versammlung mit, und das Heiligtum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verrats und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüte seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orléans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orléans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg ab-

geschnitten. So erschienen sie am 30. Oktober 1560 zu Orléans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegengesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finstrer Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschende Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war und den Kanzler von Hôpital[1] an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Verteidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie, vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich er-

[1] Michel de l'Hôpital (1504—73) ist einer der berühmtesten Kanzler Frankreichs gewesen. Mit einer Protestantin verheiratet, war er doch aufrichtiger Katholik, verabscheute aber jede Verfolgung und vor allem einen Bürgerkrieg. Darum hat er als rechter Vertreter der Partei der Politiker in religiösen Fragen immer zu milden Maßregeln geraten. Der Staat sollte nach seiner Auffassung neutral zwischen den streitenden Bekenntnissen bleiben. Im übrigen hat er sich große Verdienste auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetzgebung Frankreichs errungen.

niedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräter an einem dünnen Haare über seinem eignen Haupte. In den eignen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche der genommnen Abrede gemäß über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinett des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beisein vollstrecken zu lassen.

Entschlossner gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen ließ. Das Todesurteil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Teile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darniederliegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig und erweckte den Mut seiner Freunde[1]; bald erfuhr der Verurteilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängnis. Mit bewundernswürdigem Gleichmut und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von laurenden, feindselig gesinnten Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. „Kein Vergleich", erwiderte er, „als mit der Degenspitze."[2] Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, daß man Anstand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze

---

[1] Insbesondere bemühte sich der Kanzler Hôpital eifrigst für den Prinzen und hintertrieb die von den Guisen angeordnete Beschleunigung des Prozesses.

[2] Nach anderer Darstellung hat er diese Äußerung bei einer früheren Gelegenheit gethan.

Regierung so stürmisch machten und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königin, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen ließ, und zu viel war es wohl von seinen mittelmäßigen Gaben gefodert, das lügnerische Gewebe zu durchreißen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzig Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmütigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimnis bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich dann gegen mein Volk verbrochen", fragte er seine Oheime voll Erstaunen, „daß es so sehr gegen mich wütet? Ich will seine Beschwerden vernehmen und ihm Recht verschaffen. — Mir deucht", fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint seid. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt." Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Zepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann diese finstre Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüstes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegeneinander im Aufruhr begriffen und ein Teil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner

Zertrümmerung. Verräterei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende, schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei, von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert: beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige, empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in macchiavellischen[1] Künsten aufgesaugt[2], heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen. Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen laurenden Verschwörung, von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze, fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls IX., um über ein Menschenalter lang zu dauren und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erstgebornen und Karls IX. zartes Alter führte die Königin-Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Szenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen,

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 523, Anm. 1.

[2] Ob dies ein Druckfehler statt „aufgesäugt" oder eine falsche Bildung Schillers ist, läßt sich nicht entscheiden, da solche Verwechselung (vgl. hangen und hängen) auch sonst vorkommt.

welche der alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, solange sie des Beistands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpierten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu sein, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei notwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wütende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegenzusetzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig, nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüt beherrschte, der reformierten Partei hingegeben, errötete sie morgen nicht, wenn ihr Vorteil es heischte, sich eben diesen[1] Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen bös und gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demut und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andre Leidenschaft, und

[1] „Diesen“ steht im Original, doch gibt „diese“ wohl einen besseren Sinn.

selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es foderte, mußte schweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel ins Ungeheure malt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel; alles, was sich ihr nahte, von der Anmut ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr, jedes andre Verdienst als um die gute Sache Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu wer-

den. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina während der Minderjährigkeit ihres Sohnes zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Mut sehr darnieder. Die Stände waren in Orléans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwei mächtige Parteien gegeneinander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen, keine königliche Gewalt war da, um dazwischenzutreten und ihren Ehrgeiz zu beschränken, und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nur das Werk ihrer beiderseitiger Übereinstimmung werden. Der König war noch nicht tot, als sich Katharina von beiden Teilen heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Teil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollstrecken zu lassen und mit diesem einzigen Streiche das Bourbonische Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Teilen fiel es ein, die Ansprüche der Königin auf die Regentschaft anzufechten. Das nachteilige Verhältnis, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte

Katharinens schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Ratschläge des Kanzlers von Hôpital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andre herzugeben und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Condé der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen ohne jemands Widerspruch und selbst ohne Zuthun der in Orléans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonen das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängnis, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutnant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemütern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte

treten, ihre Aussöhnung verbürgen und die Privatzwecke beider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orléans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König", sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und her wandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire", redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen ließ. „Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin, und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er insofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin-Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orléans, in keiner andern Absicht zusammenberufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Beratschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehns erschien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphieren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Notwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, sobald sie jene durch die bourbonische Faktion unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht be-

ruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichtümern aus und foderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Foderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs aufs beste zu nutze gemacht hatte und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand.[1] Religionseifer war die einzige Schwäche und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten.[2] Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Calvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Calvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Den-

---

[1] Die Herzogin von Valentinois war die Schwiegermutter des Herzogs von Aumale, und dieser war ein naher Verwandter der Guisen.

[2] Doch kam auch seine monarchische Treue in Frage. Die kühne Sprache der Stände in Blois hatte seine Furcht vor umstürzlerischen Gedanken erregt, und seinem Königtum wollte er als strenger Absolutist unbedingt treu bleiben.

kungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständnis mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eignen Besitzungen nicht zu behaupten wußte[1], hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehn, die es erschütterten und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisierte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vorteile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht teilgenommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zu stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Notfall mit einer Armee unterstützen sollte.[2] So erhub sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Teil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervorzubringen Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüter wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war,

---

[1] Schiller meint die Niederlande, die sich von ihm losgerissen haben.

[2] Sie traten allerdings in Verbindung mit Philipp und erhielten von ihm unbestimmte Zusagen von Hilfe, aber dabei ist es damals im wesentlichen geblieben.

was die Katholiken des Königreichs an die Guisen und die Reformierten an die Bourbons fesselte. Die Überlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformierten Teil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt wie in mehrern Provinzen waren schon Vorläufer desselben. Katharina that alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu stande zu bringen, welches die Reformierten zwar von der Furcht befreite, ihre Überzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdestoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformierte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde diese Komödie im Beisein des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns", sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orléans eigentlich zugegangen ist!" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Anteil daran reinigte und alle Schuld auf den verstorbnen König wälzte. „Wer es auch sei, der mir diese Beschimpfung zufügte", antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch", erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht."

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Kolloquium zu Poissy zu stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orléans ohne Wirkung gewesen und auf den Mai dieses Jahres 1561 ausgesetzt worden war.[1] Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwei Dritteile ihrer Güter zu verlieren.[2]

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte ebenso vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Konzilium gefodert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542 nach Trient zusammenberufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im J. 1552 auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie dem allgemeinen Wunsch gemäß zu erneuern, bis endlich das Übermaß des Elendes, welches die fortdaurenden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunötigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben,

[1] Doch trat er erst im August 1561 zusammen.

[2] Adel und dritter Stand hatten sich hier zu der Forderung zusammengethan, der Staat solle die Güter der Geistlichkeit, die auf 120 Millionen Livres geschätzt wurden, einziehen, um seine Schulden zu bezahlen.

durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüter einander näher zu bringen und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Luthertum und dem Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich schreibt man es zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Kolloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte.[1] Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen.[2] Fünf Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Espensa[3] durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza[4], Prediger aus Genf, ein ebenso feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

[1] Der Kardinal haßte den französischen Calvinismus nicht zum wenigsten wegen seiner demokratischen und radikalen Tendenz, während ihm die mehr aristokratischen Reformideen Luthers minder zuwider waren.

[2] Das Gespräch wurde am 9. September 1561 durch eine zu Toleranz und Versöhnung mahnende Ansprache des Kanzlers L'Hôpital eröffnet.

[3] Charles d'Espence (1511—71) war ein scharfsinniger französischer Theolog, der es bis zur Stellung des Rektors der Pariser Universität gebracht und dem Kardinal von Lothringen in wichtigen Angelegenheiten erfolgreich gedient hat. Er hat eine Reihe von sehr gelehrten Schriften hinterlassen.

[4] Theodor Beza, eigentlich de Bèze (1519—1605), aus altem burgundischen Adel, ist Humanist, Dichter, vor allem aber, nächst seinem Lehrer Calvin, dem er in der Leitung der Genfer Kirche folgte, der glänzendste Vertreter des französischen Protestantismus gewesen. An allen bedeutenden kirchlichen Fragen seiner Zeit hat er durch Wort und Schrift teilgenommen und dabei überall die strengen Grundsätze Calvins vertreten. Von seinen zahlreichen Schriften ist „Die Geschichte der Reformation in Frankreich von 1521—63" die bedeutendste und noch heute wertvoll.

Aufgefodert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhub sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehobnen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntnis folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war.[1] Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire! Das ist der wahre Glaube! Das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber ratsamer gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen und die Artikel vom Abendmahl besonders in Bewegung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformierten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene

[1] Schiller vergißt die politischen Punkte beider Reden. Beza trug zwar die religiöse Lehre Calvins mit schroffer Festigkeit vor, erklärte aber zugleich seinen Abscheu vor Aufruhr und seine Achtung für die bürgerliche Autorität. Demgegenüber äußerte der Kardinal von Lothringen, der Gehorsam der Unterthanen gegen ihren König hinge aufs engste mit dem Festhalten an der alten Lehre zusammen.

beiden Kirchen dadurch miteinander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Überzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefechte, wobei man sich mehr der Schlingen und Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ sie ebenso unentschieden, und jeder Teil erklärte sich, als man auseinanderging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Kolloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland[1], und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen und der reformierten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unsteten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war.[2] Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn[3] erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogner Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Teil dieses Königreichs entrissen[4], und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gutzumachen, fuhr

[1] Schiller denkt wohl an das Gespräch Luthers und Zwinglis in Marburg vom Jahre 1529, das sich gleichfalls hauptsächlich um die Abendmahlslehre drehte.
[2] Dieser Entwurf ist im Kopfe Granvellas entsprungen.
[3] Spanien und Frankreich.
[4] Das war durch Ferdinand von Aragonien im Jahre 1512 geschehen.

fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegenzusetzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Großmut seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht und hoffte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigentums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmut seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sei. Sklave seiner eigennützigen, furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich mit seinem Blute selbst den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen desfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwitweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen danach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer

Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vorteile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüt des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformierten Partei nicht der zweite zu sein, überließ er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformierte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht ebenso bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andre, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wann nur der Eifer nicht verglimmte und der Parteigeist dadurch in der Übung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformierten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden dieses Edikts ungeachtet öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler von Hôpital, ihrem vornehmsten Ratgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen,

welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Teilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher beratschlagen sollte, was in Absicht der Reformierten und ihrer Versammlungen (den innern Wert oder Unwert ihrer Religion durchaus beiseite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sei. Die Antwort war in der Frage schon enthalten und ein den Reformierten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Beratschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten sein, den Katholischen alle denselben entzogene Kirchen und Kirchengeräte zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heiraten nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlements wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registriert und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit ebensoviel Unwillen als von den Reformierten mit triumphierender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformierten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten erteilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise untereinander und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Teil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformierte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, geriet mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet.[1] Der Anblick seiner

[1] Der Vorgang geschah am 1. März 1562. Franz von Guise ritt mit seinem Gefolge auf die Scheune, in der der Gottesdienst stattfand, los, angeblich um

blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wut, die jetzt gleich rasenden Tieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Gerätschaften, die sie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich geriet über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu sein und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphierenden Einzug hielt. Umsonst suchte Condé, der sich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf seine Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmütigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehn und den Schauplatz dem Überwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Teilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indes der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung von des jungen Königs Person ihre Gegner in die Notwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

---

mit den Leuten Joinvilles, die darin waren, zu sprechen. Als aber die Versammelten vor seiner bewaffneten und von Haß erfüllten Schar das Thor schließen wollten, kam es zu einem Zusammenstoß, der mit dem blutigen Hinwürgen der wehrlosen Gemeinde endigte. „Mag der Herzog es gewollt haben oder nicht, sein war die That", und ihn mußten die Folgen treffen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformierte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu geraten, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu verteidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau, welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung gibt, sich gegen die Reformierten alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wütenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es,

der diese Heldenthat vollführte.[1] Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen und der große Augenblick verloren sei. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Mut nicht nieder. „Da wir einmal so weit sind", sagte er zu dem Admiral Coligny, „so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter." Er flog mit seinen Truppen nach Orléans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen von Andelot, der hier mit großem Nachteil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln und seiner Familie sowie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteihasses ausgegossen war und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé foderte in den seinigen alle redlich denkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in seinem Staatsrat erklären, daß er frei sei, so wie auch seine Mutter, und das Edikt des Jänners bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, daß die Religion nicht im Spiele sei und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen von Condé

[1] Man schalt ihn seitdem „Capitaine Brûle-Bancs".

angewendet, um die auswärtigen katholischen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreit des Betruges verleugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und, von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie leugnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen von Condé erteilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während daß sie im stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert sei, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Condé nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformierten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nötigen Kosten herzuschießen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigste betrieben, ein tapfrer, getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne, ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in eins zu verbinden und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches ebensoviel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von

jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformierte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegeneinander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Überfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu gunsten der Reformierten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mördrische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft[1] sich schrecklich wiederzufinden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orléans, eine andre in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guisen zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Teilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch

[1] Muß natürlich Bürgerschlacht heißen.

nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy, zwischen Chateaudun und Orléans, eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, daß sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Teils zu entledigen, den Prinzen von Condé durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphieren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertötung alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältnis zwischen dem Souverän und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Äußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständig-

keit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Teil in dem andern einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt und nur der Wille des Souveräns seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmütige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidiger*, weil jeder einzelne aus *freier Wahl* die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidigter*, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Not dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wut den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigentum verließ, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Los, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihaß gattet und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieses Kriegs, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schoße der reformierten Religion ging der finstre, grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Rich-

tung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstre Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüter nicht zur Menschlichkeit einladen, der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papsttums setzte den Schwärmergeist des Calvinisten in Wut, Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Not. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräte, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zieraten einschmelzen. Der Reichtum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweihung der Heiligtümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligtümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Mutwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Toten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der

ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Übereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde tierische Wut; Treu' und Glaube war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariser Parlements, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurteil sprach und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein andrer, nachdrücklicherer Urteilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüter zu besänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Mut der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Bürgerkriege in Frankreich vom Jahr 1562—1569.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wut der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluß des Conseil alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräter erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Calvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der letztern zu ihren Kräften

war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformierte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrat verzehrt, und, außer stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heim rief, seinen eigenen Herd zu verteidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so große Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Überrest seiner Truppen in der Stadt Orléans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorratskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miettruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vorteil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betrachtung gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein sehr wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker Philipp von Spanien aufzuwerfen und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen, noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigne Besitzungen zu erweitern. Der

Verlust von Calais[1] war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren.[2] Diesen Schaden zu ersetzen und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre de Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten besetzt halten sollte.[3] So löschte ein wütender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Verteidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen und die Halsstarrigkeit ihrer Verteidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu

---

[1] Franz von Guise hatte die Stadt 1558 zurückerobert, nachdem sie sich über zwei Jahrhunderte in englischen Händen befunden hatte. Vgl. S. 299, Anm. 2.

[2] Übrigens hatte Elisabeth damals noch Hoffnung, diesen wichtigen Platz wiederzugewinnen. Im Frieden von Cateau-Cambresis (1559) wurde ihr die Rückgabe von Calais für den Fall zugesichert, daß sie bis zum Jahre 1567 keinerlei Feindseligkeiten gegen Frankreich ausübe. Freilich konnte sich der französische König durch Bezahlung einer großen Summe von dieser lästigen Friedensklausel loskaufen.

[3] Außerdem konnte der englische Kommandant laut dem Bündnisvertrage (Hamptoncourt, 20. September) die Zahl der Franzosen in Havre nach Belieben beschränken, und Elisabeth brauchte den Platz erst nach der Rückgabe von Calais wieder auszuliefern.

Orléans auf protestantischer Seite nicht lang' unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig, denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.[1]

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hülfstruppen, mit denen sich sein Obrister Andelot nach überstandnen unsäglichen Schwierigkeiten glücklich vereinigt hatte, aufs neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten,[2] fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert oder wenigstens ein vorteilhafter Friede von den Protestanten errungen worden.[3] Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln und durch Vorspiegelung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Edikt des Jänners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souveränen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünschte Frist, ihre

---

[1] Für seinen Charakter ist es bezeichnend, daß er die letzten Tröstungen der Kirche sowohl von einem katholischen wie protestantischen Geistlichen entgegengenommen hat.

[2] 6000 Mann Kavallerie, 8000 Mann Infanterie.

[3] Das ist doch sehr zweifelhaft, da Condé das Unternehmen von vornherein ohne die nötige Energie ins Werk gesetzt hatte. Er war nur zu glücklich, als ihm Katharina Friedensvorschläge machte. Er hoffte sich auf diese Weise besser für die Belagerung vorbereiten zu können.

Maßregeln zu ergreifen.[1] Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konföderierten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauren von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt und zu einem entscheidenden Treffen genötigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefodert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt versprützt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wütenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben[2] schreckliche Stunden fochten beide Teile mit gleich kühnem Mute, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den letztern blieb noch der Marschall von Saint André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so mußte ihr nun-

[1] Übrigens fand doch am 28. November ein ziemlich bedeutendes und für die Protestanten siegreiches Scharmützel unter den Mauern von Paris statt. Bei tüchtiger Ausnutzung dieses Vorteils hätte Condé Meister der Vorstadt St. Victor werden können.

[2] Nach anderer Darstellung fünf.

mehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt, ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Überlegenheit zu bedienen und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anriet, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des letztern zu entgegengesetzten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg und rückte vor die Stadt Orléans, um durch Überwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Mut derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in kurzem wieder unter seinen Fahnen versammelt und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orléans zu ängstigen, um durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Vor=

beern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Méré, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln[1] und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die Calvinische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Teilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch sich auch die Anmaßungen dieses Fürsten erstiegen, so war er doch gewiß auch der Mann für seine Plane; wieviel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständnis seiner Feinde, der Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man diese zwei erbitterten Gegner, so viele Jahre lang geschäftig, sich zu vertilgen, durch so viele erlittnen Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zusammen speisen und nach der Sitte jener Zeit in demselbigen Bette schlafen.[2]

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partei und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin-Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt,

[1] Daß sie vergiftet gewesen seien, ist nur eine Vermutung. Guise starb sechs Tage nach der That.

[2] Die Sitte der Zeit kam dabei weniger in Frage als die Not, die sie zwang, in einem ärmlichen Bauernhause mit einem Bund Stroh als gemeinsamer Lagerstatt vorlieb zu nehmen. Doch war der Edelmut Guises darum nicht minder rühmlich.

vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worin das Edikt des Jänners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformierten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten[1], zugestanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vorteile schienen, welche der Vergleich von Amboise den Reformierten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Übereilung von seiten des Prinzen und von seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von Saint André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwürig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orléans, mit so vielem Blute erworben und verteidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutschen nach Hause gehn. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurückerhalten.

Die Auswechselung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Überreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung

[1] Und ferner auch in je einer vom König bezeichneten Stadt jedes Bezirks.

zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wiederauflebenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte.[1] Nicht so bald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten und die traurigen Szenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. Montmorencys herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, teilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reklamierten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrages ihnen zugestand; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Netze der Königin umstrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicherweise ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andre erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.[2]

---

[1] Elisabeth konnte sich nicht allzu sehr über die Wortbrüchigkeit der Protestanten beschweren, da sie ihnen nur spärliche Hilfe geleistet hatte, die in keinem Verhältnis zu ihren eigenen Forderungen stand. — übrigens kam der Friede mit England erst im April 1664 in Troyes zu stande. Darin verlor Elisabeth ihre letzten Ansprüche auf Calais.

[2] Man hat Condé damals nicht nur Lauheit gegenüber der protestantischen Sache, sondern geradezu Fahnenflucht vorgeworfen, weil er in der That zu der katholischen Partei in freundlichere Beziehungen trat, als man von ihm erwarten durfte. Aber dies Betragen des Prinzen erklärt sich doch nicht nur aus seinem

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wut des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Anteils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verleumdung widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüts, die sich über ihn hinwegschwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Witwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pochte, hatte schon den furchtbaren Vorsatz der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinens geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach

leichtsinnigen Lebenswandel, sondern aus seinem aufrichtigen Wunsche, einen neuen Bürgerkrieg zu verhüten.

Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Notwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Witwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewürkte.[1]

Aber unter dem Schleier dieser erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wütendern Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe den Reformierten bewilligte Vorteil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligtums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden, fluchwürdigen Religionspartei diese Vorrechte gleich einem gestohlnen Gut wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicherweise die Gegenpartei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Foderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältnis, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor kurzem“, erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüter konnte ein Friede

[1] Nicht minder eifrig und jedenfalls aus edleren Beweggründen ist damals Condé für die Ehre und Unschuld Colignys eingetreten. Ranke urteilt: Coligny hat die That Poltrots weder befördert noch gehemmt. Er ließ dem Verhängnis, wie er es verstand, seinen Lauf.

nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Calvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nötige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sei, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte[1], gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generalissimus kommandierte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Notwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Überfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vorteil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigne Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie mit Übergehung der Calvinisten lauter katholische Befehlshaber setzte.[2] Diese Kriegsmacht blieb, solange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verräterische Anschlag wurde noch

[1] Vgl. Bd. VI, S. 499.

[2] Colignys Bruder D'Andelot erhielt allerdings dem Namen nach den Oberbefehl über diese Armee, hat ihr Kommando aber thatsächlich einem Katholiken überlassen müssen.

zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell sein. Man hielt Rat bei Coligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein, aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher; immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachligte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfodernde Mut, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris und glaubte dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staates Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vor-

zügliches Absehen gerichtet. Glücklicherweise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrat der Wut des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formieren. So mutig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtenteils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichtsdestoweniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigentums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen und durch diesen Zuwachs das Übergewicht zu erlangen. So kam es am 10. November des Jahrs 1567 zu dem Treffen bei Saint Denis, in welchem die Calvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: „Laßt es gut sein, Herr Pater, es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben!"

Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1568 und 1569.

Die Calvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bei Saint Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Notwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahrszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen, beschwerdenvollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sei als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber", fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermute ich", erwiderte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlich erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs schimpflichste von ihnen verlassen zu werden und alle auf diesen Sukkurs gegründete Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine

Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Offizieren sein Unvermögen, die Foderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Not des Generals und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sei, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmut übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wieviel Ursache auch die Reformierten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweitenmal ihres Vorteils und ließen unter fruchtlosen Negociationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute

Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nötigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem unreifen Frieden.[1] Der König versprach eine allgemeine Amnestie und bestätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformierten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fodern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja sie drohten, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Teil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt und den Überrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Mut, je mehr sie sich von dem Zentrum des Reiches entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wut aufs neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformierten zerstreuten sich nach abgeschlossnem Frieden, jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurteilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht alle zugleich zu Grund richten konnte. Um aber alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur[2] sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

---

[1] Es ist der Friede von Lonjumeau, der den zweiten Religionskrieg beendete. Übrigens wurde er am 27. März 1568 abgeschlossen.

[2] Jean Le Laboureur (1623—75) war ein außerordentlich fruchtbarer französischer Historiker. Für Schillers Aufsatz kommt vermutlich seine Ausgabe

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Ratschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformierten, so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen erteilte, atmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Anteil an der Regierung entfernt und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektierer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden

---

der „Mémoires de Michel de Castelnau, seigneur de Mauvissière" (Paris 1659, 2 Bde., Fol.) in Betracht; dieselben enthalten die französische Geschichte der Jahre 1559—70 in anerkannt zuverlässiger Darstellung und sind von Le Laboureur mit wertvollen Schriftstücken und Erläuterungen bereichert worden. Le Laboureur soll auch die beiden letzten Bände der Memoiren Sullys im Jahre 1662 herausgegeben haben.

anzugreifen und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sei. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Auffoderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fing und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande, der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Calvinisten ließen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholischen bloß ihre Federn entgegenzusetzen. Vor allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ozean sehr gelegen, eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute[1] und, beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte verteidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu sein und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Condé selbst seine Zuflucht in Rochelles Mauern suchen. Katharina, um denselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, foderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs äußerste bringen wollte, bestand auf der

[1] Karl IX. wie Heinrich II. hatten die städtischen Freiheiten von La Rochelle einzuschränken versucht, aber gerade dadurch dem Protestantismus einen verstärkten Anhang in der Stadt verschafft.

Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitz des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. Condé entwischte durch die offen gelassenen Päße glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie und erreichte Rochelle am 18. Sept. 1568. Auch die verwitwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montluc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen und die Deutschen aufs eilfertigste zurückzuberufen. Beide Teile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit größerer Wut gegen die Reformierten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vorteile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformierte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen, aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Scharen gegen den Mittelpunkt zusammenströmen.

Mit der Menge der erlittnen und erwiesenen Kränkungen ist die Wut der Streiter gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüter unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vorteil über den Feind erlangte; noch Stand noch Alter wird geschont und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstre Grausamkeit dieser rohen Scharen ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wut nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefäße, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wut schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre tierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf seine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das seltsamste ausstaffiert waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen, rohen Haufens noch heftiger entflammten und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwidert,

und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel! Sein Urteil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die protestantische unter Condé und Coligny auf und stießen bei Loudun so nahe aneinander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüber stehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sahe sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandierten unter ihm, und ein tapfrer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten in England sowohl als in Deutschland geschäftig, seine dortigen Bundsgenossen zu bewaffnen und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so daß er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu

öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März dieses Jahrs ohnweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachteiligen Umständen zum Treffen nötigte. Abgeschnitten von dem Überrest seiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstands ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmütigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeitlang, auf der Erde knieend, das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tötet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guise war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von Saint André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei Saint Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Los in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guise sank wie sein Vater unter dem Dolch der Verräterei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei, bald aber zeigte sich's, daß die katholische zu früh triumphiert hatte. Condé hatte seiner Partei große Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Mut der Partei zu beleben und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines

Führers, der nur seinesgleichen war, und schwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüter ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks[1], den wir jetzt zum erstenmal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich IV., der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Béarn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegesthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papsttum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Held und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches jahrhundertelang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keine Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im einundzwanzigsten Grade statthatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrich IV. Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloßstellte. Philipp II., König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm und durch denselben ein entscheidendes Übergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt,

[1] D. h. des vorliegenden Aufsatzes über die Bürgerkriege Frankreichs und der durch ihn eingeleiteten Memoiren Sullys.

die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlin Elisabeth, gewarnt und der Anschlag noch in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben und weihte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmütige Johanna mit dem sechszehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war[1], zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat sie vor die Truppen und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: „Die gute Sache", hub sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmütige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge

[1] Er war vielmehr ein Jahr älter, da er am 29. Dezember 1552, jener am 14 Dezember 1553 geboren war. Diese Szene fand übrigens in Tonnay-Charente statt.

Béarner[1], mein Sohn. Ich biete ihn euch an, zum Fürsten. Hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich beide. Möchten sie ihrer Ahnherrn wert sein durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren und begeistern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde!" rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns allen zu thun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1569 bis 1572.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer und hatte die Armee der Reformierten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, ein Nachfolger im Kommando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren

[1] D. h. Prinz von Béarn.

hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bei so geringen Hülfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Weg zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vorteile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Not und die Pflicht der Selbstverteidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe verteidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen und den Reformierten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seeküste vor einem Angriffe sicherzustellen, rückte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großes Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge von Guise und von Mayenne, würdige Söhne des verstorbenen Franz von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis aufs äußerste zu verteidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzung nichts ausrichten.

Trotz der Überschwemmungen, die die Außenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Öls,

das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vorteil erkaufen oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Mut zu erschöpfen sei. Ein reicher Vorrat von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte in der Stadt anzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwürigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegenteil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformierten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Teil der deutschen Kriegsvölker dahin und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln, aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nötigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treusten Teilnehmer seiner Unternehmungen und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt[1] erfuhr er, daß das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurteil gesprochen und einen Preis von funfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urteils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch

[1] Doch erst nach der im folgenden erzählten Schlacht bei Moncontour vom 3. Oktober.

durch Übersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich, selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigner Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verräterei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Überlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das letztere unmöglich war, so mußte er ihnen notgedrungen in dem erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraschte ihn (am 3. Oktober des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der größte Teil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach Saint Jean d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Überrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere[1] konnte er kaum sechstausend Mann wieder

[1] Er hatte nur 12,600 Mann, seine Gegner 24,000.

sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wut des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die letztern unversöhnlich.

Die Mutlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Teil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an allem, nur nicht an Heldenmut fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um ebendiese Zeit von den Königlichen überfallen und mit allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der einzige von allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformierten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein hugenottischer Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Béarn glücklich gefochten und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständnis unter den Katholiken selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein

Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß andre in diesem Krieg sich Lorbeern sammelten und andre den Kommandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und der ihn zunächst umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte sich mit Verdruß, daß er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin-Mutter für den Herzog von Anjou und das Lob dieses begünstigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so stellte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechte Maßregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall von Tavannes, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rat war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Teil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genötigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Kommando nieder und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen bourbonischen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerstand, den Saint Jean d'Angely

leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten de Piles verteidigt; und als endlich die höchste Not sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vorteil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neugeworbenen Völkern und mit dem siegreichen Heer des Montgommery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Teil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutierung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der bourbonischen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzuges teilten und frühzeitige Proben des Heldenmuts ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten und dem Admiral den Zehenten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Frühjahr des 1570sten Jahrs gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittne Mißhandlungen und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der

Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogtum Burgund unter dem Marschall von Cossé, dreizehntausend Mann stark, entgegenstellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegeneren Feind verschiedene Vorteile davontrugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleanois und Isle de France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zuges ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenngleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schar, die nichts mehr zu verlieren hatte und bereit war, ihr Leben um einen teuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hülfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vorteil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sektierer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen, so machte doch die überhandnehmende Not jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.[1]

Den Reformierten wurde von seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Teile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt sein sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen,

[1] Friede von St. Germain, mit dem der dritte Bürgerkrieg schloß.

diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab und, weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständnis seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformierten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt sein mußten, daß sie die eben erhaltenen Vorteile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, desto notwendiger war es, sich in diesem Verhältnis der Macht zu erhalten und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentieren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müssen, daß es ein vergebliches Unternehmen sei, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vorteil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr teilweise schlug, ihrem Leben selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verlust schien bloß ihren Mut anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze

Armee. „Wenn der Admiral heute sterben sollte“, erklärten die Abgeordneten des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, „so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, daß sein einziger Name euch mehr Ansehen gibt als eure ganze Armee, doppelt genommen.“ — So lange die Sache der Reformierten in solchen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Überzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlementsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefodert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzet, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Mensch-

lichkeit ab und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeiten hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sei. Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschaffte. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der andre desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht alles thun konnte; der Streich mußte schlechterdings tödlich, allgemein und entscheidend sein oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen und das verlorene Vertrauen der Reformierten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System.[1] Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten,

[1] Von einem derart lange vorher entworfenen Plan der Bartholomäusnacht kann thatsächlich nicht die Rede sein. Die hier von Schiller geteilte Ansicht, Katharina und Herzog Alba hätten schon bei ihrer Zusammenkunft in Bayonne (Juni 1565) die gemeinsame Ausrottung der Ketzerei in Spanien und Frankreich verabredet, muß heute als falsch gelten. Nur die Aufhebung des reformierten Kultus und der Edikte sowie die Ausweisung der Prediger wurden vereinbart. Freilich war die Ausführung dieses Entwurfes mit der Entzündung des Glaubenskriegs gleichbedeutend. Alba hätte gern mehr erreicht, scheiterte aber am Widerstand Katharinas und Karls IX. Auch in den folgenden Jahren kann von

über welche die Reformierten auch mitten im Frieden so viele Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das strengste geahndet, alle billigen Foderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämtliche Glieder Karl IX. als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margareta von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs II., war noch unverheuratet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses", erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastians, „hat die ältere Schwester davongetragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl IX., dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heurat mit der Prinzessin

einer heuchlerischen Politik Karls IX. nicht gesprochen werden. Dieser König war Coligny wirklich aufrichtig ergeben und folgte seinen Ratschlägen unbedingt. Durch eben diese Gunst aber zog sich der Admiral immer mehr den Haß Katharinas zu, die ihre Macht durch die seinige schwinden fühlte. Von ihr ging der eigentliche Mordplan gegen Coligny persönlich aus. Doch vgl. S. 389, Anmerkung 1.

von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Béarn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel, sei es, daß letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heurat eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte diese Heurat schon bei den Friedenstraktaten, und so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra sein mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lang', ihn zu erneuern und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Held, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmut verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen

Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektiert, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittne Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Szenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwohnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen sein, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Übeln zuvorzukommen, die ein mißverstandener Religionseifer und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen und einen Mut, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Anteil an demselben notwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intriguen bereits auf das empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte

angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachteilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? Denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährliche Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu beratschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn andre seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weiseren Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Unthaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Colignys Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von seiten des Hofes foderten überdies auch von dem protestantischen Teil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres

Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte!

Der Admiral beschloß demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie", rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde", setzte er mit triumphierendem Blick hinzu, „das ist der glücklichste Tag in meinem Leben." Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Béarn mit Margareten von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem letzten und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen; und als sich der Admiral auf den ersten Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise noch in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen als

Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß er für seine Person es damals aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformierten und Katholischen in jedem Fall gleich bedenklich, weil er, um das Geheimnis zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimnis wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurteilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Ratschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Ärgernis nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina unruhig wurde und die Guisen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engers Bündnis zwischen diesen letztern und der Königin war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloß, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber und das Geheimnisvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Komplotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi, einem römischen Skribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht[1], Glauben zustellen, so würde Karln IX. durch den schwärzesten Ver-

[1] Der italienische Schriftsteller Camillo Capi-Lupi (gest. gegen 1600) veröffentlichte auf Befehl des Kardinals von Lothringen schon 1572 in Rom das von Schiller in der französischen Übersetzung citierte Werk über die Bartholomäusnacht. Seine Darstellung ist absichtlich so gehässig und wahrheitswidrig gehalten: der Kardinal hoffte der französischen Krone die Rückkehr zu einer versöhnlichen Politik gegen die Hugenotten abzuschneiden, wenn die Bartholomäusnacht als das Ziel einer auf den Untergang des Protestantismus systematisch berechneten Politik erschien. Das von ihm inspirierte Buch hat denn auch am meisten zu diesem Irrtum und zu seiner unheilvollen Wirkung beigetragen.

dacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall sein, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet. „Ein päpstlicher Legat", berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk*, „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sektierern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan und ihn aufs äußerste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: ‚Daß ich doch Eurer Eminenz alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, daß diese Verheuratung meiner Tochter[1] das ausgesuchteste Mittel sei, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen.' Der Kardinal verschmähte den Demant und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge." — Aber gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermutung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem König wenigstens zu teilen.**

Das wirkliche Betragen Karls IX. bei dem Ausbruch des

---

* Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX, roi de France, contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

** Esprit de la Ligue. Tom. II, p. 13.

---

[1] Irrtümlich für Schwester.

Blutbades selbst zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperamentes hinreißen ließ, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Verteidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfodern, der durch eine lange Übung verhärtet und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl IX. war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte, und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle und ein so hoher Grad der Verderbnis mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint sein mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl IX. ließ sie unbekümmert ziehen. Die letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Béarn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calvinisten erwachte aufs neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermutungen, daß sie vergiftet worden sei. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß zu Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Kriegs beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Überzeugungen wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt sein sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rat vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sei als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannahe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem König getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorstellungen des Admirals nachgegeben und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit allen solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margareten von Valois unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calvinisten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny und ohne alle Ahndung der naheschwebenden Gefahr. Wenige nur errieten den kommenden Sturm und suchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum

denn aber jetzt?" fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu schön thut", versetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren als mit den Verständigen umkommen."[1]

Wenngleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, inwieweit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guisen und für die Königin als für die Reformierten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen seine Mutter einzuflößen und ihn ihrer noch immer fortdaurenden Vormundschaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen und selbst die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzu gern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eifersüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieser Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte sich bald, daß ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

---

[1] Dieses Zusammenströmen so vieler Protestantenführer in Paris und ihr keckes Auftreten erregte unter der Bevölkerung der stets eifrig katholischen Stadt allmählich solchen Haß, daß sie schließlich zu jeder Unthat gegen jene bereit war und Drohungen in diesem Sinne fallen ließ. Diese Stimmung des Volkes und vor allem auch der katholischen Hofpartei wollte Katharina benutzen, um sich durch Ermordung Colignys mit einem Schlage von ihrem Nebenbuhler zu befreien. So entstand der in erster Linie von ihr entworfene Mordanschlag auf Coligny. Karl IX. hatte nichts davon gewußt und beklagte deshalb die Verwundung Colignys mit aufrichtigem Schmerze. Jetzt aber nach dem Mißlingen des Anschlages war zu fürchten, daß die Protestanten zur Rache für das Attentat zu den Waffen greifen würden, und dem beschloß die katholische Partei unter Führung der Guisen durch einen Gewaltstreich vorzubeugen. Katharina, der nur an der Beseitigung Colignys lag, nicht aber an einer allgemeinen Metzelei, da diese ja den Guisen wieder das übergewicht verschaffen mußte, ließ sich wohl nur unter dem Druck Spaniens und der Guisen für den Anschlag gewinnen. Man drang alsdann, besonders durch Vorspiegelung aller möglichen Gefahren und durch den Vorwurf der Feigheit, so lange in den König, bis er sich nicht anders retten konnte als durch die verzweifelte Äußerung: „So morde man denn alle Hugenotten, damit keiner übrig bleibe, der mir das Blutbad vorwerfe." Soviel steht heute über den Ursprung der Pariser Bluthochzeit fest. Sie entsprang einem unmittelbar vorher entworfenen Plane, keiner Vorbereitung von langer Hand. Wäre Coligny bei dem ersten Attentate getötet worden, so hätte sich Katharina vermutlich mit diesem Opfer zufrieden gegeben.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Notfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo sie sich in ein Kabinett mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständnis seiner Übereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreun. Er kannte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht malte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich sein mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Ratgebern verlassen und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformierten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sei, dessen man die Hugenotten beschuldige, er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sei. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt

ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte ebenso schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, daß sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Haus zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andre verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.[1]

[1] Es war ein Florentiner Namens Tosinghi, eine Kreatur Katharinens und ein intimer Günstling des Herzogs von Anjou. Er ist zu dem Morde von Katharina und der rachsüchtigen Witwe des Herzogs Franz von Guise gedungen worden. Der Herzog von Anjou und der jüngere Herzog von Guise waren ins Geheimnis gezogen. — Zu der von Paulus gelieferten Fortsetzung dieses Aufsatzes vergleiche die Einleitung.

Die Sendung Moses.[1]

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohnten Erde beherrschen,

[1] Schilers Aufsatz über die Sendung des Moses hat heute nur noch litterarischen Wert. Zur allgemeinen Berichtigung seiner geschichtlich völlig unhaltbaren Auffassung stellen wir gleich hier die wichtigsten Ergebnisse der neueren Forschungen über Moses und die Anfänge des israelitischen Staates zusammen. Es ist eine Sage, daß die „Söhne Israels“ oder die Hebräer in Ägypten im Lande Gosen ansässig gewesen, dann infolge harter Frondienste, die sie den Königen leisten mußten, unter der Führung von Moses ausgewandert, nur durch ein Wunder dem sie verfolgenden Pharao entgangen seien und am Sinai ihre Gesetzgebung erhalten hätten. Allerdings haben semitische Stämme in Ostägypten nomadisiert, und die in den syrischen Kriegen der Ägypter gefangenen Semiten wurden zu Frondiensten verwendet, aber der Name der Hebräer läßt sich nirgends in ägyptischen Denkmälern nachweisen. Der Versuch, die Geburt Moses' unter Ramses II. aus der 18. Dynastie anzusetzen, ist verfehlt, immerhin ist ein ägyptischer Aufenthalt wenigstens eines Teiles der Israeliten an sich nicht unmöglich. Die etwa sonst noch vorhandenen historischen Elemente der Sage lassen sich nicht näher bestimmen. Jedenfalls sind die Hebräer in keiner Weise stärker als die übrigen Stämme Syriens, zu denen sie gehören, von den Ägyptern beeinflußt worden. Vielleicht haben sie längere Zeit auf der Sinaihalbinsel gewohnt und diese deshalb wohl als Wohnsitz ihres Stammgottes Jahwe betrachtet. Ihre letzte Heimat vor der Besitznahme des Westjordanlandes ist das Hochland Gilead östlich vom Jordan gewesen. Die Einwanderung von da setzt man um etwa 1150 v. Chr. an, doch ist sie ganz allmählich nach einzelnen Stämmen erfolgt. Erst später, in den neuen Wohnsitzen, verschmolzen diese einzelnen Stämme zu einem einheitlichen Volk, nicht ohne allerhand fremde Stämme in sich aufzunehmen und eigene zu verlieren. An ihren größten und mächtigsten Stamm Joseph knüpft die Bildung der hebräischen Nation an; in seinem Wohnsitz, dem Gebirge Ephraim, wird auch der Name Israel entstanden sein. Von den unterworfenen älteren Bewohnern des Landes haben sie ihre Kultur zum größeren Teil überkommen. In den Kämpfen mit den Nachbarn, besonders den Philistern, entstand das israelitische Königtum, dem sich Juda bald unter einem eigenen Herrscher entzog. — Die erst

das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der mosaischen Religion einen großen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutigestags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Teil des Menschengeschlechtes alle die traurigen

---

mit dem Volk selbst entstehende Religion der Israeliten ist ursprünglich dieselbe wie die der benachbarten Stämme; an der Spitze steht Jahwe als der besondere Nationalgott Israels. Neben ihm werden allerhand andere, höhere und geringere, Gottheiten anerkannt. Der salomonische Tempel war sowohl Jahwe als auch allen sich ihm unterordnenden Göttern geweiht. Diese anderen Gottheiten treten aber mit der steigenden Macht Israels hinter dem besonderen Stammgott zurück, indem sie allmählich alle in ihm aufgehen; nur Baal, der Hauptgott aller Nachbarvölker, erhielt sich ihm gegenüber. Mit dem stets festeren Zusammenschluß des Volkes kamen die Priester zu größerer Bedeutung; es bildete sich ein Priesterstand. Als dessen Begründer, als Urheber seiner Satzungen und Bräuche gilt Moses aus dem Stamm Levi, der indessen erst im 8. Jahrhundert auftaucht. Der Einfluß der Priester wuchs noch mehr infolge des Elends der Israeliten unter der assyrischen Herrschaft; sie schlossen sich jetzt zu einer besonderen Priesterkaste ab. Diese lehrte nunmehr, im Bunde mit den Propheten, Jahwe nicht mehr bloß als Stammgott, sondern zugleich als Herrn der Welt, den das Volk würdig und rein verehren muß, wenn es wieder glücklich werden soll. So entstand der Dekalog, so der Glaube an einen einzigen, allein wahren Gott, der darum aber doch immer der allerpersönlichste Gott Israels blieb. Diese im vollen Gegensatz zu der altisraelitischen Religion stehende Auffassung kam ihren Schöpfern, den Priestern, zu gut, indem sie den Gedanken einer Priesterherrschaft zeitigte. Um diese Theokratie fest zu gründen, suchte man ihr Dasein durch historische Rekonstruktion auch in der Vergangenheit Israels durchzuführen. So entstand eine Überarbeitung der ursprünglichen, nur von Jahwe, als dem Stammgott, wissenden israelitischen Geschichte im Sinne der neuen monotheistischen Auffassung. Ihren Abschluß hat diese Entwickelung nach der Befreiung vom assyrischen Joche um 621 unter König Josia durch eine umfassende Reform erhalten; diese ist demnach nicht eine Wiederherstellung alter Verhältnisse gewesen, sondern ein Versuch der Priesterherrschaft, ihr längst gehegtes Ideal zu verwirklichen, und hat ihren Ausdruck in dem sogenannten Gesetzbuch des Moses erhalten. Auf diesem wichtigen Akt vom Jahre 621 beruht das Judentum und damit auch das Christentum wie der Islam. Vorher hat es in Israel kein religiöses Gesetzbuch von öffentlicher Autorität gegeben. Der Pentateuch ist das letzte Produkt der Geschichte Israels.

Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu sein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und ebensowenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahret worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen, den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt sein, dem ebräischen Volk einen Wert aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Ägypten und wurden erst in Ägypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen 600,000 streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreich zogen. Während dieses langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Ägyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte und von allem Anteil an den bürgerlichen Rechten der Ägypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staat aus,

der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgnis der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadische Lebensart müßig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Versuchung geraten, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuschauerin sie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit riet also, sie scharf zu bewachen, zu beschäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man druckte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zu öffentlichem Frondienst und stellte besondre Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu verteilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dieses erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Ägypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er notwendig haben mußte. Als der König der Ägypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon großmütig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Teil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt auf eine der Gesundheit höchst nachteilige Art in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier

also wurde schon der erste Grund zu dem Übel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüten. Die schrecklichste Plage dieses Himmelsstrichs, der Aussatz, riß unter ihnen ein und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Übel entstand endlich eine erbliche Stammskonstitution. Wie allgemein dieses Übel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugnis der Profanskribenten, des Ägyptiers Manetho[1], des Diodor von Sizilien[2], des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts als diese Volkskrankheit des Aussatzes kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Ägyptern gewesen sei.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Ägypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Ekel und eine tiefe zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

---

[1] Manetho war ein ägyptischer Priester aus Sebennytos; er lebte unter dem König Ptolemäos II. Philadelphus (285 – 247 v. Chr.) und schrieb mehrere historische, physische und astronomische Werke. Am berühmtesten war seine uns nur in spärlichen Fragmenten überkommene Geschichte Ägyptens, die indes nur in ihren Angaben über die allgemeinen Umrisse der ägyptischen Geschichte zuverlässig war. Sein Zeugnis über Moses ist uns durch den jüdischen Schriftsteller Flavios Josephos erhalten, der es in seiner gegen den Judenfeind Apion gerichteten Schrift „über das Alter der Juden" anführt.

[2] Diodor Siculus, ein Zeitgenosse Cäsars und Octavians, schrieb eine auf lange Studien und Reisen gegründete Universalgeschichte, die uns aber noch nicht halb erhalten ist. Von den Ägyptern handelt er in dem erhaltenen 1. Buch, doch sind seine Angaben wie die der anderen hier genannten Schriftsteller wertlos, soweit sie sich auf altägyptische Geschichte beziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Ägypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen ebenso unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Ägypten wußten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Ebräer und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich mußte die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sehen.

Woher sollte aber nun den Ebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Ägypter selbst, denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand und sich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals ebenso unfähig als unwürdig scheinen mußte? Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Ägypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine 300jährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lange anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Tier heruntergestoßen. Wie sollte aus einer

so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenpöbel Ansehen, einem so lang' gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden, rohen Hirtenhaufen Überlegenheit über seine verfeinerte Unterdrücker verschaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte ebensowenig als unter der verworfenen Kaste der Parias unter den Hindu ein kühner und heldenmütiger Geist entstehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Ökonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Ökonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Ägypter fehlte es an der nötigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Ebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Ebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

[1]Eine ebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu gewähren. Die Not gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren

[1] Alle hier nach der Bibel folgenden Einzelangaben über die Geschichte Moses' sind durchaus sagenhaft, doch läßt sich an der Geschichtlichkeit seiner Persönlichkeit und ihrer großen Bedeutung für seinen Stamm nicht zweifeln. Er ist zwar nicht der Gesetzgeber Israels, wohl aber, wie es scheint, der Mann gewesen, der den israelitischen Stämmen vor oder nach der Eroberung des Ostjordanlandes ihre geistige Eigentümlichkeit aufgeprägt und das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit gegeben hat. Vielleicht ist er es auch gewesen, der Jahwe, einen ursemitischen Naturgott, zum Nationalgott Israels erhoben hat.

Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine ebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweitenmal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nötig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal seines Volks zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder und überließ ihr nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn und gab ihm den Namen Moses, weil er aus dem Wasser gerettet worden.[1] So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als solcher aller Vorteile teilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschließende Eigentum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, daß sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtsschreibers Manetho, worin

[1] Moses ist im Sinne des Erzählers ein ägyptisches Wort, heißt da aber „aus dem Mutterleib gezogen“, also Kind. Als hebräisches Wort gedeutet, könnte es nur den Sinn „der Herausziehende“ haben, doch heißt es im Koptischen „aus dem Wasser gerettet“.

er den Moses zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuten läßt, daß er zum priesterlichen Stande bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was Moses in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Anteil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Gesetzgebung gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Instituts einlassen und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugnis alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Ägyptier unterrichtet sein. Der Geschichtschreiber Philo[1] sagt, Moses sei von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbolen und Hieroglyphen wie auch in den Geheimnissen der heiligen Tiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugnis bestätigen mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigentum eines besondern Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Muße empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Ökonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrtümer siegen, und die

---

[1] Philo aus Alexandria, ein älterer Zeitgenosse Jesu, war ein berühmter jüdischer Philosoph und Verfasser von allerhand geschichtlichen, ethischen, politischen und allegorischen Schriften. Das Gesetzbuch des Moses hat er in wunderlich allegorischer Weise zu deuten gesucht.

Vorstellung von dem höchsten Wesen mußte sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopf eines Priesters? Da Ägypten der erste kultivierte Staat war, den die Geschichte kennt, und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Ägypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde.[1] Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern durch wer weiß wie viele Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigentum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfodert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube

[1] Schiller teilt mit seiner ganzen Zeit noch den von der antiken Welt uns überkommenen Glauben an eine geheime Weisheit der alten Ägypter. Seit Champollion uns durch Entzifferung der Hieroglyphen die Inschriften und die Litteratur Altägyptens erschlossen hat, wissen wir, daß von irgendwelchen tiefsinnigen Geheimnissen der alten ägyptischen Götterreligion keine Rede sein kann. Es hat in Ägypten allerdings monotheistische Geheimlehren gegeben; sie haben sich daraus entwickelt, daß die vielen einzelnen Lokalgötter der altägyptischen Gaue mit deren Einigung im neuen Reich allmählich verschmolzen, was eigentlich natürlich war, da sie fast alle Lichtgottheiten waren. So entstand in Heliopolis eine Geheimlehre von dem einen uranfänglichen Sonnengott, der die Welt beherrscht, und von dem die anderen Gottheiten nur Offenbarungsformen sind. Auch der Menschengeist ist nur ein Ausfluß von ihm und kehrt nach dem Tode wieder in ihn zurück. Dieser „solare Monotheismus" bildete sich dann weiter aus, die der Gottheit und ihren zahllosen Formen beigelegten Attribute wurden umgedeutet, in jede Kultushandlung wurde ein geheimer Sinn gelegt und die Osirissage bis ins einzelnste ausgeprägt. Dadurch aber überwucherte allmählich wieder der Aberglaube den früheren Sonnengottkultus, bis sich von neuem, und zwar im Gegensatz gegen die Priesterschaft, das Streben nach einem wirklichen Monotheismus geltend machte. Führer dieser Reformation war vielleicht der von Manetho so genannte heliopolitanische Priester Osarsiph; doch ist es völlig unrichtig und willkürlich, diese Reformation auf Moses und den Exodus zu beziehen. Die Reformation ist dann aber völlig gescheitert, weil ihr Träger, König Amenhötep, mit Gewalt vorging, denn die Reaktion brachte die Geheimlehre und damit die Vielgötterei wieder zu Ehren.

an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, notwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja gefährlich sein würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig sein würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue, gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigentum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnisvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.[1]

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg[2] und auf einigen willkürlichen Regeln

[1] Auch hier liegt ein alter Irrtum vor. Die Hieroglyphen sind nichts weniger als Geheimzeichen, sondern weiter nichts als die ursprüngliche Schrift der Ägypter, die später in die hieratische und noch später in die demotische Schrift verkürzt wurde.

[2] Für die Bezeichnung abstrakter Begriffe bediente man sich allerdings der Bilder konkreter Gegenstände, deren Begriff mit jenen verwandt war, aber nur, weil man keine besonderen Wortzeichen für solche Begriffe hatte. In den Zeichen Symbole zu sehen, ist falsch.

beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sei, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betrugs auch zum Vorteil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zwecke angemessen waren, setzten sie das Gemüt ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüts durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsternis und Licht und dergleichen.[1]

Diese Zeremonien, mit jenen geheimnisvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter den Namen der Mysterien begriffen.[2] Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothracien und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.[3]

---

[1] Das alles waren priesterliche Gebräuche, die an sich keinerlei weiteren Hintergrund hatten als sehr viele rein äußerliche Zeremonien unserer Kirchen. Von einer dadurch möglichen Einführung in irgendwelche Mysterien ist keine Rede.

[2] Dies wie alles folgende über den Inhalt ägyptischer Mysterien ist Fabel. Allerdings gab es Mysterien, ihr Inhalt bestand aber nicht in religiösen, moralischen oder philosophischen Spekulationen, sondern lediglich in den heiligen Erzählungen von Osiris, Ra', Horus u. s w.; diese wurden nur auserwählten Gläubigen mitgeteilt, während das Volk sich mit dem Anschauen ihrer unverständlichen Zeremonien begnügen mußte.

[3] Der Ursprung der eleusinischen Mysterien ist wahrscheinlich ein Erntefest, das man in vorhellenischer Zeit in Eleusis unter der Leitung vornehmer Priestergeschlechter zu feiern pflegte. Dabei wurden im Tempel, d. h. im geheimen, von den Priestern symbolische Handlungen vorgenommen, die den Raub und die Wiederkunft der Persephone zum Inhalt hatten. Erst dadurch, daß man später Laien, aber unter gewissen Bedingungen, als Zuschauer zuließ, wurden diese Handlungen zu Mysterien. Obwohl sie allerhand fremde Einflüsse erfuhren, haben sie doch mit der Priesterreligion der Ägypter ebenso wenig Verbindung wie die

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der alleraltesten Mysterien in Heliopolis und Memphis während ihres unverdorbenen Zustands Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse teilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übertritt aus der Finsternis zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrtümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen sein mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligtum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

[1]Die Epopten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen.[2] Nichts ist erhabener als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfnis der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nötig, denn es ist keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist", und auf einer Pyramide zu

Mysterien von Samothrake. Nur die berufsmäßig betriebenen Reinigungen und Sühnungen sind unter semitischen und ägyptischen Einflüssen, wenn nicht geschaffen, so doch eigentlich ausgebildet worden. In dem Kabeirenkultus, der auf der Insel Samothrake uralt war, sich aber doch vielleicht von Athen aus dorthin verpflanzt hat, spielt Dionysos mit seinem Pfleger sowie das Dogma vom Tode und der Auferstehung eine große Rolle. — Der Ursprung der Freimaurerei hat weder mit den ägyptischen Mysterien noch mit sonstigen ihr angedichteten Vorbildern zu thun. Ihre Entstehung reicht nicht über das 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus.

[1] Die folgende Darstellung im einzelnen zu berichtigen, würde zu weit führen. Sie beruht auf ganz späten, fast durchweg erdichteten Erzählungen.

[2] Demiurg, s. v. w. Werkmeister, Bildner, ist bei Plato die Bezeichnung des höchsten Gottes, in den Lehren der Neuplatoniker und Gnostiker der Name für den von dem höchsten Gott unterschiedenen Schöpfer der Sinnenwelt.

Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J=ha=ho — ein Name, der mit dem ebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermutlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Ägypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligtums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig.

Eine vorläufige notwendige Zeremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von andern, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältnis zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Ebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgner Weisheit sein sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester oder einer eignen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.

In den ägyptischen Mysterien stieß man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehreren Tiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art;

man wollte dadurch die Eigenschaften bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen, oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Tier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Tier oder dem Stier und endlich von dem mächtigsten aller Tiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchsten Wesens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Außenseite, die das Volk täuschte und selbst mit dem Götzendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äußerliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligtum selbst seiner spottete.

Doch ist es begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Götzendienst verträglich zusammenleben konnte, denn indem er ihn von innen stürzte, beförderte er ihn von außen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Notwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Übeln das geringere zu sein, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man das, was anfangs nur bloße Nothülfe gewesen, nämlich das Geheimnis, zum Zweck des Instituts, und anstatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geschickt zu machen, suchte man seinen Vorteil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle jener unschuldigen, lautern Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntnis des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beför-

derungsmittel des Gegenteils zu werden und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüter nicht zu verlieren und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufschluß, der alle falschen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten und die Zugänge zu dem Heiligtum durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des Moses in die blühenden Zeiten des Instituts oder in den Anfang seiner Verderbnis fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken und im Beisein des Pharao es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen und zu dem letzten, höchsten Grad der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Ceremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine

Stärke und Schwäche gegeneinander abgewogen und große, wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volks gethan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu sein, worunter es seufzen mußte.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volks erinnerte ihn, daß auch er Hebräer sei, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Fronvogts mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn; er ermordete den Ägypter. Bald wird die That ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Ägypten meiden und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug, zu wissen, daß Moses nicht sehr jung mehr sein konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Ägypten recht beurteilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Ägypten zum Viehhirten in Arabien, vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden, wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Szenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eignes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb, zu handeln und sich hervorzuthun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Thätigkeit werden; zu etwas Großen hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Ägypten wäre er ein Ägypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen."

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Mut, weder Gemeingeist noch eine kühne Thaten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein 400jähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestücks ebensowenig fähig als würdig.

Von diesem Volk selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaften wiedergeben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heißt, muß Hoffnung, Zuversicht, Heldenmut, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Ägypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, daß es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Werden sie nicht mutloser als jemals in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein andres als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Mut machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, so hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimieren, so sind sie ein Ball in seinen Händen; er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: Welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutraun, die das Erbteil weniger ägyptischen Weisen ist und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Ägyptens etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die Wenigsten faßten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntnis des wahren Gottes zu verschaffen, so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntnis desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein andres Volk. Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. Er ließ sie ihre Sache mit den Ägyptern ausfechten und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihm die Mysterien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Überzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Mut, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volk zu erweisen; er will sie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet sein. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie

unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fodern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündiget, und so entsteht sein Jehovah.

In den Gemütern seines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstand ablösen und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutz einer besondern Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrtum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in

dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle, kindische Stolz, die Gottheit ausschließend besitzen zu wollen, mußte nun zum Vorteil der Wahrheit geschäftig sein und seiner Lehre vom einigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrtum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverständnis seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältnis, das sie selbst gegen die Ägypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Ägypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer im Sternenkreis haben, und daß dieser Beschützer erwacht sei aus seiner Ruhe, daß er sich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte Moses in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche be-

antwortet hat. „Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte, der schon jahrhundertelang ein müßiger Zuschauer der Mißhandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten?“ Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen mußte. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alte Volkssagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständnis Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ — „Sage dem Volk Israel“, legt er ihm in den Mund, „ich werde sein, der hat mich zu euch gesendet.“

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverständlich sein. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und Moses hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Übelstand aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieser war, die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimieren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nötiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Ägypten eben keine große

Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst als die Macht und Größe dessen, der ihn sandte, darzuthun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wunderthaten unterstützen. Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war alles, was sie sollte; bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder in Wind zu erscheinen, gleichgültig sein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen solle; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse, und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich sein könnte; er kam also diesem Übelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand; desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung abnötigte. Überhaupt malt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten so wie uns am allerschwersten eingehen mußte zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Ägypten führen und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht würken würde, so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Ägypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anders geben muß, und weil sie dieses andre erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Ägypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich, und daurend glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die

ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrtum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Ägypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der erste, der es wagt, dieses geheimgehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also zum Besten der Welt und der Nachwelt ein Verräter der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit teilnehmen, die bis jetzt nur das Eigentum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.*

* Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Über die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius[1], verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

[1] Die Schrift heißt mit genauem Titel „Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerey. In zwei Vorlesungen gehalten in der Loge zu *** von Br. Decius. Leipzig bey Georg Joachim Göschen. 1788. 4. Br. Decius ist kein anderer als Schillers Jenenser Kollege, der Professor der Kantischen Philosophie Karl Leonhard Reinhold.

Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde.

Übergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Instinkts, woran sie noch jetzt das vernunftlose Tier leitet, mußte die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfnis der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrat um ihn herumgelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Tier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten; seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes Gemüt faßte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war also der Anfang der Menschen, und dies mußte sein, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

Setzen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste

und geistreichste aller Tiere geworden — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei, und also moralisch, wären seine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Tierheit wär' er niemals gestiegen. In einer wollüstigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt, und der Kreis, in welchem er sich bewegt hätte, wäre der kleinstmöglichste gewesen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, sobald er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Anteil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wär' es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Tiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was mußte geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegenrücken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder, richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Großes that, er selbst riß ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft, von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnis verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem

Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als ein Abfall von seinem Instinkte, also erste Äußerung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Übel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger recht, der menschlichen Natur im großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat recht, es einen Fall zu nennen, denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein frei handelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Tieren. Die Not trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit und eine Überlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen: er mußte Waffen erfinden und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicherstellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an

Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbstgepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süßer als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Not und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innrer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildnis verwandelt und dann die Wildnis zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Tiere und eine stürmische Natur! Die Not drängte ihn, Leidenschaften wachten auf und waffneten ihn bald gegen seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Dasein kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vorteil voraus: sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten thun müssen, kamen ihren Kindern zu gut und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat und fortfahren wird zu erhalten, nämlich die Tradition oder die Überlieferung der Begriffe.

Die mosaische Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von funfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Tieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre notwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Not gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Anzahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde sinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beide nur ein gesellschaftliches Verhältnis, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältnis kennen — elterliche Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste bloß auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfnis des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältnis, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Teilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältnis. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann

den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß sinnliche Wohlgefallen aneinander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehlichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählich ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in seinesgleichen nur liebet. An zarten, unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens zum erstenmal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beide, solange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederholung vorausempfunden.

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgeteilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Übung gesetzt und durch Übung entwickelt; die Sprache wurde schon reicher und malte schon bestimmter und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendungen der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß sie zur Nachahmung der Tiere herabsinken würden.

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Kultur äußerte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwei verschiedne Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Not, der Natur seinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr große Zurüstungen nötig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäß, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte düngen und begießen.

Schwerer scheint der Schritt zu sein, den er zum Gebrauch der Tiere machte; aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Tiers, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Tiermilch zu bedienen. Nicht so bald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich

ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und im Vorrat zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Tier entgegenführen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Tiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Herde; diese mußte er aber unter denjenigen Tieren suchen, die gesellig leben, und er mußte sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Tieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Notwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und solange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Herde Nahrung im Überfluß darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzusuchen und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Überfluß lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel weder der Jahrszeit noch der Witterung unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Los des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachstum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andre seine Herde selbst für sich sorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam mußte seine Lebensart sein, ehe die Pflugschar sie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu teilen!

Das Aufreißen des Erdreichs, Aussaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erfoderte dieses alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleißes so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft mußte er sich gegen wilde Tiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Los des Ackermanns gegen das gemächliche, ruhige Los des Hirten, und seine Seele mußte in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieses harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so mußte ihm diese Ungleichheit auffallen, er mußte — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezognen Günstling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft mußte bei der ersten Ungleichheit unter Menschen erwachen. Mit Scheelsucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze stach und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieser Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines jeden hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinandergesetzt hätten. Jeder glaubte noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Verteilung in Eigentum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbeigeführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Herde abgeweidet und fühlte doch

auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er also? worauf mußte er natürlicherweise verfallen? Er trieb seine Herde in die Pflanzungen des Ackermanns oder ließ es wenigstens geschehen, daß sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrat für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so räsonnierte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum erstenmal kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Tiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubtier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubtier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Haß, den er schon lange Jahre in seiner Brust herumgetragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erste Kollision der Menschen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltnes, und also damals schon Herkommen gewesen sei, sich in Ehen einzuschränken und mit einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zu Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, daß in den allerersten Zeiten das Verhältnis der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sei, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Mißverhältnis zeigte und Wahlen stattfanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Ebenso wie die Ordnung der Ehen richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehn hatte die Natur gegründet, weil sie das hülflose Kind von dem Vater abhängig machte und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung mußte der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend mußte er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehn zugestehen. Dieses Ansehn des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, mußte ihm ohnehin über jeden, der jünger war, eine natürliche Überlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauches gründete sich endlich eine natürliche, sanfte Obergewalt, die Patriarchenregierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern; es gab also Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, daß das hohe

Alter von der Arbeit befreite und der Jüngling für den Greis der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mußte der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden und sich künftig jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte oder seinen Überfluß in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das eine also wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig: Der erste Unterschied der Stände.

Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; seinen Reichtum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem einzigen, zu gute; also schloß er, diese vielen seien des einzigen wegen da — er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, sich besser zu dünken als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Günstlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genesis der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergötzungen sann.

Er mußte alles besser und alles in reicherm Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit *einer* Gattin. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß

stumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, daß alles sein sei, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hinging, so erlaubte er sich alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig, aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbnis bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erstenmal zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unechten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinandergesetzt hat. Diese Bastardsöhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, sobald er tot war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht sein.

Ohne das erste zu sein, dünkten sie sich zu dem letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehmaligen Wohlstand und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich und erpreßten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Überfluß dieser neuen Lebensweise mochte wohl mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben — einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriff war.

Der erste König.

Asien, durch die Überschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, mußte bald wilden Tieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Überschwemmung folgte, schnell und in großer Anzahl vermehrten und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, mußte den wilden Tieren erst abgerungen und mit List und Gewalt ferner gegen sie verteidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem

Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen sein müsse, lassen uns, außer mehreren Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schließen, die den Bezwingern wilder Tiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Ödipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menschen, und um glücklich darin zu sein, mußte er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Tiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüten begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Mut und sein Verstand eine natürliche Überlegenheit über die andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegesthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigierte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzuteilen und seinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vorteil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen, rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun geteilt, so mußte billigerweise die

größre Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich andre verbinden und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Anmaßungen mit wildem Eifer unterstützte und jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Herde für diese nützliche Mühe gereicht worden sein, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen ließ und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen verteilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durchzügen Schaden litten, so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte schaden können, einfoderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichtum und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellierte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebietrischen Scharen versagen? Er war

der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Ebenso ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegrischen Haufens, Überwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegrischen Anführern wurden sie allmählich Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man thut unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des ersten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, so waren sie schon ein Volk, schon eine formierte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehn hatten. Eine schon ehmals geduldete Gewalt läßt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder herstellen, aber auf diesem ruhigen Weg läßt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste König ein Usurpator war, den nicht ein freiwilliger, einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

Lykurgus.[1]

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen und die Verfassung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen und dadurch die Gewalt seines

[1] Der folgende Aufsatz über die Lykurgische Verfassung hat für unsere Zeit nur noch geringen geschichtlichen Wert. Die Person wie die gesetzgeberische Thätigkeit Lykurgs sind, wenn nicht ganz erdichtet, so doch überaus fraglich. Vermutlich ist er ein spartanischer Landesheros, den man mit Zeus Lykaios und dessen Thätigkeit als Friedensstifter in Verbindung gebracht hat. In jedem Falle ist es unrichtig, auf Lykurgos die hier besprochene Neuordnung des spartanischen Wirtschaftslebens zurückzuführen Das ist eine traditionelle Auffassung, die in ihren Grundzügen auf Erfindungen des 4. vorchristlichen Jahrhunderts beruht und sich im besten Falle auf die historische Thatsache stützt, daß man in Lakedämon nach der ersten oder doch den späteren Eroberungen von Staats wegen ungefähr gleiche Ackerhufen an die Bürger ausgeteilt hat. Die andern sogenannten Lykurgischen Einrichtungen, besonders die Wehrverfassung und Gesellschaftsordnung, sind nicht das überlegte Werk eines einzelnen Mannes, sondern teils natürliche Ergebnisse eines langen Kriegszustandes — man spricht von dem chronischen Militarismus Spartas — insofern er der herrschenden Kaste im Kampf um ihre Existenz derartige Ordnungen aufzwang, oder die Folge primitiver Wirtschaftsverhältnisse, teils sind es Satzungen, die der Kriegerstaat im Laufe langer Perioden ausgebildet hat, um sich systematisch zu disziplinieren und von andern Staaten abzuschließen. Auch die Anordnungen über die politische Gliederung des Volkes und die Handhabung der Staatsgewalt durch Senat, Könige und souveräne Volksgemeinde lassen sich nicht auf einen einzigen Verfassungsakt zurückführen. Es könnte sich bei der Lykurgischen Verfassung also höchstens um eine durch eine hervorragende Persönlichkeit vorgenommene Kodifizierung des allmählich entstandenen altspartanischen Staatsrechts handeln. Nur als bedeutsame Überreste der ältesten Ordnungen haben die Lykurgischen Institutionen demnach noch historischen Wert.

Throngehilfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Prokles und Eurysthen auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, daß Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wider und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andre über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet; der Reichtum floß in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger tyrannisierten die armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte sich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, mußte der schwache Staat die Beute seiner kriegrischen Nachbarn werden oder in mehrere kleine Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta: Unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austeilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Übel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sei. Aber man benahm ihm diese Furcht und brachte ihn sogar dahin, daß er selbst den Plan des Lykurgus thätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin und her geworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht als Gegengewicht in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und

also 30 mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und wenn im Gegenteil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch ward es jedem Teile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und ebensowenig konnte das Volk das Übergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volke verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser letzte fing daher bald an, diese vorteilhafte Lage zu benutzen und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Zahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich miteinander einzuverstehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen diese Lücke und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Diese war, das ganze Land in gleichen Teilen unter den Bürgern zu verteilen und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in 9000 Felder geteilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen, reizenden Anblick, und Lykurgus selbst weidete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. „Ganz Lakonien", rief er aus, „gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich teilten."

Ebenso gerne wie die Äcker hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter verteilt, aber diesem Vorhaben stellten sich unüber-

windliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also, durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und schweren Stück Eisen einen sehr geringen Wert, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des *Eisens* wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so ließ er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen oder Reichtümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder *verhehlt* noch *genutzt* werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg seinen Mitbürgern dadurch die *Mittel* zur Üppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Spartas eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andre hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten[1], verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen, kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andre Art der Üppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen und alle *dieselbe* vorgeschriebene Kost miteinander teilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen und sich durch eigne Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Funfzehn

speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse mußte alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so strenge gehalten, daß selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlin allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die Schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer sein, weil es kein so großes Übel wäre, zu sterben, als ihre Schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn Lykurg selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurgus für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräte hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigkeit und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, miteinander zu leben und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüter Einfluß haben mußte.

Ein ander Gesetz verordnete, daß kein Haus ein andres Dach haben durfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andre Thüre, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden sei. In ein so schlechtes Haus konnte sich niemand einfallen lassen, kostbare Meublen zu schaffen; alles mußte sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan sei, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemütern der Spartaner mußte er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern, in diesen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertöten.

Der wichtigste Teil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloß er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke, gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte sie rauben und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Ältesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, *Freunde* unter den *Erwachsenen* zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züch-

tigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen, Eigenschaften, die er für den kriegrischen Zweck, zu dem er sie bildete, ebenso wichtig glaubte als Leibesstärke und Mut. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft Lykurgus im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Übrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Wert auf dem Eigentum ruhte und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigentums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — besonders wenn der Staat selbst ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken und Zieraten an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, mache schöne Leute schöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der strengen Disziplin etwas nach; die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß sie sich darauf wie auf eine fröhliche Gelegenheit freuten. Rückte der Feind an, so ließ der spartanische König das Kastorische Lied[1] anstimmen, die Soldaten rückten in fest-

[1] Unter dem kastorischen Lied versteht man das Marschlied der Spartiaten, das in anapästischem Rhythmus voll kriegerischen Feuers gesungen wurde. Kastorisch hieß es von der Flötenmelodie, mit der es zu Ehren des lakedämonischen Nationalheros Kastor begleitet wurde.

geschlossenen Reihen unter Flötengesang fort und gingen freudig und unerschrocken nach dem Klange der Musik der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, daß die Anhänglichkeit an das Eigentum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und daß die Gemüter, durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und notwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlands abzöge. Die Äcker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleichgeachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, die sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.[1]

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräte, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustand öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlicheren Absicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Mut seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, sich verborgen zu

[1] Der Name Heloten wird auch anders erklärt, so vom Stamme ἑλ als „Gefangene“.

halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten tot, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt[1]; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, daß sie anfingen, der Republick selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entspannen. Der Senat faßte einen unmenschlichen Entschluß, den er durch die Notwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des Peloponnesischen Kriegs 2000 der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Prozession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel ist übrigens gewiß und in Griechenland zum Sprichwort geworden, daß die spartanischen Sklaven die unglücklichsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Übungen. Einem spartanischen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von allem, und alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nah-

[1] Nur auf die gefährlichen oder verdächtigen Heloten sollten die Glieder der Krypteia (κρυπτεια) Jagd machen. Denn diese Einrichtung war nicht als ein Erziehungsmittel der spartanischen Jugend, sondern als ein geheimer Polizei- und Gendarmeriedienst zur Verhütung von Sklavenaufständen gedacht.

rung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwuchs mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andre Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegrische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören, nach dem Alter eingeteilt. Das Chor der Alten fing an zu singen: „In der Vorzeit waren wir Helden." Das Chor der Männer antwortete: „Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben!" Das dritte Chor der Knaben fiel ein: „Helden werden wir einst und euch durch Thaten verdunkeln."

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Altertums ist sie unstreitig die vollendetste, die mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet; alles schließt sich darin aneinander an, eines wird durch alles, und alles durch eins gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der, von allen übrigen isoliert, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? Dadurch, daß er die Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle andern Wege zuschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, alles außer dem politischen Interesse hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichtum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemütern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armut fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht ent-

zündet; der Wunsch nach Besitztümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigentümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegenstießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiste, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen 300 Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind.“[1]

---

[1] Es ist das bekannte Distichon des Simonides, das Schiller später in seinem „Spaziergang“ (vgl. Band I, S. 129) aus Ciceros lateinischer Übersetzung in ein deutsches Distichon übertragen hat.

Man muß also eingestehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter sein kann als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, notwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrtums schuldig gemacht haben. Diese bewundrungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigers könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eignen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er soweit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein andrer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung

bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft sein, wie wir den Lykurgischen Staat beurteilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stößt und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Cn. Marcius[1] in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

[1] Bekannter unter dem Namen Coriolanus. Er war mit den Volskern zum

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zärtesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten; dadurch wurden die Grundfeste des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Wert haben kann.

Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als dieser? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andre Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besaßen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu bewerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen.

Angriff gegen seine Vaterstadt Rom gerückt, als seine Mutter ihn durch ihre Bitten und Thränen zum Abzug bestimmte.

Unerbittliche Gesetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese lokale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, mußte man den Geist des Volks auf derjenigen Stelle festhalten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, daß Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats sein soll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volks stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat, und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Größe und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge blendet; wir sehen nichts mehr als einen schülerhaften, unvollkommnen Versuch, das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte notwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste sein, aber schätzbar bleibt er immer, weil

er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommnen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen, widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes wert, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen fast durchaus das Widerspiel, und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen nebeneinander zu stellen und ihre Gebrechen und Vorzüge gegeneinander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchste Gewalt auf lebenslang übertragen.[1] In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten.

[1] Die Erzählung von Kodros und der Abschaffung des attischen Königtums nach seinem Tode ist eine spät entstandene Sage. Kodros ist keine geschichtliche Persönlichkeit, sondern ein attischer Nationalheros. Das Königtum in Athen hat nicht auf einmal ein Ende gefunden, sondern ist ganz allmählich durch Abzweigung seiner Befugnisse an neugeschaffene Beamte, „Archonten", erloschen. Einen Basileus hat es in Athen immer gegeben, nur hat man ihm früh einen Archon für die Zivilverwaltung, dann einen Kriegsobersten u. s. f. an die Seite gestellt, bis ihm nur noch die Oberpriesterschaft blieb. Auch war dies Königtum schon früh kein erbliches mehr, wenn auch seine Träger samt ihren obersten Beamten

Aber der Geist der Demokratie, der den Atheniensern schon zu Homers Zeiten eigentümlich war, regte sich am Schluß dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzu lebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf zehen Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehen Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den Aktus seiner Souveränität; es nahm alle zehen Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtnis, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das athenienſische Volk einen lebenslänglichen Archon über sich geduldet, aber die zehnjährigen Archonten wurde es schon im 70. Jahre müde. Dies war ganz natürlich; denn während dieser Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souveränität erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müssen, weit schneller entwickeln müssen als in der ersten.

Der siebente der zehenjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf 10 Jahre verliehene Gewalt noch immer lang' genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen

---

lange Zeit hindurch nur aus dem alten Herrschergeschlecht der Medontiden genommen wurden; erst um 713 gewann der ganze Eupatridenadel ein Recht auf diese Stellungen. Etwa seit 753 verlieh man sie nur noch auf 10 Jahre, seit 683 nur auf ein Jahr. Doch scheint ein festes Kollegium von neun Archonten erst durch Solon erschaffen worden zu sein. Übrigens lag ihre Wahl erst seit Drakon in den Händen des Volks, vorher bestimmte sie der uralte Adelsrat des Areopags aus seiner Mitte.

eines einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter 9 Archonten verteilte, die zugleich regierten.

Drei dieser 9 Archonten hatten Vorzüge vor den 6 übrigen. Der erste Archon, Eponymos genannt, führte den Vorsitz bei der Versammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen und den Gottesdienst zu besorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die 6 übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Konstitution zu bewahren und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde.[1] Die Verfassung war daher einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, daß sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechslung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur einer diese Würde bekleidete und nicht so bald wieder darin abgelöst

[1] Die Zulassung der zweiten und dritten Vermögensklasse (vgl. S. 458) zum Archontat ist vermutlich gegen 457 erfolgt.

wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, daß die obrigkeitliche Macht durch Verteilung unter mehrere und durch ihre kurze Dauer mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. Drako hieß dieser gefürchtete Bürger, ein Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finstern Spiegel seiner eignen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit; ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf und unbiegsam in seinen Vorurteilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Gesetze zu vollziehen; aber sie zu geben, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.[1]

---

[1] Das Urteil über Drakon ist zu hart. Seine Aufgabe bestand nicht darin, Gesetze zu geben, sondern nur das geltende, aber ungeschriebene Gewohnheitsrecht, nach dem der Adel bisher mit rücksichtsloser Willkür verfahren war, in einem Gesetzbuch schriftlich festzulegen, um es zu jedermanns Kenntnis zu bringen und so vor Verfälschung zu sichern. Schon deshalb kann man ihn nicht für die Härte der durch ihn nur kodifizierten Gesetze verantwortlich machen. Außerdem muß man ihren Geist nach den Anschauungen seiner Zeit, nicht nach der humaneren Denkart der Späteren beurteilen. So hängt z. B. die harte Bestrafung des Felddiebstahls zweifellos mit der durch die landwirtschaftliche Not hervorgerufenen Unsicherheit zusammen. Übrigens sind uns nur Drakons Blutgesetze näher bekannt, und diese waren doch im ganzen so vortrefflich, daß sie noch im 4. Jahrhundert in Kraft gewesen sind. Auch für die nach ihm einreißende Anarchie ist er nicht verantwortlich; sie entsprang aus dem wirtschaftlichen Elend der niederen Klassen, und damit hatte seine Kodifizierung ebensowenig zu thun wie seine Verfassungsänderung, wenn anders man ihm eine solche zuschreiben darf. Nach neuerer Ansicht hat er nämlich die politische Alleinberechtigung des Adels beseitigt, indem er allen grundbesitzenden Vollbürgern Teilnahme an der Staatsgewalt ge-

Es ist uns wenig von den Gesetzen des Drako übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrat und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen ebenso streng bestrafe als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: „Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andre Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. *Schrecken* ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Übel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt ebensoviel als einen Baum umhauen, weil *eine* seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch, weil sie auf das Volk, *dem* er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeschickt, durch *solche* Gesetze zu gedeihen, so war es das athenienſische. Die Sklaven der Pharaonen oder des Königs der Könige[1] würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen?

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbescheidenen Titel *unwandelbarer Gesetze* gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, *schadeten* seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten und doch keine andre sogleich da

währte und die Macht des Areopags dadurch beschränkte, daß er den aus allen Bürgern gewählten Rat der Vierhundert zum eigentlich regierenden Staatsrat machte und jenem nur ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Staatsverwaltung und bürgerliche Zucht beließ.

[1] D. h. des Perserkönigs.

waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es ebensoviel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riß ein.

Damals war der Zustand des atheniensischen Volks äußerst zu beklagen. Eine Klasse des Volks besaß alles, die andre hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermeßliche Scheidewand zwischen beiden. Die Not zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hülfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mußten sie ungeheure Zinsen bezahlen, und wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten und doch leben mußten, waren sie dahin gebracht, ihre eigene Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch diese Zuflucht erschöpft war, borgten sie auf ihren eigenen Leib und mußten sich gefallen lassen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der Zustand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so mußte man dieses zerstörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

Zu diesem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, foderte eine Demokratie, eine gleiche Verteilung der Äcker, wie sie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, stritt für die Aristokratie.

Die dritte wollte beide Staatsformen miteinander verbunden wissen und setzte sich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, solange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwarfen und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicherweise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter, billiger Charakter und der Ruf seiner Weisheit hatte längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war Solon, von königlicher Abkunft wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter seinen Ahnherrn. Solons Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Wohlthun hatte er sein Vermögen geschwächt, und der junge Solon mußte in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart notwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmut und Milde, das sie von den Satzungen des Drako und Lykurgus so schön unterscheidet. Er war ferner noch ein tapferer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben[1] und noch andere wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegrischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat, seine Weisheit floß in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen sehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtschaffener Mann war. Der verständige Teil der Athenienser wünschte sich ihn zum Herrscher, weil die Monarchie

[1] Neuerdings glaubt man vielfach, nicht Solon, sondern Peisistratos sei der Eroberer von Salamis. Danach hätte jener seine Landsleute nur in den Kampf zur Unterwerfung der Insel treiben helfen.

das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dieses gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu teilen. Solon verschmähte diesen Rat; die Monarchie, sagte er, sei ein schöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses große Amt ungern und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seisachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde, daß künftig keiner dem andern auf seinen Leib etwas leihen durfte.[1] Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigentum, aber die höchste Not des Staats machte einen gewaltsamen Schritt notwendig. Er war unter zwei Übeln das kleinere, denn die Klasse des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten, die Reichen aber machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu sein. Nichtsdestoweniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Länderteilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartung hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Gesetzgeber den Reichen ebensogut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sei, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig sei, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. „Ehmals“, sagte er, „rauschte mir von allen Seiten

[1] Die Seisachtheia scheint doch nur hinsichtlich der Hypotheken und auf den Leib geborgten Summen ein völliger Schuldenerlaß, im übrigen nur eine erhebliche Schuldenerleichterung gewesen zu sein. Doch hat Solon des weiteren das Schuldrecht human umgebildet, indem er vor allem die Schuldknechtschaft für immer aufhob.

mein Lob entgegen; jetzt schielt alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigentum, den er vorher als Tagelöhner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigentum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle athenienſischen Bürger mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte geteilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich 500 Maß von trocknen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche 300 Maß Einkommen hatten und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer 2 zusammentreten mußten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die Zweigespannten.[1]

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besaßen und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künstler.[2]

---

[1] Diese Erklärung der dritten Klasse ist falsch. Ihre Mitglieder hießen vielmehr „Besitzer eines Gespanns", weil sie vermögend genug waren, sich ein Joch Maultiere zu halten.

[2] Es ist kaum denkbar, daß Solon die Zugehörigkeit zu den drei ersten Klassen nur nach dem Grundbesitz bestimmt und also die wohlhabenden Reeder, Kaufleute, Gewerbtreibenden mit Arbeitern und Tagelöhnern in eine Klasse zusammengeschlossen habe. Die damals bereits große wirtschaftliche Bedeutung der bürgerlichen Bevölkerung und ihre sonstige Begünstigung in den Solonischen Gesetzen sprechen dagegen. Vermutlich hat man den Marktpreis des Getreide-

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Ämter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme wie die übrigen, und dadurch allein genossen sie einen großen Anteil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, Ecclesia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Besetzung der Ämter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden.[1] Da ferner die Solonischen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Ecclesia appelliert werden, welche dann in letzter Instanz entschied, wie das Gesetz zu verstehen sei. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appellieren. Vor dem dreißigsten Jahre hatte niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald einer das erfoderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts so sehr als Lauigkeit gegen das gemeine Wesen.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk souverän, und nicht bloß durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigner Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachteilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenschaft mischte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Übel zu begegnen, schuf Solon einen Senat, zu welchem aus jeder der 4 Zünfte 100 Mitglieder ge-

---

scheffels als Maßstab für die Schätzung jeder Art von Einkommen zu Grunde gelegt und je nach dem Ausfall dieser Schätzung die Gewerbtreibenden in allen Klassen untergebracht. — Übrigens haben die Klassen schon zur Zeit Drakons bestanden, nur wird Solon ihren Zensus, besonders den der ersten Klasse, herabgesetzt haben.

[1] Ob die Volksversammlung, deren Bedeutung durch Solon allerdings sehr gehoben worden ist, gerade so viel Befugnisse von ihm erhalten hat, wie Schiller hier angibt, steht nicht fest. Man hat Solon manche Einrichtung zugeschrieben, die aus früherer oder späterer Zeit stammt

nommen wurden.[1] Dieser Senat mußte sich vorher über die Punkte beratschlagen, welche der Ecclesia vorgelegt werden sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Überlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, so traten die Redner auf, die Wahl desselben zu lenken. Diese Menschenklasse hat sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben und durch den Mißbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik ebenso viel geschadet, als sie ihr hätte nützen können, wenn sie, von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gerne bringen wollte; und verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Überredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger groß, weil sie der freien Wahl etwas übrigließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer, öffentlicher Platz, von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt.[2] Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem

[1] Die vier Phylen, von denen Schiller hier spricht, sind keine „Zünfte", d. h Berufsklassen, sondern ganz alte Stammesteile des athenischen Volkes gewesen, deren Kern der alte ionische Geschlechtsadel bildete. Der nach diesen vier Phylen gewählte Senat reicht übrigens schon in die Zeit Drakons zurück.

[2] Das Prytaneum war kein Platz, sondern ein Gebäude, das seinen Namen dem ursprünglich obersten Beamten, Prytanis, verdankt, weil es dessen Amtssitz war. Übrigens ist die Lage dieses Hauses am Markte nicht sicher

Verschwender, keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnet, keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte und anstatt der 4 Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, 10 Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Anzahl der Prytanen von 400 bis 1000 gesetzt. Aber von diesen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch diese 500 nie auf einmal. Funfzig derselben regierten immer 5 Wochen lang, und zwar so, daß in jeder Woche nur 10 im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn jeder hatte ebenso viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle 5 Wochen wurden 4 Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet — eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er neu erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Ansehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte.[1] Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze und befestigte, wie Plutarch sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.[2]

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehen andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Über Mordthaten erkannten 4 Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erstern bestätigte Solon nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsätzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Totschlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingesetzt, um über diejeni-

[1] Solon hat die Befugnisse des Areopags nur wenig erweitert.

[2] Der Senat ist kein Gerichtshof, sondern der eigentlich regierende Staatsrat gewesen.

gen zu erkennen, welche eines vorsätzlichen Totschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsätzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einst wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte.[1] Die Heliäa war eine außerordentliche Kommission der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht bloß Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurteil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den Eilf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wozu jede der zehen Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Diese eilf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurteile. Die Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin oder gab ihm Schierling zu trinken.

[1] Von Solons Thätigkeit für das athenische Gerichtswesen war vor allem seine Bestimmung wertvoll, daß das Volksgericht künftighin die letzte Instanz bilde. Die Mitglieder dieses Volksgerichts hießen „Epheten", d. h. „Geschworene", bestanden aus unbescholtenen Vollbürgern über 30 Jahre und hatten später drei Gerichtsstätten, das Palladion, ein Heiligtum der Athene, das Delphinion, ein Heiligtum Apollos, und Phreatto. Diese lag auf einer Spitze der Piräushalbinsel hart über dem Meere. Die an den drei Stätten verhandelten Fragen sind von Schiller richtig angegeben. Irrtümlich sind nur seine Bemerkungen über die Heliäa. So hieß vielmehr das Volksgericht ursprünglich, als es sich nur an einem Orte versammelte. Von dieser „Richterversammlung" — mit „Sonne" hat das Wort nichts zu thun — hat man dann später nicht nur den Platz so genannt, sondern auch die für das Wort „Epheten" eintretende Bezeichnung „Heliasten" entlehnt. Diese erst haben sich in die von Schiller erwähnten zehn Abteilungen gegliedert.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Daß es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleichsetzte, ist ein schönes Selbstgefühl des athenienſischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem größern Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republikanischen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindischen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostracimus, weil die Vota auf Scherben[1] geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nötig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostracismus mußte seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Teuerste war, die Heimat. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Tribunale eingesetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurteilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Ecclesia offen stand. Jeder führte seine Sache selbst, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Wasseruhr bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklägers Rede.

[1] Vielmehr auf Thontäfelchen (ὄστρακα).

Die wichtigsten bürgerlichen Händel mußten in 24 Stunden entschieden sein.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen Solons; aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, daß sie ihre Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen erteilen, daß sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen und den Bürger nie von dem Menschen trennen wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in direktem Widerspruch mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitten in einer viel schöneren Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muß man auch hier in Anpreisung des Altertums sehr behutsam sein. Fast durchgängig kann man behaupten, daß die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsre Gesetzgeber unrecht gethan haben, daß sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten, so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn sobald es dieses thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solonisches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angethan

betrachten und nicht ruhen solle, bis sie an dem Beleidiger gerochen sei.[1] Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Anteil an allen übrigen einzuflößen und alle miteinander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so schön habe handeln *müssen*!

Ein andres Gesetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für *ehrlos*, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare *gute* Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte sein; aber er vergaß, daß oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebietet — *alsdann* nämlich, wenn beide Parteien unrecht haben und das Vaterland bei beiden gleich viel zu verlieren haben würde.

Ein andres Gesetz des Solon verbietet, von den Toten übel zu reden; ein andres, an öffentlichen Örtern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust bezahlt gemacht; ebenso sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen und sein Vermögen nach *Willkür* zu verschenken[2], denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr wert als bloße Verwandte. Die *Aussteuer* schaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmut in

[1] Das ist so zu verstehen, daß jeder Bürger für jedes Vergehen eines anderen gerichtlich klagbar werden konnte.

[2] Aber nur für den Fall, daß keine Kinder da waren.

seinem Charakter ist, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athieniensische Geist sich so sehr neigte, mäßigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf 100 Jahre gültig sein — wie viel weiter sah er als Lykurgus! Er begriff, daß Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nötig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geisteskindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Solon hingegen versprach den seinigen nur eine 100jährige Dauer, und noch heutigestages sind viele derselben im römischen Gesetzbuche in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterin aller Verdienste.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Übel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Faktion, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden; aber diese Übel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, daß er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden ließ, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei 6000 Stimmen zum wenigsten erfodert wurden, läßt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlungen mag zugegangen sein. Wenn man aber auf der andern Seite be-

denkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstand des athenienfischen Pöbels bekommen und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schließen. Alle großen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinern aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswert bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und echten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren laxe Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte und nie empfand, daß sie ihn lenkten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Mut sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle mögliche Bahnen schloß der athenienfische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. Lykurg befahl den Müßiggang durch Gesetze, Solon strafte ihn strenge. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen

Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtschaffne Männer, aber wie verschieden haben sie gewirkt, weil sie von entgegengesetzten Prinzipien ausgingen! Um den atheniensischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Überfluß, stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus sieht man nichts als Tyrannei und ihr schreckliches Gegenteil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treueste Abdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Werts oder Unwerts. Beschränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hochfahrend gegen seine Bundsgenossen, hart gegen seine Überwundenen, unmenschlich gegen seine Sklaven und knechtisch gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungewissenhaft und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Größe, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefälligen Anmut, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienser hingegen war weichmütig und sanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen; Delikatesse und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Altertums so getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem macedonischen Philipp hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war: die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der

Athenienser war großmütig im Glücke und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Tiere erfuhren die Großmut dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hecatonpedon wurde verordnet, alle Lasttiere, welche dabei beschäftigt gewesen, frei zu lassen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eines dieser Tiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, daß sie verordneten, dieses Tier auf Unkosten des Staats inskünftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin sein. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmut, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine größten Männer, mit Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundsgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze und ließ sich bei öffentlichen Beratschlagungen von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zunichte machte und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienser war lenksam und weichmütig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns Aristophanes seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienser oft seine Glücksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Ölzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst verkündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten als dem Perser alle Schätze des großen Königs. So sehr das athe-

niensische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dankbarkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur *einen* Tag zu beschäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmsucht des Atheniensers und auch ein *wahrerer* Genuß, als ein Monarch seinen geliebtesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas anders, ein ganzes stolzes, zart empfindendes Volk zu rühren, als einem *einzigen* Menschen zu gefallen. Der Athenienser mußte in immerwährender Bewegung sein; unaufhörlich haschte sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Dieser Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte, darum hatte oft ein Usurpator gewonnen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich *neu* zu sein und sein Verdienst zu verjüngen!

Der *Abend* von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Ägypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Krösus in Lydien und den zu Sais in Ägypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Krösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Pisistratus, zu Anführern hatten. Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichtum, Pisistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pisistratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäsar von Athen, erschien einsmals bleich, auf seinem Wagen ausgestreckt, vor der Volksversammlung und bespritzt mit dem Blute einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. „So", sagte er, „haben

mich meine Feinde um eurentwillen mißhandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen." Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten würde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon erriet den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht so bald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen sie dem Usurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der einzige, der den Mut nicht verlor; so viel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Übereilung zurückzuhalten, als es noch Zeit war, so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Mut zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthüre und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Besten des Vaterlands." Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienser und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so mutig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: „Mein Alter gibt mir diesen Mut." Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Pisistratus war ein edler Mensch und ehrte die Solonischen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floß seine Regierung, und nicht er, sondern Solons Gesetze herrschten. Pisistratus eröffnete das goldne Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Kulturstufen.

Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente.

1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinander fließend.
2. Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unser Erkenntnis ist deutlich, aber vereinzelt und borniert.[1]
3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet.

In der ersten Periode waren die Griechen.

In der zweiten stehen wir.

Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen.

[1] Hier im Sinne von begrenzt, einseitig.

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens

nach Vertot von M. N. bearbeitet.[1]

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert[2], und obgleich der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung[3] hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch als eine ehrwürdige Ruine auf seinem nie erstiegenen Fels, und verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Überlegenheit unsrer Zeiten nicht im-

[1] Schiller schrieb diese Vorrede für die von Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848), einem seiner Jenenser Hörer und späteren Kollegen (vgl. Bd. VI, S 181) bearbeitete, 1792 und 1793 in Jena in zwei Bänden veröffentlichte Geschichte des Malteserordens von Vertot. — René Aubert, Herr von Vertot (1655–1735), ein wegen seines eleganten Stiles viel gelesener, aber nicht eben zuverlässiger französischer Historiker, hatte diese Geschichte, sein letztes Werk, 1726 unter dem Titel „L'histoire des chevaliers hospitaliers de Saint-Jean de Jérusalem" veröffentlicht. — Das „M." vor dem Anfangsbuchstaben von Niethammers Namen bedeutet wohl Magister, nämlich philosophiae; so nannten sich früher, wie heute noch in England, die Doktoren der Philosophie.

[2] Er ist am Anfang des 11. Jahrhunderts begründet worden.

[3] Die Zeit der Kreuzzüge.

mer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraushaben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel als sie an ihre Thorheit wagen?[1]

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte[2] jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktische Stärke des Gemüts nämlich, das Teuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit, zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre

---

[1] Minder vorurteilsfrei hat sich Schiller oben S. 200 ff. über die Kreuzzüge geäußert.

[2] Der eigentlichen Geschichte des Ordens hat Niethammer auf S. 1—41 eine Einleitung über die Zeit der Kreuzzüge und die Bedeutung des Ordens voraufgeschickt.

macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition entzückt *ihn* das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Überzeugung, einer feurig beherzigten *Vernunftidee*, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der *Kultur*, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die *Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle* dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unsrer *sittlichen Kultur*, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem *guten Willen* ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurteiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der *bloße Entschluß*, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem *Kirchengesetze* zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der *Sittlichkeit* befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt

— warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend sowie den Anspruch auf ihre Würde an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolomais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind verteidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüts den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird?[1] Es ist der christlichen

[1] Philippe von Villiers de l'Isle Adam war von 1521–34 der letzte Großmeister der Johanniter auf Rhodos und ihr erster auf Malta. Er vertei-

Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter= und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. Der Mut jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andre Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äußern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigentümlichen Zweck, durch besondre Gesetze unterstützt, durch eigentümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurteiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchisch=ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als ebenso viele von der Menschheit (wenngleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigentümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen? So hat das mensch=

---

digte Rhodos 1522 mit nur 600 Rittern und 4000 Soldaten gegen die mehr als 150,000 Türken des Sultans Soliman II. und gab die Insel erst nach halbjährigem heldenmütigen Widerstande und unter den ehrenvollsten Bedingungen auf. Niethammer oder richtiger Berling (vgl. Einleitung) handelt von ihm Band II, S. 203 ff. — Zu den übrigen oben erwähnten Ereignissen und Personen vgl. die aus Niethammers Bearbeitung Bd. II, S. 418 ff. gekürzte Darstellung Bd. X, S. 8 f.

liche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenngleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souveränen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum erstenmal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen Gegner von innen, dem Stolz und der Üppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende, erhabne Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbnis entgegen. Nicht ohne Wehmut sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nötig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das

Vertotische Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Übersetzer hat sich, so viel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urteils vermißt, wird man die verbessernde Hand des teutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch nicht für den Gelehrten und ebenso wenig für die studierende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen sein, da der Orden mit dem Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

Jena, im April 1792.

Schiller.

Vorrede.[1]

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Zirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis, zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von seiten des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edleren Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Ware, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisierte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grund richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber

---

[1] Zu „Pitaval". – François Gayot de Pitaval (1673—1743), ein französischer Rechtsgelehrter, machte sich durch die „Causes célèbres et intéressantes" (Paris 1734 ff.) einen Namen. Dies Werk wurde mehrfach aufgelegt, übersetzt und vom Parlamentsadvokaten François Richer (1718—90) fortgesetzt. Von dessen unter dem gleichen Titel wie das Original herausgegebener Sammlung erschien 1792—95 in Jena eine deutsche Übersetzung (4 Bde.), und zu dieser hat Schiller die hier folgende Vorrede geschrieben.

derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht, oder bis unser Publikum kultiviert genug sein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, solang' es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm unter der Gattung, wozu es gehört, der Wert nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und ich glaube keine andre Gründe nötig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltesten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im

stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falls, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzuteilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken und dadurch die Erwartung aufs höchste zu treiben.

Eine treue Übersetzung der Pitavalischen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden.[1] Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung notwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckwidrig gewesen sein, bei dem juristischen Teil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht.

---

[1] Mit der „treuen Übersetzung“ meint Schiller hier jedenfalls die Ausgabe: „Gayot von Pitaval, sonderbare und merkwürdige Rechtsfälle, umgearbeitet und vermehrt von Herrn Richer . . . deutsch herausgegeben von C. W Franz. 4 Bde., Teil I—IV, Jena im Verlag der Cunoischen Buchhandlung 1782—92.“ Aber auch diese Ausgabe ist keine Übersetzung, sondern nur ein Auszug, wie man schon aus dem „Vorbericht“ des Übersetzers entnehmen kann.

Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Übersetzers erlitten, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitavalischen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es sein kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

Jena, in der Ostermesse 1792.

F. Schiller.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville.[1]

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrich II. und seiner drei Söhne beschreiben, hört man nur selten den Namen des Marschalls von Vieilleville[2]. Dennoch hatte er einen sehr nahen Anteil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern läßt ihm der einzige Brantôme[3] Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugnis hat um so mehr Gewicht, da beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.[4]

---

[1] Zu diesen von Schillers Schwager Wolzogen für die „Horen" übersetzten Denkwürdigkeiten hat unser Dichter nach der Auffassung der Litterarhistoriker nur die hier folgende Einleitung geschrieben. Doch vgl. die Einleitung.

[2] Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville (1510—71), Graf von Duretal und Marschall von Frankreich. Unter Franz I. zeichnete er sich von 1528 ab in den Kriegen gegen Karl V. durch Tapferkeit und militärisches Geschick aus. Unter Heinrich II. führte er neben fortgesetzt glücklichen Kämpfen gegen Spanien erfolgreiche Verhandlungen mit England und den deutschen Protestanten, während er sich in der inneren Politik durch seine maßvollen Anschauungen allgemeines Vertrauen gewann. Unter Franz II. und Karl IX. war er in den Bürgerkriegen gegen Condé und seinen Anhang kriegerisch und diplomatisch thätig. 1562 übernahm er, doch nur widerwillig, das Marschallamt, wies aber bald darauf die Stellung als Connetable zurück. Höflinge sollen ihn aus Neid über sein unbegrenztes Ansehen bei der Königsfamilie 1571 vergiftet haben.

[3] Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme (1540–1614), der bekannte französische Geschichtschreiber, hat das Leben des Marschalls in seinem Werke „Vies des hommes illustres et des grands capitaines françois et étrangers" erzählt.

[4] Mit dem „nämlichen Ziele" beider Männer meint Schiller wohl die Gunst bei Hofe, um die beide sich beworben haben. Daß sie zu verschiedenen Parteien gehörten, läßt sich nicht wohl sagen, da beide als überzeugte Katholiken gegen die Hugenotten kämpften; nur war Brantôme eine Zeitlang der besondere Anhänger der Guisen.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste wie die seinigen bestehen eben darin, daß sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah[1], ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Rittertums lebt wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen desselben aussöhnen könnte. Er war edelmütig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde thätig, edel gegen seine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu sein, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er wie der herz- und willenlose Höfling seine persönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund seines Fürsten zu sein, aber mit starker Seele und rühmlicher Selbstverleugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verleugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in

[1] Er gehörte dem Hofe Franz' I. (gest. 1547), Heinrichs II. (gest. 1559), Franz' II. (gest. 1560) an und starb unter der Regierung Karls IX.

der alles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoß so vieler Interessen der Freund von allen zu bleiben, gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke starb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal[1] besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechzig Jahre dem Dienste des Souveräns gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschließen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen, sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschall von Vieilleville, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lobpreisen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte[2]; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gärung das Schicksal gehabt hat, beiden Teilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen noch die der Condé und Coligny konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.[3]

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muß, als daß sie die schöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfassen könnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den Ulysses als den Achilles zu seinem Helden wählen wird.

---

[1] Schloß Duretal lag im Departement Maine-et-Loire.

[2] Vgl. oben, S. 316, Anmerkung 1.

[3] Vgl. oben den Aufsatz „Geschichte der französischen Unruhen".

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Familienschlosses Durestal fanden sich Memoires über sein Leben in zehen Büchern, welche Carloix, seinen Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar in dem lobrednerischen Tone abgefaßt, der auch dem Brantôme und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist; aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergießt. Auch wird dieser Anteil der Neigung keineswegs versteckt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für seinen Wohlthäter den Geschichtschreiber sagen läßt. Diese Memoires sind im Jahr 1767[1] in fünf Bänden das erste Mal im Druck erschienen, obgleich sie schon früher von einzelnen gekannt und zum Teil auch benutzt worden sind.

[1] Vielmehr 1757.

Recensionen.

Geschichte. — Weimar, b. Hoffmann: Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemäldes. IItes und IIItes Heft. 1787. 194 S. 8°. (9 gr.)[1]

Eine schöne und anschauliche Auseinandersetzung des vorbereitenden Verdienstes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preußischen Staates unter seinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet diesen Versuch unter dem großen Haufen der Broschüren und Werke, die denselben Gegenstand behandeln, sehr zu seinem Vorteile aus. Bis die gehörige Menge der Materialien zu einer vollständigen Geschichte Friedrichs II. und seiner Zeit herbeigeschafft sein und die Konkurrenz[2] aller übrigen Erfordernisse einen großen Kopf genug begünstigt haben wird, dem größten Mann seines Jahrhunderts ein würdiges Denkmal zu stiften, ist kein Versuch ohne Nutzen, der nur eine neue Thatsache liefert oder eine schon vorhandene besser motivieret, anwendet oder ordnet; und der gegenwärtige hat vor den mehresten noch das Verdienst einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem Dresdner Frieden.

Vermischte Schriften. — Preßburg, bei Mahler: Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedne Gegen-

---

[1] Der Verfasser dieser Schrift war Joachim Christoph Friedrich Schulz (1762—98), später Professor der Geschichte am Gymnasium in Mitau. Außer zahlreichen längst vergessenen Romanen, mit denen er sich in seiner Jugend notdürftig seinen Unterhalt verdiente, schrieb oder übersetzte er allerhand Reisebeschreibungen, belletristische, philosophische und historische Sachen. Seine Geschichte Friedrichs des Großen erschien stückweise zuerst im „Merkur", vom Oktober 1786 ab.

[2] Das Zusammentreffen.

stände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen — von H. G. Hoff.[1] I. T. 368 S. II. T. 398 S. III. T. 414 S. IV. T. 462 S. 1787. 8°. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten"[2] gegen den Herausgeber bewußt zu sein, gesteht Rec., daß er nicht unter die „wenigen Edeln" gehört, denen dieses Buch gefällt. So ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „süßer Stich in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven" gesprungen (s. T. I. S. 363 Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem Seichtesten und Abgedroschensten aus diesem Fache auch die längst verrufenen Märchen von der Vergiftung Papst Alexanders VI.[3] u. s. f. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem Eigenen hinzuthut, noch bei weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungenießbar. Ein Beispiel von der Beurteilungskraft des Vf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl[4] und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn. B. erwirbt sich ein großes Vermögen, auch R. Brühls Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, auch Richelieus u. s. f. Der Unterschied zwischen beiden: Rich. stirbt vor, Brühl nach seinem König, u. d. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L; wir werden also noch mit vier andern bedroht.

Litterarische Nachrichten. — Kleine histor. Schrift. Ohne Druckort: Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrichs II. von Preußen, mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte

---

[1] Sonst nicht bekannt.

[2] Hoff schrieb in dem „Fragment einer Vorrede", S. IV: „Hab' ich nur das Glück, einigen wenigen Edeln zu gefallen, so laß ich mich von eigenmächtig aufgeworfenen Richtern um so weniger abschrecken, als ihre scheelen Urteile nur gar zu oft von Parteilichkeit und Nebenabsichten zusammengesetzt sind"

[3] Rodrigo Lenzuolo Borgia, als Papst Alexander VI. (1492—1503), einer der verrufensten Päpste des ausgehenden Mittelalters, ist an einem hitzigen klimatischen Fieber gestorben. Vgl. auch S. 277, Anm. 1, und S. 290, Anm. 2.

[4] Heinrich, Reichsgraf von Brühl (1700—1763), der bekannte allmächtige, aber gewissenlose Minister August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen.

seiner Zeit.[1] Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie, den 26. Jänner 1787, durch den Hrn. Grafen von Herzberg.[2] Aus dem Französischen übersetzt. 44 S. 8°. (3 gr.)

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verf. einen so großen Wert empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die Zusammenstellung der 2 verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens, im Jahr 1746 und 1775, zu der *Geschichte seiner Zeit* verfaßte, ist äußerst interessant und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beitrag geben.[3] Die Übersetzung ist hart und schwerfällig: z. B. S. 25 heißt es: „... eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich so wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen zu der Zeit in Vorschlag brachte, da *ich* den Teilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der *ich* damals daniederlag, entwarf.“ Wie viele *ich* nacheinander, und welche harte, unbiegsame Periode!

---

[1] Friedrichs „Histoire de mon temps“, sein mit besonderer Sorgfalt gearbeitetes historisches Erstlingswerk über die Jahre 1740–1745, erschien 1788 als Band 1 und 2 der „Œuvres posthumes de Frédéric II, Roi de Prusse“. Da das Werk jedoch hier von den Herausgebern ziemlich willkürlich geändert worden war, so hat man es in der akademischen Ausgabe („Œuvres de Frédéric le Grand“, II. Band, Berlin 1846) nach Friedrichs Manuskript gedruckt.

[2] *Ewald Friedrich* Graf von *Hertzberg* (1725—95) machte sich unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. als Staatsmann durch Fleiß, Kenntnisse und Patriotismus verdient, verfaßte einige historisch tüchtige Staatsschriften und zeichnete sich als Archivbeamter und Mitglied der Berliner Akademie durch gründliche Bekanntschaft mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte und durch verdienstvolle Pflege der deutschen Litteratur aus. Für Friedrich den Großen hat er Vorarbeiten zu dessen „Mémoires de la maison de Brandenbourg“ geliefert. Die obige Schrift ist eine seiner zahlreichen Festreden in der Akademie. Sie ist im Original in seinen „Huit dissertations“ (Berlin 1787) als letzte abgedruckt.

[3] Es gibt zwei Bearbeitungen von Friedrichs „Histoire de mon temps“; die erste schloß der König im November 1746 ab und nannte das Werk „Seconde et troisième partie de l’Histoire de Brandebourg“, weil er schon damals den Plan hatte, die „Mémoires de la maison de Brandenbourg“ als ersten Teil dazu zu schreiben. — 1775 arbeitete er das Werk völlig um und nannte es nun „Histoire de mon temps“. Der Unterschied der beiden Vorreden besteht vor allem darin, daß Friedrich in der späteren weniger von sich spricht, bessere Kenntnisse in der Geschichtslitteratur verrät und ein Recht der Fürsten, Verträge zu brechen, nur in bestimmten Fällen anerkennt.

Anmerkungen des Herausgebers.

Philipp II.

1. **Allgemeines.** Der Aufsatz ist nach Schillers eigener Angabe „von Mercier", d. h. die Übersetzung der historischen Einleitung zu Merciers „Portrait de Philippe II". Schillers Anteil an der Arbeit kann demnach nur auf stilistischem Gebiete liegen. Da ist er nun allerdings bedeutend genug. Der Aufsatz ist eine treffliche Probe Schillerischer Übersetzungskunst. Die Übertragung ist frei, ja oft genial selbständig, und doch folgt sie getreulich der Vorlage. Nur muß diese sich oft genug Kürzungen gefallen lassen, weil Mercier sich gelegentlich wiederholt, allerhand unnütze Phrasen macht und seinen patriotischen französischen Haß in langen geschichtlichen Abschweifungen ausströmen läßt, die mit seinem „Bildnis" wenig oder nichts zu thun haben. Neben diesen Kürzungen begegnet man nur ganz vereinzelten und geringfügigen Zusätzen Schillers; diese erklären sich teils aus seinem Bedürfnis nach größerer Klarheit, teils aus einer unwillkürlichen Einwirkung seiner historischen Lektüre, besonders der Geschichte Philipps II. von Watson, die der Dichter damals für den „Karlos" und bald um ihrer selbst willen las. In beiden Fällen, durch die Kürzungen wie die Zusätze, hat der Aufsatz jedesmal gewonnen. Das gilt auch von den Umstellungen, die Schiller zu besserer Ordnung hier und da vornahm, sowie von den kleinen Kunstmitteln, mit denen er dem ganzen Aufsatz noch mehr dramatische Lebendigkeit zu geben wußte. Einzelne Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten fallen diesen Vorzügen gegenüber kaum ins Gewicht.

2. **Einzelheiten.** Zur Probe von Schillers Kunst vgl. 37_{19-21} mit Mercier, S. VI: „Les préjugés les plus cruels et les plus déraisonnables s'accrûrent en raison inverse des lumières et de la liberté." — 38_{3} „die Franche-Comté und das Herzogtum Mailand" Zusatz Schillers aus seiner historischen Lektüre. — 38_{29-30} Das hier

ausgelassene Gedicht vergleiche in Band I, S. 66, mit der Vorlage bei Mercier, S. VIII. — „Jener Zeit“ ist ein falscher Zusatz Schillers; Mercier spricht nur von „un poete“. Auch dieser Ausdruck ist falsch, da die Vorlage Merciers nur Prosa ist. Vgl. Bd. I, S. 320. — Nach 38_{28} folgt bei Mercier, VIII—XII, noch eine längere Darlegung über die Zusammenhangslosigkeit von Philipps Staaten. — 39_{3-4} Die Worte „ja — Unterthanen“ hat Schiller wieder unter dem Einfluß seiner Beschäftigung mit Watson beigefügt. — 39_{17-25} Diese Worte stehen im Original in der dritten Person. — 39_{22} Die hier falsch verstandene Stelle heißt im Original, S. VIII: „Ce vieux roi, déjà radotant et déjà un pied dans le tombeau, du quel tous les états branlent.“ — 40_{13} Hier folgt bei Mercier, XIV ff., eine längere Auslassung über Philipps ungerechtes Vorgehen gegen Frankreich. Ebenso hat Schiller bald darauf einige unnütze Phrasen der Vorlage fortgelassen. — Nach 41_{13} folgt bei Mercier, XX, folgender Satz in einer Anmerkung: „Souvent il accouroit en poste d'une extrémité d'un royaume à l'autre, pour calmer un commencement de sédition.“ Vgl. dazu die Stelle Bd. VI, S. $437_{33ff.}$, die auf der hier citierten beruht. — 44_{29} Hier hat Schiller wieder eine längere Stelle Merciers, XXVI ff., über die spanisch-französischen Kriege von Heinrich IV. bis zum Spanischen Erbfolgekrieg ausgelassen. — 50_{30-32} Dieser Satz aus Mercier kehrt später im „Abfall“, Bd. VI, S. 215_{7-11}, ähnlich wieder. — 56 ff. Als Schiller diese Stelle des „Abrégé etc.“ aus Watson II, 512 (Deutsche Ausgabe, Lübeck 1778. 2 Bde. 8°) mit geringen stilistischen Abweichungen übernahm, übersah er, daß auch Mercier beide Werke benutzt hatte. Daher wiederholt er sich hier mehrfach.

3. **Moderne Litteratur.** Siehe unten unter „Abfall der Niederlande“.

Verschwörung des Marquis von Bedemar.

1. **Allgemeines.** Die Quelle dieses Aufsatzes ist, wie Schiller in der den Verschwörungen vorgedruckten Nachricht angibt, Réal, und zwar dessen Werk „Conjuration des Espagnols contre la Republique de Venise en l'annee MDCXVIII. a Paris 1674. 12°.“ Auf keinen Fall ist, wie Goedeke irrtümlich annimmt (Bd. IV, S. 114 Anm.), die Bearbeitung der Verschwörung in dem sonst von Schiller viel benutzten Werke Du Port du Tertres „Histoire des Conjurations, conspirations et revolutions celebres, tant anciennes que modernes“, 3. Bd.,

Paris 1754, 8°, S. 219 ff., Vorlage gewesen, da sie die Darstellung Réals bedeutend gekürzt und stilistisch umgeändert hat, während unser Aufsatz sich ziemlich genau an Réal anschließt.

Neben Réal hat der Übersetzer aber noch ein anderes Werk benutzt, das man bisher nicht hat ermitteln können. Es ist Johann Friedrich Le Bret, „Staatsgeschichte der Republik Venedig, von ihrem Ursprung bis auf unsere Zeiten". 3. Teil. Riga 1777. 4°. Von S. 259—279, doch mit gelegentlicher Benutzung der vorangehenden Partien. Dieses Werk, das zum großen Teil auch auf Réal ruht, hat dem Übersetzer mehr zur Kontrolle gedient. Doch hat es ihm außerdem das Verständnis des Originals erleichtert, viele Namen richtiger gegeben, Réal gelegentlich ergänzt und sehr oft die sprachliche Form durch geschickte Wendungen beeinflußt.

2. **Einzelheiten.** 58_1—59_2 ist ganz vom Übersetzer; 59_{2-15} ist eine kurze Zusammenfassung von Réal 15—18, dessen voraufgehende allgemeine Gedanken über Verschwörungen ganz beiseite gelassen sind. — Im folgenden zeigen stilistische wie inhaltliche Abweichungen Du Tertres von Réal und unserm Aufsatz auf Schritt und Tritt, daß Réal Vorlage gewesen ist. In der oft recht ungeschickten wortgetreuen Übertragung verrät sich am besten die Vorlage. Vor allem hat Du Tertre sehr viel ausgelassen, was sich in der deutschen Übersetzung findet. Übrigens läßt auch sie hier und da Sätze des Originals aus, fügt aber gelegentlich auch etwas hinzu. Die erste Abweichung unseres Aufsatzes, die unbedingt auf eine zweite Vorlage neben Réal schließen läßt, ist der Name Mendoza ($66_{9 \text{ und } 18}$), den Réal fälschlich „Le Marquis d'Inojosa" nennt. Er ist aus Le Bret genommen, während er bei Du Tertre überhaupt nicht steht. Auch der Satz „Mendozas Treue verdächtig zu machen", den Réal nicht hat, sowie richtigere Schreibart der Eigennamen weisen auf Le Bret. — Im weiteren Verlauf der Darstellung erlaubt sich der deutsche Übersetzer größere Freiheiten gegen die Vorlage. Er kürzt sie bei passenden Gelegenheiten, setzt kleine Abschnitte in eine ihm tauglichere Ordnung um und erläutert Réal, wo er unklar ist, durch kurze Reflexionen oder noch häufiger durch zusammenfassende Bemerkungen. So geht es fort, der Übersetzer tritt seiner Vorlage immer selbständiger gegenüber, ohne doch je seine Abhängigkeit von Réal zu verleugnen. Daneben macht sich aber fortlaufend die Benutzung jener zweiten Vorlage geltend, so besonders 116_{35-36}, wo Réal statt der Namen nur von „deux Daufinois venans d'Oranges" redet. Bei

Le Bret stehen sie S. 276 genau so wie bei Schiller angegeben. Dagegen spricht bis zum Schluß auch nicht die geringste Spur für eine Benutzung Du Tertres. Nur den Titel könnte er beeinflußt haben.

3. **Moderne Litteratur.** 1) Leopold von Ranke: Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Leipzig 1831. Auch in Rankes „Sämtlichen Werken". 2) Zwiedineck-Südenhorst: Die Politik der Stadt Venedig während des 30jährigen Kriegs. 2 Bände. 1. Band 1880/82

Jesuitenregierung in Paraguay.

Quelle dieser Anekdote ist Johann Christoph Harenberg, Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten, seit ihrem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit. Halle und Helmstädt 1760. 4°. 2. Band, letztes Stück: „Relation von der Schlacht in Paraguai. 1759, 1. Oktober", S. 2246—2249.

Schiller hat in dem Stück 123_2-124_{20} das Original etwas gekürzt, das übrige abgeschrieben. Deshalb urteilt Fritz Jonas, der die Quelle gleichfalls gefunden, in seinem Aufsatz darüber, „Archiv für Litteraturgeschichte" IV, S. 501—506, ein Vergleich der Vorlage mit Schillers Text ergebe, daß mehr von einem Wiederabdruck als von einer Bearbeitung durch den Dichter die Rede sei.

Herzog Alba in Rudolstadt.

Schiller hat seine Erzählung sehr wahrscheinlich nur aus dem von ihm selbst erwähnten Werke Söffings entnommen und die daneben citierten Schriften Mausolea und Spangenberg (Schmalkalden 1591, Fol.) nur mittelbar, aus Anführungen bei Söffing, gekannt. Sonst hätte er z. B. Spangenberg nicht falsch citiert und die Geschichte nach dessen gemächlich breiter Weise wohl etwas anders erzählt. Zudem steht im Spangenberg an der betreffenden Stelle nichts von dem 129_{28} ff. Erzählten. Söffing und Mausolea hat der Herausgeber nicht einsehen können. Nach Hesse (vgl. unten) lauten die Titel dieser beiden Werke:

Just. Soeffing (Superintendent in Rudolstadt), Historia ecclesiastica et politica per seculum Lutheranum ab ann. 1500 ad ann. 1600. Rudolstadii 1673. 8°, p. 199—203.

M. Sam. Waltheri, Past. Teichroed., Mausolea manibus pientissimis N. Netzelii, Hermstadii et sororiorum Ilmeniae posita

Typisque descripta publicis in Acad. Hierivadina a Frid. Melch. Dedekindo 1638. 4. Bogen C. 3.

Moderne Litteratur. Dr. Ludwig Friedrich Hesse: Katharina die Heldenmüthige, Gräfin zu Schwarzburg. Neue Mittheilungen auf dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, herausgeg. von J. O. Opel, 10. Band. 1. Hälfte, Halle 1863, S. 110 ff.

Geschichte des Abfalls der Niederlande. Prozeß und Hinrichtung von Egmont und Hoorne. Belagerung von Antwerpen.

1. Verzeichnis von Schillers Quellen.

Sie sind in den vom Dichter benutzten Ausgaben oder in gleichlautenden Drucken aufgeführt, soweit der Herausgeber sie durch eigene Einsichtnahme ermitteln konnte. Bei den wenigen Werken, wo das nicht möglich war, sind die für die Quellenuntersuchung verglichenen Drucke in Klammern gesetzt. Die Signaturen beziehen sich auf seltene Exemplare der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

1) Die Anregung zu seinem Werke verdankt Schiller (Vorrede der ersten Auflage. Vgl. Band VI, S. 565) der „Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Watsons vortrefflicher Beschreibung" = Watson, „Histoire du regne de Philippe II, Roi d'Espagne, Ouvrage traduit de l'Anglois". Amsterdam u. Rotterdam 1777, 8°. 2 Bände. — Schiller hat die deutsche Übersetzung (Lübeck 1778, 2 Bde.) nur bei der ersten Lektüre und bei der Übersetzung von Mercier (vgl. S. 492) vor sich gehabt. Die Citate des „Abfalls" stimmen nur für die französische Ausgabe.

Folgende Werke bezeichnet der Dichter dann als seine „Führer":

2) „De Thou" =
   a) für den „Abfall" und „Egmont"
      α) Jac. Aug. Thuani Historiarum superioris seculi operum pars prima. Frankfurt o. J. (1614?), 8°. Qf 669.
      β) Jac. Aug. Thuani Historiarum sui temporis. Pars secunda. Frankfurt 1614, 8°. Qf 669.
   b) für die „Belagerung von Antwerpen"
      α) Illustris viri Jac. Augusti Thuani Historiarum sui temporis tomus secundus editionis Germanicae. Frankfurt 1625, Fol.
      β) Illustris viri Jac. Augusti Thuani Historiarum sui tempo-

ris continuatio sive tomus tertius editionis Germanicae. Frankfurt 1621, Fol. Beide Bände Qf 676.

3) „Strada" = Famiani Stradae Romani e societate Jesu de bello Belgico decades duae. Mainz 1651, 4°. Tk 4675.

4) „Reyd" = Belgarum aliarumque gentium annales; auctore Everardo Reidano; Dionysio Vossio interprete. Leiden 1633, Fol. Tk 4654.

5) „Grotius" = Hugonis Grotii annales et historiae de rebus Belgicis. Amsterdam 1658, 8°. Tk 4820.

6) „Meteren" = Eygentliche und vollkommene Historische Beschreibung deß Niderländischen Kriegs ... Durch Emanuel von Meteren ... In zwey Theil abgetheilt. Amsterdam 1627, Fol. Tk 4504.

7) „Burgundius" = Nicolai Burgundī J. C. Historia Belgica. Ab anno MDLVIII. Ingolstadt 1629, 4°. Tk 4642.

8) „Meursius" = Joannis Meursī Guilelmus Auriacus ... Pars Prima ... Amsterdam 1638, Fol. Pa 3807.

9) „Bentivoglio" = Della guerra di Fiandra, descritta dal cardinal Bentivoglio. P. I. II. Venedig 1645, 8°. Tk 4749.

10) „Die Memoires des Staatsrats Hopperus" = Recueil et memoires des troubles des Pays-Bas du Roy in der Sammlung Vita Viglii ab Aytta Zuichemi ab ipso Viglio scripta eiusque, nec non Joachimi Hopperi et Joannis Baptistae Tassii opera historica ... Collegit ... C. P. Hoynck von Papendrecht. Haag 1643, 4°. To 154. Tomus II, Pars II, p. 17—116.

11) „Das Leben und der Briefwechsel seines [Hopperus'] Freundes Viglius" = Tom. I und II derselben Sammlung wie 10.

12) „Die Prozeßakten der Grafen von Hoorne und Egmont" = Procès criminels des comtes d'Egmont, de prince de Horne et autres seigneurs flamands. T. I und II. Amsterdam 1753 (?)

13) „Die Apologie des Prinzen von Oranien" = Apologie ou defense de tresillustre prince Guillaume ... contre le ban et edict publié par le roi d'Espagne. 1581, 4°. (? Vielleicht nur in dem Auszug am Schluß des Werkes von Watson benutzt.) (Brüssel und Leipzig 1858, 8°.)

14) Neben diesen „Führern" hat dem Dichter „sehr wichtige Dienste" geleistet die „Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande", d. i. ein unter diesem Titel anonym erschienenes Werk von dem

Holländer Wagenaar, das Schiller in der deutschen Ausgabe von „Leipzig und Göttingen“ 1756—58, 3 Teile, 4° benutzte. Tk 1414.

15) „Durch Auszüge aus einigen Broschüren der Zeit“ ist dem Dichter „nützlich geworden“ „Richard Dinoth“ = Richard Dinothi Normanni Constantinatis de bello civili Belgico libri VI. Basel 1586, 4°.

Schiller erwähnt in derselben Vorrede, daß er außer diesen 15 Werken, die er hier namentlich aufführt und später citiert, noch „einige Neuere“ und „wenig andere“ als Führer gehabt habe. Damit hat er wohl zum Teil folgende gelegentlich citierte Quellen im Auge:

16) „Tacitus, Historiae“.
17) „J. Cäsar, de bello Gallico“.
18) „Tacitus, de moribus Germanorum“.
19) „Dio Cassius“ = dessen „Ῥωμαϊκαὶ ἱστορίαι“.
20) „Tacitus, Agricola“.
21) „Tacitus, Annales“.
22) „Suetonius, Claudius“.
23) „Comines“ = Mémoires de Messire Philippe de Comines. Ausgabe von Lenglet du Fresnoy. 4 Bände. London u. Paris 1747, 4°.
24) „Guicciardini, Descr. Belg.“ = Omnium Belgii sive inferioris Germaniae regionum descriptio Ludovico Guicciardini, nobili Florentino Authore. (Arnheim 1616.)
25) „Fischers Geschichte des teutschen Handels.“ 1. u. 2. Teil. Hannover 1758, 8°.
26) „Anderson“ = A. Andersons historische und chronologische Geschichte des Handels . . . Aus dem Englischen übersetzt . . . Riga 1773—74, 8°. Band 3. Fg 2640.
27) „Essay sur les mœurs“ = eine Schrift von Voltaire unter diesem Titel. „III. Band“. (Genf 1769. 2. Band. 477 ff.)
28) „Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange“ = (Neuvilles) Histoire de Guillaume I., Prince d'Orange. Amsterdam 1699, 12°.
29) Eine Broschüre „Discours sur la blessure de Monseigneur, Prince d'Orange“, 1582, „ohne Druckort . . . in der kurfürstl. Bibliothek zu Dresden.“

2. Art und Bedeutung von Schillers Quellenbenutzung.

Zur Quellenfrage des „Abfalls“ und der beiden zugehörigen Aufsätze haben sich in nennenswerter Weise bisher nur Ellissen, Vorberger,

Janssen und Tomaschek geäußert. Ellissen hat in dem Vorwort zu seiner Ausgabe des „Abfalls“ (Goedeke VII) die Liste der meisten von Schillers Quellenwerken mit ausführlicher Angabe der Titel und Drucke aufgestellt. Leider nennt er die vom Dichter benutzten Drucke zum Teile falsch (vgl. oben Nr. 1, 2, 3, 6, 9 mit den entsprechenden Werken bei Ellissen) und leitet dadurch jeden, der Schillers Citate nachprüfen will, sehr unangenehm irre. Boxberger hat für seine Ausgabe (Kürschners Nationallitteratur, Schillers Werke, Bd. X, 1, Fußnoten) die Arbeit des Dichters fortlaufend mit Wagenaar und hier und da noch mit andern Quellen verglichen. Er hat auf diese Weise Schillers Citate vielfach ergänzen können, ist aber ebenso wie bei seiner Quellenforschung zum „Dreißigjährigen Krieg“ (vgl. Bd. VII, S. 449 ff.) in den Fehler verfallen, fast jede Stelle, an der in einer von Schillers Quellen der gleiche Stoff wie beim Dichter behandelt ist, als dessen unmittelbare Vorlage anzusprechen. Janssen hat in seiner zweimal aufgelegten Schrift „Schiller als Historiker“ (Freiburg, 1863 u. 1879, besonders S. 12 ff.) einige dankenswerte allgemeine Beobachtungen über Schillers Quellenstudien gemacht, im einzelnen aber eine Reihe ganz unbegründeter Vorwürfe gegen ihn erhoben (vgl. unter 3). Um so einsichtiger, tüchtiger und vorurteilsloser ist Tomaschek in seiner Arbeit „Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft“ (Wien 1862, besonders S. 69 ff. mit Noten, S. 133 f.) vorgegangen. Er hat einige von Schillers Hauptquellen nachgelesen, andere durch ausgedehnte Stichproben kennen gelernt und ist hierdurch zu Ergebnissen gekommen, die sich bei unserer fast überall ins Einzelne gehenden Untersuchung meistens als richtig bestätigt haben. Von seiner Quellenuntersuchung zum „Dreißigjährigen Kriege“ gilt dieses günstige Urteil leider nicht.

Schillers Vorlagen scheiden sich in eine anregende, eine leitende sowie in mehrere Haupt-, Neben- und Aushilfsquellen. Die erste Anregung zum „Abfall“ rühmt er, wie schon erwähnt, dem Werke Watsons (1) nach. Dabei ist er sich indessen wohl bewußt, wie weit dieselbe gegangen ist. Sie war doch mehr äußerer Art. Denn was den Dichter an dieser Lektüre eigentlich mit so nachhaltiger Begeisterung für den Freiheitskampf der Niederländer erfüllt, verdankt er nicht Watsons Darstellung, sondern seiner eigenen Phantasie; sie schuf sich die empfangenen Eindrücke alsbald zu einem durchaus neuen und eigenartigen Gebilde um, und erst in dieser Gestalt verlockte der Stoff ihn zu besonderer Darstellung

(vgl. Bd. VI, S. 565). Es gehörte freilich ein Mann wie Schiller dazu, um von Watsons Buche eine solche Wirkung zu erfahren; anderen Lesern müßte dessen kunstlose, nüchterne, englisch kühle Schreibweise die Begeisterung für seinen Stoff geradezu erschweren. Aber unserm Dichter erging es hierbei wie kurz darauf bei der Lektüre von Bougeants „Historie des Westfälischen Friedens", die ihn zum „Dreißigjährigen Kriege" trieb (vgl. Bd. VII, S. 4). Ihm genügte die klare, sachlich nicht uninteressante Art der Erzählung, um sich die Welt seiner Phantasie alsbald mit zahllosen eigenen, nach Gestaltung ringenden Bildern zu bevölkern. Die „Einleitung" zum „Abfall" spiegelt diese Wirkung von Watsons Lektüre getreulich wieder. Denn wenn sie auch in ihrer heutigen Form nicht mehr den ersten Niederschlag derselben darstellt, so gehört sie doch in allen wesentlichen Partien, vor allem in ihrer ganzen Auffassung, ihrem lebhaften Schwung und der warmen Parteinahme für Hollands Sache unzweifelhaft noch jenen Tagen an, wo Schillers Kopf von den an Watson entzündeten Gedanken glühte. Sie ist eigentlich der „Umriß", den er laut seiner Vorrede ursprünglich vom „Abfall der Niederlande" liefern wollte. Die frische Begeisterung, deren Gepräge sie damals empfangen hat, ist ihm hernach verflogen oder doch stark gedämpft worden, als er Werke zu Rate zog, die ihn in manchen Punkten ganz anders als Watson belehrten. So kam es, daß er den Plan einer ausführlichen Geschichte des „Abfalls" faßte und sie in einer sehr viel kühleren Tonart als die Einleitung schrieb. Dem entspricht es, wenn sich in der Einleitung außer einigen Spuren aus dem gleichgestimmten Aufsatz von Mercier nur Watson als namhafte Vorlage nachweisen läßt, während dieser im eigentlichen „Abfall" unter den Quellen nur im Hintergrunde steht. Allerdings ist er für die ganze Arbeit am „Abfall" fortlaufend verglichen worden, hat aber sehr wenig Wesentliches beisteuern können. Die Lektüre anderer Quellen machte den Dichter auf so viel Blößen, Widersprüche und zusammenhangslose Begebenheiten in Watsons Buche aufmerksam, daß er sich ihm nicht mehr anvertrauen mochte. Immerhin hat Watson ihm aus der großen Stoffmasse gelegentlich durch seine knappere und oft zutreffende Darstellung, hier und da auch durch manche glückliche Wendung herausgeholfen. Sein Hauptverdienst bleibt jedenfalls die ursprüngliche Anregung zum „Abfall", während er unter den führenden Quellen Schillers keinen Platz beanspruchen kann.

Als eigentlich „leitende" Vorlage gibt sich dann Wagenaar (14) zu erkennen, dessen Werk der Dichter (vgl. Bd. VI, S. 566) „eine aus-

führliche, mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Kompilation" nennt, „die wirklich noch einen bessern Namen verdient". Diese Arbeit diente Schiller recht als Wegweiser durch Stoff und Litteratur. Er verdankt ihr die Kenntnis der Hauptzüge aus der niederländischen Geschichte und ihrer wichtigsten Quellen, ferner die Vermittelung wertvoller Vorlagen, die er nicht selbst heranziehen konnte, die Anleitung zu gewissenhafter und allseitiger Quellenbenutzung und stete Beratung für richtige Auswahl, Aufbau und gelegentlich sogar für die Formung des Stoffes. Wagenaars Geschichte läßt sich von Anfang bis zu Ende der Schillerischen Darstellung als deren eigentlicher Leitfaden verfolgen. Das schließt nicht aus, daß Schiller sie gelegentlich bei Seite legte, um sich aus andern Werken besser und ausführlicher zu unterrichten, daß er noch öfter ganze Partien von ihr, die nicht in seinen Plan paßten, überschlug und sich hier und da sogar unter dem Einfluß anderer Vorlagen und eigenen Urteils in Widerspruch mit ihr setzte. Denn so wertvoll Wagenaar war, er blieb doch eine Kompilation, und Schiller mußte seinen ganzen Scharfblick für das Wesentliche aufwenden, um sich durch das massenhafte Material durchzuwinden. Dafür ist denn auch die Geschicklichkeit, mit welcher er sich in der chronologischen, den Zusammenhang zerreißenden Anordnung Wagenaars zurechtgefunden hat, oft geradezu erstaunlich. Doch ist seine allgemeine Auffassung von Personen und Dingen durch Wagenaars maßvolle, protestantisch-niederländische Gesinnung kaum beeinflußt worden.

Unter den Hauptquellen beanspruchen Strada (3) und Burgundius (7) als Vertreter der spanischen, Grotius (5), Thuanus (2) und Meteren (6) als Anwälte der niederländischen Sache im allgemeinen etwa die gleiche Bedeutung. Schiller hatte sie stets alle zur Hand und behandelte sie im ganzen als gleichwertig. Die einen wie die anderen wurden fortlaufend und eindringlich gelesen und mit gewissenhafter Sorgfalt verarbeitet, ohne daß er grundsätzlich einer von ihnen seine besondere Gunst zugewendet hätte. Bei ihrem ungleichen schriftstellerischen Werte, bei der ausgeprägten Vorliebe des Dichters für gefälligen Stil und seiner nicht allzu großen Kenntnis der lateinischen Sprache will diese gleichmäßige Behandlung der genannten Quellen viel besagen. Burgundius und Thuanus mochten sich noch ziemlich leicht für ihn lesen, wenn letzterer ihm auch durch seine Breite und Unübersichtlichkeit unbequem war. Dagegen machten ihm Grotius und vor allem

Strada sicherlich viel Mühe und Arbeit. Um so mehr überrascht die Beobachtung, daß er auch die schweren Vorlagen doch fast überall sachlich richtig und im Ausdruck genau übernommen hat. Gerade die dunkelsten und verwickeltsten Stellen hat er oft wie spielend bewältigt und die wesentlichen Gedanken noch so langatmiger Darlegungen zu kurzen, zutreffenden und gefälligen Sätzen verdichtet. Immerhin bereitete ihm dieses Quellenstudium doch so viel Mühe, daß er im ganzen zufrieden sein mußte, wenn es ihm gelang, den Stoff seiner Vorlagen richtig zu verstehen und getreu und geschmackvoll zu verarbeiten. An eine Herrschaft über den Stoff selbst, eine darauf gestützte kritische Sichtung des Richtigen vom Falschen und an eine nur bei solcher Übersicht mögliche, unbestechliche Entscheidung über die Zuverlässigkeit seiner Führer konnte er nicht wohl denken. Für diese Aufgabe war seine Zeit zu bemessen, seine historische Vorbildung zu beschränkt, die Hilfsmittel zu gering und das Material zu gewaltig. Schiller hat das selbst aufs lebhafteste empfunden und in seiner Vorrede offen eingestanden (Bd. VI, S. 566).

Doch fand er im einzelnen noch sattsam Gelegenheit, aus dem Wirrwarr verschiedener Erzählungen das Richtige selbständig herauszugreifen. In solchen Fällen läßt sich oft Schritt für Schritt beobachten, wie er die abweichenden Elemente seiner Vorlagen gewissenhaft gegeneinander abwog, sie möglichst in Einklang zu bringen suchte, weil er an jede seiner Quellen zuerst immer mit Vertrauen heranging, dann aber, wo eine Vermittelung versagte, der Darstellung sich anschloß, die seinem verständigen Urteil, seinem Bestreben nach Unparteilichkeit und seiner ganzen Auffassung am meisten zusagte. Konnte oder wollte er sich zwischen widersprechenden Angaben nicht entscheiden, so teilte er sie mit und vermerkte seine Zweifel.

Nur konnte er nicht überall mit solcher Vorsicht verfahren. Denn da sich seine Quellen über die gleichen Fragen mit ganz ungleicher Ausführlichkeit verbreiteten, so mußte Schiller sich oft mehr der einen und anderen oder auch einer Vorlage ausschließlich anvertrauen. War dies aber der Fall, fehlte ihm also die Kontrolle anderer Darstellungen, so nahm er aus der gerade vorliegenden Quelle alles, also auch das Unverbürgte und Unrichtige, auf, sofern er keinen Anlaß fand, es aus inneren Gründen abzuweisen. Da er sich derart bald von Katholiken, bald von Protestanten, bald auch von beiden zugleich leiten ließ, so kann die Thatsache nicht verwundern, daß Schillers „Abfall“ von keiner einheitlichen Auffassung getragen ist. Seiner Grundidee

nach vertritt das Werk den Standpunkt der niederländischen Freiheitshelden, denn ihre Sache war dem Dichter mit dem Kampf für religiöse und politische Freiheit gleichbedeutend, und Watson hatte ihn ja von vornherein in dieser Anschauung bestärkt; im einzelnen aber gibt es neben den in diesem Geiste geschriebenen Partien eine ganze Reihe solcher, die keinen entschiedenen, und solche, die den katholisch-spanischen Standpunkt vertreten. Dieser Wandel rührt, wie auch schon ein Blick auf die Quellencitate zeigt, fast immer daher, daß die jedesmaligen Vorlagen Schillers Auffassung bestimmten.

Doch darf man nicht etwa in allen entschiedenen Urteilen Schillers nach der einen oder anderen Seite einen Spiegel seiner Quellen erkennen wollen. Mehrfach haben sie durch ihre Parteilichkeit den Dichter geradezu auf den entgegengesetzten Standpunkt gedrängt oder ihn doch veranlaßt, ihrer Darstellung gegenüber seine Zweifel zu äußern.

Verhältnismäßig unbefangen ist er besonders Burgundius gegenüber geblieben. So stark er diesen Schriftsteller auch, besonders im ersten Teile seiner Arbeit, herangezogen hat, so hat er doch schnell seine Parteilichkeit für die katholische Sache und seine Unzuverlässigkeit in sachlichen Angaben herausgefühlt und daher wenig mehr von ihm übernommen, als sein eigenes gesundes Urteil gutheißen und zuverlässigere Vorlagen bestätigen konnten. Wir müssen das betonen, weil Janssen dem Dichter den Vorwurf gemacht hat, er sei Burgundius blindgläubig gefolgt und habe gerade von ihm alles mögliche Unrichtige übernommen. Wir wollen nicht leugnen, daß Burgundius etwas Verführerisches für Schiller hatte; mit seinen rhetorisch aufgeputzten Reden kam er dessen Bedürfnis nach dramatisch lebhafter Darstellung sehr entgegen und gab ihm daher manche Wendungen mit, die nicht gerade historisch verbürgt sind. Wo das aber der Fall ist, widersprechen sie wenigstens nicht dem anderweit bezeugten Gedankengang der betreffenden Rede. Unbedingt falsch ist es jedenfalls, wenn Janssen des weiteren behauptet, Schiller sei Burgundius auch da gefolgt, wo ihn seine anderen Vorlagen eines Besseren belehren mußten, und habe ihn gelegentlich sogar übertrumpft. Janssen übersieht nämlich bei seiner ganzen Untersuchung zum „Abfall" einen sehr wichtigen Punkt: Will man Schillers Quellenarbeit richtig erkennen, so darf man sich nicht nur an seine Citate halten. Denn daraus ergibt sich durchaus kein genügendes Bild von dem Umfang und der Eindringlichkeit seiner Quellenlektüre. Schiller hat im ganzen Verlauf der Arbeit seine

Quellen sehr viel öfter zu Rate gezogen und verarbeitet, als er es in den Citaten vermerkt hat. Da er mit diesen keinen eigentlich wissenschaftlichen Apparat und noch weniger natürlich einen prunkhaften Beweis seiner Studien liefern wollte, so begnügte er sich, im allgemeinen nur die Vorlagen namhaft zu machen, in denen die von ihm verwertete Nachricht zuerst stand, oder die er für die betreffende Stelle am meisten ausgebeutet hatte. Daher rühren manche Sätze von ganz anderen Schriftstellern her, als man nach den Fußnoten glauben sollte. Sehr oft hat er in dieser Weise Wagenaar und Watson verwertet, ohne sie neben ihren Quellen noch ausdrücklich anzuführen, und mancher Ausdruck, den Janssen z. B. für einen Zusatz Schillers zu Burgundius hält, ist aus jenen beiden Werken entnommen (Näheres unten).

Dabei ist nun aber wohl zu betonen, daß Schiller niemals versäumt hat, die Quellen, auf die er sich beruft, selbst zu befragen. Das beweist schon die äußere Beobachtung, daß er sie meist nach ganz anderen Ausgaben als Wagenaar und Watson citiert, und daß seine Citate, abgesehen von wenigen Fällen, wo er, vermutlich aus dem Kopfe, unrichtig citiert, überall aufs genaueste stimmen. Dann aber haben ihm die Quellen, und dies ist der beste Beweis für sein stetes Zurückgreifen auf sie selbst, in fast allen Fällen noch den oder jenen Gedanken, die oder jene Wendung mitgegeben, die man bei Wagenaar oder Watson vergeblich sucht. Darum ist nichts ungerechter als jener von Julian Schmidt erhobene Vorwurf, Schillers Arbeit habe sich augenscheinlich im besten Falle darauf beschränkt, „die Citate seiner leitenden Quelle, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßiger Übersetzung gab, zu verifizieren".

Mehr Vertrauen als dem Burgundius hat Schiller dem gleichfalls in katholisch-spanischem Sinne schreibenden Strada geschenkt. Dessen Werk erwies sich, abgesehen von seiner schriftstellerischen Bedeutung, durch sein reiches Material zu wertvoll, durch die auch in den Einzelheiten sehr gewissenhafte Verarbeitung des letzteren zu vertrauenswürdig, als daß Schiller seine Nachrichten nicht auch da, wo die anderen Quellen schwiegen, hätte zu Grunde legen sollen. Darüber ist er aber oft, wenn auch meist unbewußt, so weit in die Anschauung Stradas hineingeraten, daß man sich gelegentlich wohl fragen möchte: „Ist das noch Schiller, der so schreibt?" Der Grund für diese Nachgiebigkeit liegt nicht in einem Mangel an kritischem Scharfblick, sondern in Schillers allzu ängstlichem Bestreben nach Unparteilichkeit.

Weil er sich bewußt war, mit seinem Herzen auf der niederländischen Seite zu stehen, fürchtete er wohl, er könne leicht das Unrecht auf dieser und das Recht auf der anderen Seite verkennen, und urteilte deshalb da, wo er gegen die Nachrichten des sonst zuverlässigen katholischen Schriftstellers Strada nur eigene Zweifel hegen mochte, lieber katholisch als protestantisch. Unter Umständen that er das sogar dann, wenn er nur protestantische Quellen vor sich hatte. Denn man nimmt mit Erstaunen wahr, daß er ihnen gelegentlich weniger Vertrauen entgegenbrachte als den katholischen Werken. Im ganzen freilich mußte er doch ein gut Teil seiner besten Partien auf Thuanus und Meteren begründen, so besonders im letzten Drittel, weil hier Burgundius immer dürftiger wurde und schließlich ganz aufhörte (Ankunft Albas), während Strada hier nicht genug die Verhältnisse berücksichtigte, auf die es Schiller am meisten ankam.

Grotius hat ihm weniger durch Material als durch seine Auffassung Dienste geleistet; z. B. ist Schillers vernichtendes Urteil über die Inquisition nicht zum wenigsten auf ihn zurückzuführen. Außerdem aber hat er ihn, und das beweist Schillers richtigen Blick, in allen Verfassungsfragen zum Führer genommen.

Der gleiche kritische Takt und dieselbe gewissenhafte Unparteilichkeit läßt sich für Schillers Benutzung seiner Nebenquellen beobachten. Reyd, der einseitige Parteigänger Oraniens, ist z. B. viel weniger herangezogen als Hopperus, ein Geschichtschreiber der gemäßigt katholischen Partei; aber gegen ihn so gut wie gegen die anderen, meist protestantischen Nebenquellen übt Schiller bei passender Gelegenheit Zurückhaltung oder ausdrückliche Kritik.

Nebenquellen nennen wir diese Werke hauptsächlich deshalb, weil Schiller sie nicht fortlaufend, sondern nur gelegentlich zu Rate gezogen hat, meistens dann, wenn er sie bei Wagenaar oder Watson citiert fand. Nur Hopperus' Memoiren scheint er ganz gelesen zu haben, nicht aber seine Korrespondenz mit Viglius und ebensowenig Reyd. Doch wird er Meursius, Dinoth und vor allem Voltaire jedenfalls mehr benutzt haben, als er angibt; ein Gleiches möchten wir von Bentivoglio vermuten, ohne dies doch bestimmt versichern zu können. Die Entscheidung darüber ist so schwer, weil sich Bentivoglio sehr eng an seine Quellen hält und Schiller diese selbst zur Hand hatte. Das Citat „Guicciardini Descr. Belg." (S. 236) stützt sich gewiß nur auf Strada, der es genau so gibt, und ebenso sind die für die Urgeschichte der Niederlande nam-

haft gemachten alten Schriftsteller (S. 229—230) nicht selbst von Schiller eingesehen worden; er entlehnte sie alle aus Wagenaar. Auch Comines ist ihm nicht im Original, sondern teils durch Wagenaar, teils durch Fischer bekannt geworden. Dagegen hat er dessen Handelsgeschichte ebenso wie die Andersonsche aufs sorgfältigste herangezogen.

Schiller hätte gern noch mehr Werke benutzt, bemühte sich aber vergebens um sie (vgl. Bd. VI, S. 566). Wenn er dabei dann besonders Granvellas Papiere vermißte, so hatte er doch an dieser Erkenntnis einer Quelle ersten Ranges kein eigenes Verdienst. Tomaschek und andere, die ihm dies nachrühmen, übersehen, daß schon Wagenaar auf die Korrespondenz jenes Staatsmannes hingewiesen hat (Bd. III, S. VIII f.). Daran, daß Schiller sich nur von Wagenaar über das Quellenmaterial belehren ließ, liegt es auch, daß er nichts von den wichtigen Schriften des Heuterus und von der Haar erfuhr.

Im ganzen ergibt sich für Schillers Quellenstudien zum „Abfall" etwa folgendes Urteil: Sie erfüllen gewiß nicht die höchsten Forderungen der neueren Geschichtschreibung, bleiben aber auch nicht allzuweit hinter ihnen zurück. Für ihre Mängel ist Schiller persönlich nur zum Teil verantwortlich, da es meist äußere Umstände waren, die es ihm versagten, seine Arbeit so anzufassen, wie er es nach seiner eigenen Anschauung gewünscht hätte. Was er bei solcher Beschränkung noch schaffen konnte, hat er geleistet: Heranziehung möglichst vieler und guter Vorlagen, eindringliche Lektüre, sorgfältige und gewissenhafte Verwertung des Materials; dazu brachte er als eigene, wertvollste Gabe einen feinen kritisch-historischen Takt und einen unfehlbar sicheren Blick für alles Wesentliche mit. Wenn er sich doch einmal vergriff, entsprang der Fehler immer nur einem rein äußerlichen Versehen bei seiner praktischen Quellenarbeit, nie etwa einer falschen theoretischen Anschauung von der Aufgabe des Historikers. Denn wie richtig, auch im Sinne der modernen Wissenschaft, Schiller ein gewissenhaftes Quellenstudium auffaßte, beweisen seine Worte aus der Vorrede: „Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat . . . zum Roman werden müssen." Vgl. Bd. VI, S. 566 f.

Diese Worte sollte man zu Grunde legen, wenn man erkennen will, nach welchen Grundsätzen Schiller thatsächlich Geschichte geschrieben hat, nicht etwa die in der „Antrittsvorlesung" aufgestellte Historik, denn die hat mit der Praxis seiner eigentlich historischen Arbeiten nichts zu schaffen (vgl. Bd. VI, S. 178). Insbesondere bietet sein „Abfall" auch nicht das geringste praktische Beispiel für den Satz, „die

Vernunft müsse die Lücken der Überlieferung ergänzen". Um die leeren Strecken, Widersprüche und isolierten Fakta in Watsons Werk zu entfernen, hatte er sich vielmehr an die Quellen gemacht und sich aus ihrem Material seinen „Abfall" nicht als ein Werk willkürlicher Kombinationen, sondern als ein Werk der redlichsten Forscherarbeit, ja „des Eselsfleißes" geschaffen. Für den „Dreißigjährigen Krieg" hat er hernach gleichfalls gewissenhafte Quellenforschungen getrieben, aber sie waren weder so umfangreich noch so gründlich wie die für den „Abfall". Daher hat das Erstlingswerk vor dem späteren den Vorzug, daß seine Einzelpartien in Form und Anordnung selbständiger und im Inhalt richtiger sind. Dafür ließ sich Schiller im „Dreißigjährigen Krieg" freilich weniger vom Urteil seiner Vorlagen befangen; denn während er im „Abfall" mit den Protestanten mitunter recht leidenschaftlich, mit den Katholiken sehr hart urteilte, blieb er in seinem zweiten Hauptwerk viel ruhiger. Das kam hier besonders auch seiner Gesamtauffassung zu gute, die daher durch abgeklärte Ruhe und Selbständigkeit derjenigen im „Abfall" bedeutend überlegen ist. Vgl. übrigens Bd. VI, S. 179 und 211 f.

3. Gang und Einzelheiten von Schillers Quellenarbeit.

Einleitung (S. 213--228). Sie ist, wie erwähnt, der Lektüre Watsons entsprungen, hat aber in Form, Anordnung und selbst in den Gedanken ein so völlig Schillerisches Gepräge erhalten, daß die im einzelnen aus Watson entlehnten Stellen nicht mehr sicher zu erkennen sind. (Vgl. nur S. 214_{28}—215_{1} mit Watson, deutsche Ausgabe, Bd. I, S. 24.) Deutlichere Spuren hat eine zweite Quelle, nämlich Schillers eigene Übersetzung aus Mercier, hinterlassen. Vgl. z. B. Bd. XIV, S. $50_{21-23, 30-34}$, $51_{1-7, 9-12, 25-30}$, 52_{10-11}, 54_{14-16} mit den Gedanken der Einleitung. Daß Schiller dies grelle Zerrbild Philipps noch neben dem nüchternen Watson benutzte, beweist von neuem die frühe Abfassung der Einleitung (vermutlich Winter 1786 auf 1787; vgl. Bd. VI, S. 205 ff.). Übrigens wirkte die von Mercier gegebene Auffassung Philipps noch ziemlich weit in den eigentlichen „Abfall" hinein. — Schiller hat seine Einleitung vor der Veröffentlichung noch einmal redigiert, scheint dabei aber inhaltlich wenig geändert zu haben. Sonst müßten sich von den neuen Quellen, die er nun bereits kannte, mehr Einflüsse nachweisen lassen als ein paar geringfügige Beiträge Stradas (vgl. S. 217_{4-6}, 220_{24-26}, 226_{22}—227_{3} und überhaupt die Parallele zwischen Holländern und Batavern, ferner 228_{8-12} mit Strada 1—3, und das von

Wagenaar übernommene Citat aus Tacitus, 228). Vorbergers Verweis auf Reyd zu 225_{32} (vgl. Vorberger, Bd. X, 1, S. 37) stimmt nicht. Im übrigen lassen sich die rein Schillerischen Gedanken der Einleitung einigermaßen leicht von dem verarbeiteten Material abheben.

Erstes Buch: Frühere Geschichte der Niederlande bis zum 16. Jahrhundert (S. 229—246_{12}). Hier liegt zuerst Wagenaar (1. Teil) zu Grunde, auch für die Citate S. 229, 230 und 233, die Schiller ungeprüft übernommen hat. S. 232_{9-24} meldet sich als zweite Hauptquelle Grotius zum Worte und kehrt gleich darauf wieder; aber auch Strada hilft hier schon mit, wie in der Einleitung, wenn er auch erst später vermerkt ist. Ebenso verrät Watson seinen Einfluß, so S. 236_{19-26}, 237_{6-24} (vgl. Watson I, 112—117), wo Schiller ihm teilweise mehr vertraut als Wagenaar; doch herrscht dieser im ganzen vor; freilich nicht in dem Grade, wie Vorberger es notiert hat (vgl. dessen Fußnoten).[1] Mit der Darstellung des Handels und Gewerbes in den Niederlanden greifen Fischer und Anderson ein, die Schiller überall im Original einsah und sehr viel mehr benutzte als citierte. Fischer hat ihm zugleich einige Citate aus Comines vermittelt, so die von S. 239—241; S. 240_{30}—241_{11} ist nach der lateinischen Übersetzung bei Fischer, Bd. II, S. 438, übernommen, doch ist es möglich, daß Schiller die Citate in Comines noch selbst wenigstens verifiziert hat. S. 245_{15}—246_{12} ist Fischer wiederum Vorlage gewesen, doch bin ich unsicher, ob hier nicht doch zugleich Guicciardini im Original eingesehen worden ist. In jedem Falle hat er indirekt, durch Strada und Fischer, Einfluß auf Schiller gewonnen. Des Dichters eigene Zuthaten, meist stilistischer, selten resumierender oder reflektierender Art, sind hier gering. Vgl. S. 229_{4-10}, 235_{29-33} (?), 241_{12-17}.

Die Niederlande unter Karl V. (S. 246_{13}—260). Hier ist Schiller schon ein gut Stück selbständiger, wohl weil er die Zeit aus seiner frühen Lektüre Robertsons (vgl. Bd. VI, S. 169), den er übrigens zur Zeit der ersten Anregung durch Watson von neuem las, schon ziemlich genau kannte; mit welch schöpferischer Reproduktion hat er hier z. B. aus kurzen Andeutungen von Grotius allerhand gehaltreiche Gedanken gewonnen, so S. 251_9—252_{11}. Dabei hat er denn auch einmal fehlgegriffen; in der großen Note auf S. 247—248 hat er neben allerhand Freiheiten

[1] Vorberger verweist in seiner ganzen Untersuchung so oft an unrechter Stelle auf Wagenaar, daß wir es uns versagen müssen, jedesmal darauf zurückzukommen.

Zeile 19—21 mißverständlich aus den Worten übersetzt: „Ita post septentrionis rabiem octo per saecula mansere extremis armis invicti et indirepti.“ Unsere Note 2, die wir vor der Kenntnis dieses Schillerischen Fehlers schrieben, ist deshalb falsch. — Infolge der größeren Unabhängigkeit des Dichters ist es in dieser Partie schon schwerer, alle seine Entlehnungen zu entdecken und auf ihren Ursprung zurückzuführen. Jedenfalls ist er mit Quellenverweisen hier viel zu sparsam gewesen. Erkenntlich sind von den bisherigen Schriftstellern neben den Hauptvorlagen Grotius und Wagenaar noch Fischer, ferner Watson (vgl. S. 248_{11}—249_{2}, 252_{11-18}, 258_{3-31}) und, allerdings wenig, Strada (vgl. S. 246_{10-12} mit Strada Bd. I, S. 87). Dazu tritt S. 252_{18-21} auf einmal Burgundius (S. 43), dessen Benutzung übrigens auch vorher nicht unmöglich ist. Doch nennt ihn Schiller noch nicht. Dagegen beruft er sich bereits auf Thuanus und Meteren, auf deren Bedeutung ihn wohl Watson am meisten hingewiesen hat. Der Stoff wuchs ihm hier bereits zu verwirrender Masse an, so daß er bei seinem Bestreben, ihn inhaltlich zu gruppieren, mit der Darstellung S. 259_{33}—260_{28} einen stärkeren chronologischen Fehler machte. Denn die hier erzählte Huldigung hatte bereits einige Jahre früher stattgefunden. Außerdem bot der dabei geschworene Eid durchaus nichts Ungewöhnliches in seiner Formulierung; das verkannte Schiller, weil er hier überall noch zu sehr von Watson und Mercier erfüllt war.

Philipp der Zweite (S. 261—268_{10}). Hier treten als neue Vorlagen Voltaire (S. 262_{3-5}) und Reidanus auf, während Wagenaar und Watson hier zuerst hinter ihre Quellen zurückzuweichen beginnen, in dem Maße nämlich, wie Schiller ausführlicher wird. Doch bleibt Wagenaar stets Wegweiser und bewahrt, gleich Watson, den Dichter besonders späterhin vor zu großer Ausführlichkeit. Die Verweise hat Schiller hier ganz besonders vernachläſſigt.

Das Inquisitionsgericht (S. 268_{11}—275_{14}). In diesem Kapitel verschwinden Wagenaar und Watson hinter Voltaire und Grotius, die sich in den Ruhm teilen, dieser glänzenden Schilderung die Hauptunterlage gegeben zu haben. Doch hat Schiller, der hier ganz Feuer und Flamme war, viel Eigenes beigebracht und ist seinen Vorlagen stilistisch bedeutend überlegen. Man vgl. S. 273_{7-12} mit Voltaire: „C'est de là que le silence est devenu le caractère d'une nation née avec toute la vivacité que donne un climat chaud et fertile.“ Außerdem sind, zum Teil wohl als Kontrolle, die Katholiken Strada

und besonders Burgundius herangezogen. Auch eine neue Quelle, Hopperus, taucht hier auf (S. 269_{12-16}), verschwindet aber vor der Hand wieder.

Andre Eingriffe (S. 275_{15}—278_{26}). Hier haben Wagenaar und Watson wieder die Leitung, doch tragen neben den im vorigen Abschnitt Beteiligten auch Reidanus und Meteren ihr Scherflein bei. Die abwechselnde Benutzung so vieler Vorlagen verschuldet es wohl, daß Schiller mit der S. 277 angeführten Rede den Ereignissen bedeutend vorgreift, denn sie war die Antwort auf die erst S. 291—292 erwähnte Rede Granvellas.

Oranien und Egmont (S. 278_{27}—288_{19}). Hier sind alle Hauptvorlagen, außerdem als neue Quellen Meursius und die Schrift „Vie et généalogie" beteiligt, doch so, daß Wagenaar und Watson die Leitung behalten und die katholischen Werke (außer Strada) eigentlich nur vorkommen, um widerlegt zu werden. Schillers Kunst, seine Quellen auszunutzen, zeigt sich hier aufs glänzendste, besonders Reidanus und Burgundius gegenüber. Bloße Andeutungen seiner Vorlagen sind von ihm zu ganzen Gedankenfolgen entwickelt.

Margareta von Parma (S. 288_{20}—298). Für diese Partie hat Strada, der Vertraute der Herzogin, mit Burgundius die Führung Schillers übernommen. Wagenaar, Watson, Grotius kommen daneben nur als Kontrollmaterial in Betracht, doch haben sie immer noch mehr zu sagen als Hopperus, Meteren und Bentivoglio, den Schiller hier zuerst nennt. Ob er ihn später mehr benutzt hat, ist schwer zu entscheiden; hier hat er ihn zweifellos unmittelbar vor sich gehabt, besonders für 291_{28-29}, 292_{15-28}. Er fand ihn bei Watson nur mit „Bentivoglio I" citiert. Auch taucht hier noch einmal die „Vie et généalogie", aber zum letzten Male, auf (vgl. S. 296_{34} und 572, mit „Vie et généalogie" S. 9—10). Manche Stellen stammen hier übrigens von Schiller (S. 291_{10-16}, 294_{31}—295_{6}, $295_{7-13,\ 19-22}$).

Das ist der Gang der Quellenarbeit Schillers im ersten Buch. Wir haben ihn so eingehend behandelt, weil wir damit zugleich ein Bild von dem ganzen Verlauf seiner Untersuchung gewinnen. Denn in den folgenden Büchern geht die stete Benutzung aller Hauptquellen in der gleichen Weise wie bisher fort und ebenso die Hineinverwebung wertvoller Nachrichten aus den Nebenvorlagen. Während er diese naturgemäß sehr schnell wechselt und bis zuletzt durch neue ergänzt — nur

Hopperus scheint ihm stets zur Hand gewesen zu sein — ändern die Hauptquellen ihr Verhältnis nur in größeren Abständen zu einander. Im ganzen wächst zunächst die Bedeutung von Burgundius und Strada, dann die von Thuanus und Meteren. Unausgesetzt aber läßt sich, auch wenn Schiller es längere Zeit nicht vermerkt, die leitende Hand Wagenaars und der alte Rückhalt an Watson verspüren.

Recht häufig sind alsdann die Stellen, zu denen die meisten Vorlagen gleichmäßig beisteuern. Dabei läßt sich besonders eine Kunst Schillers bewundern, die er im „Dreißigjährigen Kriege" zur Vollendung entwickelt hat: Er zerschlägt die Nachrichten seiner Quellen gleichsam in kleine Stückchen und stellt sie dann zu einem Bilde zusammen, in dem zwar das alte Material sich noch erkennen läßt, durch Form und Anordnung aber zu einer ganz neuen und eigenartigen Schöpfung zusammengeschweißt ist. Bei solchen Leistungen half dem Dichter nicht zum wenigsten sein sicherer Blick für das Wesentliche, der einem Burgundius z. B. ganz abging, so daß Schiller sehr viel Material von ihm als wertlos fortlassen mußte. Bei alledem war er immer gleich gewissenhaft und machte durch eigene Schuld nur wenig Fehler. Seine Quellenverweise blieben nach wie vor hinter seinen wirklichen Studien zurück und ergaben deshalb gelegentlich ein ganz falsches Bild von ihnen. An dem Abschnitt über die Geusen (S. 387_{25}—403_5) ist der häufig citierte Grotius bei weitem nicht so stark beteiligt wie Strada und Burgundius.

Ein Meisterstück gewissenhafter und mit historischem Takt verwerteter Lektüre stellt „der Bildersturm" dar. Schiller behandelte diesen Abschnitt mit besonderer Liebe und konnte sich darum nicht nur mehr Selbständigkeit im Stil und in der Gestaltung des Stoffes, sondern auch viel eigene Gedanken erlauben. So nahm er denn auch Anlaß, sich gegen Burgundius und Strada zu wenden und ihren Vorwurf abzuwehren, daß der Bildersturm von dem Adel planvoll entworfen und ins Werk gesetzt worden sei. Er hielt das offenbar für nötig, um das rasende Treiben, das er zu schildern hatte und in keinem Falle beschönigen mochte, nicht noch schlimmer zu machen, als es thatsächlich war. Auch so ist sein Urteil noch hart genug ausgefallen, weil ihn der Flug seine Phantasie wohl ein wenig fortriß. Im übrigen aber wächst Schillers eigenes Verdienst an seiner Geschichte immer mehr. Die Mosaikarbeit wird feiner und feiner, nimmt immer schärfer sein eigenes Gepräge an und wird mit immer zahlreicheren Reflexionen durchsetzt. Sofern diese in zusammenfassenden Rückblicken bestehen, sind sie nicht

immer glücklich. Schiller war doch im Grunde bis zuletzt zu tief von der Masse und dem Geist seiner Quellen befangen, um sich schon zu einem abgeklärten Gesamturteil zu erheben. Die der Begeisterung entsprungene Sicherheit, mit der er sich in der Einleitung über die ganze Bewegung in den Niederlanden ausgesprochen hatte, war ihm über der eigentlichen Quellenarbeit doch mehr und mehr abhanden gekommen. Er mußte die Arbeit abschließen, ohne sich zur Klarheit und Übersicht durchgerungen zu haben. Körner hatte vollkommen recht, wenn er von der eigentlichen Geschichte urteilte: „Jene interessante Idee [der Einleitung, Bd. VI, S. 213_{1-25}], von der das Ganze seine Einheit erhält, sollte doch auch in diesem Teil die herrschende sein. Und mir däucht, daß Du Dich bei der Ausführung mehr für einzelne Charaktere und Situationen als für das Ganze begeistert hast. Auch begreife ich" u. s. w. Vgl. Bd. VI, S. 211 f.

Zu den Vorwürfen Janssens. Janssen (a. a. O. 2. Aufl., S. 24 ff.) macht dem Dichter wegen seiner Benutzung des Burgundius nacheinander folgende Vorwürfe.

1) Mit den Worten 277_{28-30} soll Schiller den hier ohnehin unzuverlässigen Burgundius noch verstärkt haben. Denn der schreibe nur „Dixisse quidem ferunt, num et se exesse vellent qui Hispanus utique sit." Janssen übersieht, daß der Dichter für die Stelle nicht nur Burgundius, sondern auch Wagenaar Bd. III, S. 26 benutzt hat. Der aber schreibt „Dem Könige war diese Vorstellung sehr mißliebig, und einige [Wagenaar scheint quidam mit quidem zu verwechseln] erzählen, daß er alsobald zornig aus der Versammlung gegangen wäre und auf eine hitzige Weise gefragt hätte, ob sie ihn, da er auch ein Spanier wäre, gleichfalls aus dem Lande jagen wollten."

2) Schiller übernimmt aus Burgundius erdichtete Reden, so die Granvellas auf S. 291_{26}—292_{14} wie die Worte des Syndikus von Gent 277_{2-26}. Wieder übersieht Janssen, daß Schiller dabei zugleich anderen Vorlagen gefolgt ist, nämlich Wagenaar Bd. III, S. 25, 26 und Strada, S. 32; aus beiden zusammen ergibt sich genau der gleiche Gedankengang wie bei Burgundius; nur ist der von diesem gelieferte Wortlaut nicht verbürgt. Auch die uns erhaltene echte Rede Granvellas läuft auf die gleichen Gedanken hinaus.

3) Schiller hat erdichtete Reden Oraniens von Burgundius übernommen, z. B. 351_{12}—352_{13} und $384_{14\,ff}$. — Eine nähere Untersuchung zeigt, daß Schiller die erste Rede sich aus den Nachrichten bei

Watson Bd. I, S. 261 f., der sie aus dem von Janssen hochgeschätzten Bentivoglio entnahm, und bei Wagenaar Bd. III, S. 49, der sich auf Viglius stützte, zusammengesetzt hat. Burgundius hat ihm nur ganz wenig geliefert. Für die zweite Rede liegt der Schillerischen Fassung im wesentlichen Watson zu Grunde; was sonst noch dasteht, ist aus Burgundius gekürzt, aber nicht verändert. Die Worte 386_{14-18}, die Janssen für eine Fälschung Schillers erklärt, sind fast wörtlich aus Watson Bd. I, S. 283 f. übersetzt.

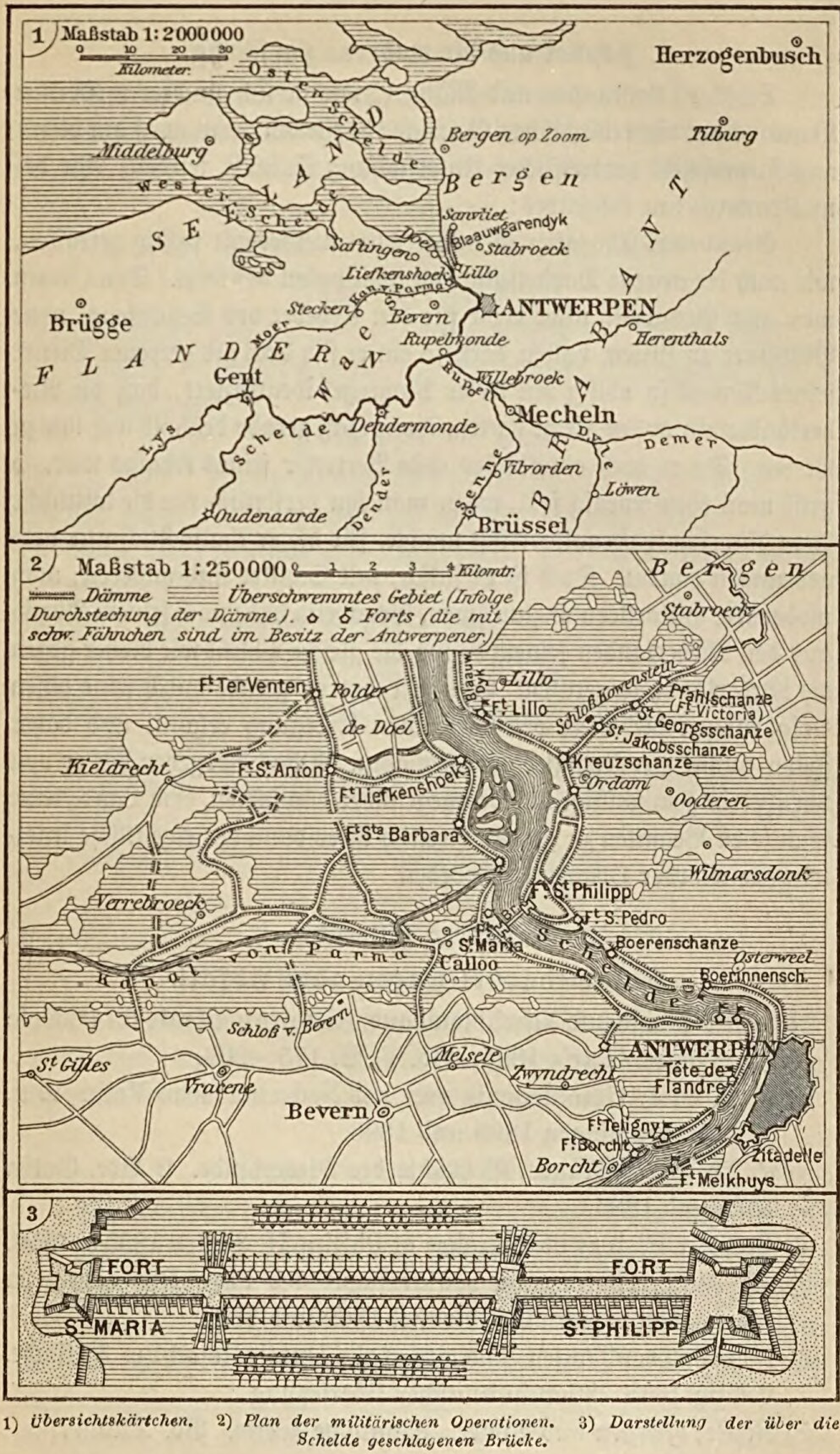
4) Den Brief 359_{8-30} hat Schiller nach Janssen von einer der gefälschten Vorlagen des Burgundius (116 f.) übernommen und „die Farben noch verstärkt“. — Thatsächlich hat Schiller die Zeilen $_{8-26}$ aus Hopperus S. 55 f. und Meteren S. 75–77 mit Zuziehung von Strada S. 114 und Wagenaar Bd. III, S. 54 übernommen. Nur die Zeilen $_{26-30}$ sind auf Grund der in der Fußnote citierten Stelle bei Burgundius geschrieben, stützen sich aber in ihrer freien Form auf frühere Äußerungen in der Rede.

5) Nach Janssen liegt dem Brief 325_{24}—326_{12} ursprünglich Hopperus zu Grunde. Der sei dann aber von Burgundius, S. 69 f. gefälscht worden. „Schiller macht aus Burgundius und Hopper einen neuen Brief und citiert dafür die Vita Viglii, wo kein Wort davon steht.“ — Schillers Citat „Vita Vigl. T. II, 34, 35“ ist allerdings falsch, aber nur versehentlich statt „Hopperus, Recueil p. 34, 35“. Dann aber ist nicht Burgundius, sondern Wagenaar Bd. III, S. 39 f. und Watson seine Vorlage neben Hopperus gewesen.

Zu Egmont. Für den Aufsatz über Egmont sind Thuanus Bd. II, S. 635 ff., und Meteren Bd. I, S. 114 ff., die Hauptquellen gewesen. Doch lassen sich, wenn auch nur wenig, Wagenaar Bd. III, S. 125 f., Watson Bd. II, S. 41, und Strada S. 219 f. gleichfalls als Vorlagen erkennen. Im ersten, später weggelassenen Teile (vgl. die Lesarten) hat Schiller für die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen Meteren Bd. I, 31 und 534, Thuanus Bd. I, S. 872 und 931 f., Strada 14 f. und vielleicht noch eine andere Quelle benutzt, für alles übrige aber seine eigenen Angaben über Egmont im „Abfall“.

Zur Belagerung von Antwerpen (s. die Karte S. 513). Hier hat Strada den Löwenanteil, doch sind eine ganze Reihe anderer Quellen immer sorgfältig verglichen, so Meteren und Thuanus, die noch schätzbares Material boten, ferner Grotius, Wagenaar und Reidanus, die nur gelegentlich etwas beisteuerten. Über das Nähere vgl. die Fußnoten.

Karte zur „Belagerung von Antwerpen“.



1) *Übersichtskärtchen.* 2) *Plan der militärischen Operationen.* 3) *Darstellung der über die Schelde geschlagenen Brücke.*

4. Schiller und die moderne Forschung.

Schillers Leistungen und Mängel, wie sie sich unserer modernen Kenntnis der niederländischen Geschichte darstellen, lernt man am besten aus Tomaschecks vortrefflicher Untersuchung S. 82 ff. kennen. Wir bemerken dazu nur folgendes:

Granvellas Charakter ist in der That meisterhaft richtig getroffen, wie auch die neueste Darstellung von Philippson bestätigt. Denn wenn man auch Granvella nicht mehr für den Urheber des Gedankens, neue Bistümer zu stiften, halten darf, so hat er sich doch als getreuer Diener seines Königs so völlig mit dieser Maßregel identifiziert, daß die Niederländer ein volles Recht hatten, ihren Haß gerade deshalb auf ihn zu werfen. Da er doch einmal der erste Vertreter seines Königs war, so griff man ebensowenig fehl, wenn man ihn persönlich für die kastilische Fremdherrschaft verantwortlich machte, für die er thatsächlich nur notgedrungen eintrat. Doch ist es falsch, mit Schiller und anderen, auch modernen, Historikern anzunehmen, Granvella habe nach seinem Abzug aus den Niederlanden seinem König die gleiche Politik wie bisher gegen die Niederlande angeraten. Vielmehr hat er gerade durch seine bösen Erfahrungen die Tiefe der nationalen Erregung erkannt und daher später immer zur Nachgiebigkeit gemahnt. Albas Vorgehen hat er von vornherein gemißbilligt und demgegenüber empfohlen, dem Lande keine spanischen Beamten zu geben. Freilich ist er dann der eigentliche intellektuelle Mörder Oraniens geworden.

5. Neuere Litteratur.

Gesamtdarstellungen zum Abfall.

1) Ernest Lavisse und Alfred Rambaud, Histoire générale du 4e siècle à nos jours. Paris 1895. Bd. V, S. 175—203.
2) P. J. Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk. 2. u. 3. Teil. Groningen 1893 und 1896.
3) K. Th. Wenzelburger, Geschichte der Niederlande. 2 Bde. Gotha 1879 und 1886.
4) Prescott, History of the reign of Philipp II. Boston 1855 u. 1856.
5) Th. Juste, Histoire du soulèvement des Pays-Bas contre la domination espagnole. Brüssel 1862 und 1863.
6) John Lothrop Motley, The rise of the Dutch Republic. 3 Bände. Leipzig 1858. Auch in deutscher Übersetzung.
7) Ranke, Fürsten und Völker. Sämtliche Werke. Bd. XXXV.

Zum ersten Buch.

1) Th. Juste, Charles-Quint et Marguerite d'Autriche.
2) Ch. Rahlenbeck, Les trois régentes des Pays-Bas 1567—76.
3) Th. Juste, Les comtes d'Egmont et de Horne. Brüssel 1862.
4) " " Guillaume le Taciturne.
5) H. L. Klose, Wilhelm I. v. Oranien. Leipzig 1864.

Zum zweiten Buch.

1) Philippson, Ein Ministerium unter Philipp II. Berlin 1895.
2) Gachard, Correspondance de Marguerite d'Autriche. Bd. 1. Brüssel 1868.

Zum dritten Buch.

1) Th. Juste, Vie de Marnix de St. Aldegonde. Haag 1858.
2) Th. Juste, Le compromis des nobles. Verviers 1884.
3) Gossi, Les Pays-Bas sous Philippe II. Les Gueux au 16. siècle. Brüssel 1877.
4) M. L. van Deventer, Het jaar 1566.

Zum vierten Buch.

1) Fruin, Het voorspel van den tachtigjarigen oorlog. Zeitschrift „Gids" 1859.
2) L. v. Ranke, Sämtliche Werke, 35 u. 36 Kapitel: Alba in den Niederlanden.
3) Gachard, Notice sur le conseil des troubles.

Zum Tode Egmonts und Hoornes.

Bavay, Le procès du comte d'Egmont. Brüssel 1854.

Zur Belagerung Antwerpens.

1) Pietro Fea, Alessandro Farnese, Duca di Parma. Rom 1886.
2) Motley, United Netherlands. 1. Band. London 1860.
3) Barado, Sitio de Amberes. Madrid 1891.

Vorbericht zu den Memoiren.

Die Gedanken dieses Vorberichts hat Schiller im wesentlichen aus dem „Discours des éditeurs sur la collection universelle des Mémoires historiques" (1. Band der französischen Sammlung) entlehnt; doch bestimmt er seine Sammlung mehr für Liebhaber als Gelehrte, während die französischen Herausgeber beide Leserklassen gleichmäßig im Auge haben („Nous avons cherché à nous rendre utiles à l'homme de lettres ... et à l'homme du monde ..."). Die Idee, den einzel-

nen Memoiren zu besserem Verständnis und zur Verbindung untereinander geschichtliche Übersichten voraufzuschicken, stammt ebensowohl wie die Definition des Begriffs „Memoiren" von Schiller; die französische Sammlung hat dergleichen nicht.

---

[1] Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.

1. Quellen. Woher Schiller die besondere Anregung und die Gedanken dieses Aufsatzes, soweit sie nicht sein eigen sind, erhalten hat, läßt sich im einzelnen schwer bestimmen, weil er seine Vorlagen aufs engste ineinander verarbeitet und durch eigene Zuthaten stark verändert hat. Man muß hier zwischen Quellen im weiteren und engeren Sinne scheiden, zwischen solchen, die hauptsächlich Schillers allgemeine Anschauungen vom Mittelalter beeinflußt, und solchen, die ihm Material zu den positiven Daten der gerade vorliegenden Abhandlung geliefert haben. Zu jenen gehören vor allen Montesquieus „Betrachtungen über Größe und Verfall der Römer" sowie sein „Geist der Gesetze", ferner Gibbons großes Werk über den Verfall des Römerreichs und, für die Kreuzzüge, Voltaire mit den Encyklopädisten. Den geschichtlichen Stoff entnahm Schiller wohl zumeist aus Schmidts „Geschichte der Deutschen" (vgl. Bd. VII, S. 442), 1. und 2. Teil (Ulm 1784. 8°), ferner aus Pütters Werk „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs", 1. Teil (2. Aufl., Göttingen 1788), und vielleicht noch aus desselben Schriftstellers „Kurzem Begriff des Teutschen Staatsrechts" (2. Aufl., Göttingen 1768).

Manche Gedanken mag er außerdem in Millots und Schröckhs „Universalgeschichte" sowie in Spitters „Abriß der Kirchengeschichte" gefunden haben. Diese Werke gehörten alle zu seiner Handbibliothek.

2. Litteratur. a) Für die Staatengründungen: 1) O. Gutsche und W. Schulze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. 1. Band Stuttgart 1894. 2. Band (von W. Schulze allein) ebenda 1896. — 2) G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2 Bände. Leipzig 1880—81. — 3) W. Arnold, Deutsche Geschichte. Band 1 (Deutsche Vorzeit), 3. Auflage Gotha 1881.

---

[1] Die nachfolgenden Anmerkungen zu Schillers Quellen beruhen nur teilweise auf eigenen Untersuchungen des Herausgebers, meist stützen sie sich auf die sorgfältigen Beobachtungen Tomascheks. Alles Nähere wolle man also in dessen Werk nachsehen. (Vgl. S. 498.)

b) Für das Lehnswesen: 1) V. Menzel, Die Entstehung des Lehnswesens. Berlin 1890. 2) H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte. Band 1 und 2. Leipzig 1887—92.

c) Für die Kreuzzüge: 1) B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge. 2. Aufl. Berlin 1891. 2) H. von Sybel, Aus der Geschichte der Kreuzzüge. In „Kleine historische Schriften". 2. Aufl. 2. Band. Stuttgart 1897. 3) H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883.

Anna Komnena.

1. Quellen. Die Übersetzung ist nach der lateinischen Übertragung des Petrus Possinus in seiner Ausgabe der „Alexias" (Paris 1651 oder Venedig 1729) hergestellt. Sie hat die Vorlage vielfach gekürzt, besonders durch Auslassung von Verweisen, rhetorischen Übergängen und Wiederholungen, macht fast alle Fehler der lateinischen Übersetzung mit und fügt eigene hinzu. Vielleicht ist neben der lateinischen Vorlage noch eine französische Bearbeitung verglichen worden, doch hat eine solche in keinem Falle der deutschen Übersetzung zu Grunde gelegen. (Vgl. Goedeke Bd. VIII, S. 187).

2. Litteratur. a) Über Anna Komnena und Bryennios: 1) Karl Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur. 2. Aufl., München 1897, S. 274 ff. und 271 ff. 2) E. Oster, Anna Komnena, drei Progamme von Rastatt. 1868. 1870. 1871.

b) Über die byzantinische Geschichte, besonders zur Zeit der Anna Komnena 1) Karl Krumbacher a. a. O., Seite 911—1067. 2) E. Lavisse und A. Rambaud, Histoire générale du IVe siècle à nos jours, Band I, S. 161—203, 625—687; II, S. 798—883; III, S. 789—868. 3) G. Fr. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches, Berlin 1883.

Vorerinnerung zu Bohadin.

1. Quellen. Die Vorerinnerung ist, abgesehen von den einleitenden und Schlußworten Schillers (253_1—254_2 und 256_{28}—257_{13}), ganz der Vorrede von Albert Schultens zu seiner Ausgabe Bohadins entlehnt.

2. Litteratur. Über Bohadin und Saladin vgl. die genannten Werke von Hertzberg, ferner Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (s. o.).

Merkwürdigste Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.

1. **Quellen.** Den positiven Inhalt dieser Abhandlung hat Schiller hauptsächlich dem 2. Band von Schmidts „Geschichte der Deutschen" entnommen. Doch kommt die Geschichte Barbarossas von Otto von Freising wenigstens als Nebenquelle in Betracht. Ob Schiller die „Chronik" dieses Schriftstellers, aus der sich einige Angaben in dem Aufsatz finden, direkt benutzt oder nur unter Schmidts Vermittelung verwertet hat, ließ sich nicht entscheiden. Die glänzende Schilderung der Normannengründung beruht auf einer bisher unbekannten Vorlage, die durch ihren Gegensatz gegen die einseitige Darstellung der „Alexias" Schillers Bewunderung für die Normannen nur steigerte. Die bemerkenswerten Ansichten, die Schiller sonst in dem Aufsatz entwickelt, scheint er selbständig gewonnen zu haben.

2. **Litteratur.** 1) W. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4. Band: Staufer und Welfen. 2. Bearbeitung. Braunschweig 1877. 2) L. von Ranke, Weltgeschichte. 7. Teil: Höhe und Niedergang des deutschen Kaisertums. Die Hierarchie unter Gregor VII. Leipzig 1886. 3) Jastrow-Winter, Geschichte der Hohenstaufen. Stuttgart. (1897 noch im Erscheinen begriffen.) 4) A. F. Graf Schack, Geschichte der Normannen in Sicilien. 2 Bände. Stuttgart 1889. 5) L. von Heinemann, Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien. Band 1. Leipzig 1894.

Vorbericht zu Sullys Memoiren.

1. **Quellen.** Die Anregung und das Material zu diesem Vorbericht verdankt Schiller den Bemerkungen, die Lecluse des Loges seiner Bearbeitung der Sullyschen Memoiren mitgab. Die Gedanken sind von Schiller.

2. **Litteratur.** Über Sullys Memoiren vergleiche 1) Moritz Ritter, Die Memoiren Sullys. München 1871. 2) Th. Kükelhaus, Der Ursprung des Planes „Vom Ewigen Frieden" in den Memoiren des Herzogs von Sully. Berlin 1893.

Geschichte der französischen Unruhen.

1. **Quellen.** Schiller hat die Vorlagen dieser Abhandlung selbst angegeben. Vgl. Seite 289. Die dort genannten Werke hat er in der That als die besten, die es damals über den Gegenstand gab, sorgfältig zu Rate gezogen. Keineswegs liegt nur Anquetil zu Grunde, wie be-

sonders Janssen — er spricht von einer „abgekürzten Übersetzung aus Anquetil" — angenommen hat. Von diesen Quellen war Thuanus (Bd. 1 seiner Geschichte. Vgl. S. 495 unter 2a α) hauptsächlich durch sein reiches Material zu den politischen Ereignissen wertvoll, während Brantômes Werk über „die großen Kriegsleute Frankreichs" die Grundlage für die glänzenden Charakteristiken der bedeutendsten Persönlichkeiten abgab. Castelnaus gewissenhafte Denkwürdigkeiten (vgl. S. 360, Anm. 2) ergänzten das Material von de Thou durch wertvolle Einzelheiten zu den Kämpfen und Verhandlungen und waren das Vorbild zu Schillers ruhiger, leidenschaftsloser Darstellung. Anquetils Werk endlich („L'esprit de la ligue", Paris, 3 Bde., 12°, 1767 und 1770) diente als trefflicher Führer durch das Gewirr der Kämpfe. Ihm verdankte Schiller den sichern Überblick über die ganze Zeit, aber zugleich auch manches harte Urteil über die Hugenotten. Vielleicht ist Anquetil ihm auch für die Einleitung seines „Dreißigjährigen Krieges" nützlich geworden.

Nur gelegentlich scheint Schiller Aubignés „Histoire universelle" befragt zu haben, während sein Interesse für Margareta von Navarra vielleicht auf einer näheren Kenntnis ihrer Aufzeichnungen beruht. Die moderne Forschung kann Schillers Aufsatz noch in jeder Beziehung als mustergültig betrachten. Vgl. die Einleitung.

2. **Litteratur.** a) Allgemeine Werke: 1) Lavisse et Rambaud, Histoire générale du 4e siècle à nos jours. Bd. IV, S. 474—536, Bd. V, S. 108—172. Paris 1894. 2) Leopold Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts. Band 1 in den „Sämtlichen Werken". 3) Vicomte de Meaux, Les luttes religieuses au 16e siècle. Paris 1879. b) Besondere Werke: 1) H. Forneron, Les ducs de Guise et leur époque. 1. u. 2. Band. Paris 1877. 2) E. Marks, Gaspard von Coligny. Stuttgart 1892. 3) E. Marks, Die Zusammenkunft von Bayonne. Straßburg 1889. 4) Duc d'Aumale, Histoire des princes de Condé. 1. und 2. Band. Paris 1863—64. 5) Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. Straßburg 1882.

Antrittsvorlesung. Sendung Moses. Erste Menschengesellschaft. Lykurg und Solon. Kulturstufen.

1. **Allgemeines über die Quellen.** Schillers universalhistorische Ideen sind nacheinander von Rousseau, Herder, Wieland, Montesquieu, Gibbon, Kant und Wilhelm von Humboldt beeinflußt worden. Von

Rousseau hat ihn besonders Montesquieu, von Herder-Wieland die Lektüre Kants fortgezogen. Als er seine Vorlesung über Universalgeschichte hielt und veröffentlichte, stand er unter der vollen Herrschaft Montesquieus und Kants, ohne doch die frühere Schule ganz verleugnen zu können; die Kulturstufen sind das erste Anzeichen einer Abwendung von Kant unter dem Einfluß Wilhelms von Humboldt. Inwieweit die von Schiller für seine Vorlesungen benutzten Werke von Millot, Beck, Bossuet, Schmidt rc. auf seine allgemeinen Ideen von Einfluß gewesen sind, läßt sich nicht sagen.

2. **Besonderes über die Quellen.** Antrittsvorlesung. Sie ist unter dem Eindruck geschrieben, den die erste Bekanntschaft mit Kants Abhandlungen „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" in dem Dichter hinterlassen und wiederholte Lektüre verstärkt hatten. Eigentlich historische Studien liegen ihr nicht zu Grunde. Nur erkennt man noch aus dem weiten Umfang, den er der Geschichte vorzeichnet (vgl. VI, S. 177), die vorangegangene Lektüre Gibbons. Benutzt ist außerdem eine Vorlesung Hufelands. (Näheres in der Einleitung.)

Die Sendung Moses ist gleichfalls von Kantischer Lektüre beeinflußt. Außerdem stützt sie sich auf eine Schrift des Kantianers Reinhold (vgl. S. 417, Anm. 1). Doch hat Schiller selbst einen sehr bedeutenden eigenen Anteil an seinem scharfsinnigen Versuch, das Kantische Prinzip einer Entwickelung der Menschheit zu einer idealen Vollkommenheit in der Geschichte des Moses als wirksam zu erweisen.

Die erste Menschengesellschaft verrät den Einfluß Kants, an dessen zweite Abhandlung sie schon im Titel anknüpft, noch deutlicher. Überdies bekennt sich Schiller ausdrücklich zu dieser Grundlage. Doch weicht er in einem wesentlichen Punkt von seiner Vorlage ab. Während Kant nur aprioristische Ideen gibt und einen nur mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte schildert, erscheint dieser bei Schiller fast wie eine geschichtlich feststehende Thatsache, die er aus der biblischen Erzählung entwickeln zu können glaubt. Auch Herders Einfluß ist hier noch stark zu spüren.

Lykurg und Solon. Die positiven Angaben beider Aufsätze sind den gleichnamigen Biographien Plutarchs entnommen, während die an den Gesetzgebungen geübte Kritik von Schiller stammt; auch sie steht ganz auf dem Boden der Anschauungen Kants vom Zweck der Menschheit. (Vgl. die Einleitung.)

Kulturstufen. Diese leider zu knappen Gedanken sind dem Dichter im Verkehr mit Wilhelm von Humboldt erwachsen. Insofern sie die Erkenntnis geschichtlicher Entwickelung auf der Erfahrung zu begründen scheinen, bedeuten sie einen Gegensatz zu der vorher geübten aprioristischen Betrachtungsweise.

3. **Moderne Litteratur.** a) Zur Sendung Moses: 1) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. Band 1. Stuttgart 1884. 2) Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. 1. Band. Tübingen 1885. 3) Rudolf Smend, Lehrbuch der alttestamentlichen Religionsgeschichte. Freiburg und Leipzig 1893. 4) Wellhausen, Jüdische und israelitische Geschichte. 3. Aufl. Berlin 1897. b) Zu Lykurg und Solon: 1) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Band. Stuttgart 1893. 2) Busolt, Griechische Staatsaltertümer. München 1896. 3) Beloch, Griechische Geschichte. 1. Band. 1893. 4) Wilamowitz-Möllendorf, Aristoteles und Athen. 1. Band. Berlin 1893.

Malteserorden. Die Vorrede gibt den Eindruck der Lektüre Vertots auf Schiller wieder; er hatte zuerst den Studenten Berling, dann, als er mit diesem unzufrieden war (vgl. die Einleitung), Niethammer mit der Übersetzung dieses Werkes betraut, weil er sich seit der ersten durch Watsons Lektüre vermittelten Bekanntschaft mit den Heldenthaten der Malteser für deren Geschichte begeistert hatte und sich seit dem Jahre 1788 mit dem Plane trug, sie dramatisch zu behandeln (vgl. Band X, S. 3 f.).

Pitaval. Die Vorrede ist ihrem Zwecke, die Übersetzung der Rechtsfälle zu empfehlen, unmittelbar entsprungen und enthält nur Schillerische Gedanken.

Vieilleville. Diese Einleitung stützt sich in ihren positiven Angaben auf die Lektüre der Memoiren Vieillevilles in der deutschen Übersetzung Wolzogens. Auffassung und Form sind im wesentlichen Schillers Eigentum.

Recensionen. Über den Anlaß zu ihnen vgl. die Einleitung.

Lesarten.

Bearbeitet von Karl Hoppe und Theodor Kükelhaus.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Zu Grunde liegt:

Th = Thalia 1786. Zweites Heft. S. 71—104.

38_{30} Hier folgt in *Th* das Gedicht Die unüberwindliche Flotte; vgl. Band I, S. 66 und 320. | 48_{26} welche eine] welche jene *Th*, doch als Druckfehler für eine angegeben. | 50_{17} das] daß *Th*, Druckfehler. Goedeke, Band IV, S. 102 und Boxberger, Band X, 2, S. 166 lesen ohne zwingenden Grund während daß ganz Europa. | $_{21}$ Volke] Wollen *Th*, doch als Druckfehler vermerkt.

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618.

Zu Grunde liegt:

A = Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1788, S. 107—225.

Eine von Goedeke, IV, 114 ff., zu Grunde gelegte und mit *A* verglichene Ausgabe *B*, die unter gleichem Titel und in demselben Satz erschien, weicht von *A* nur in einzelnen Buchstaben ab, die fast alle von Druckfehlern in *A* oder, häufiger, von solchen in *B* herrühren. Wir notieren nur:

63_{26} dürfte *B* | 83_{12} der Griechin] den Griechen *B* | 93_{1} neuem *B* | 119_{31} allem *AB*. Wir halten das gegen Goedeke u. a. für Schillerisch.

Jesuitenregierung in Paraguay.

Zu Grunde liegt:

Tm = Der Teutsche Merkur. October 1788. S. 3—8.

126_{15} Dahinter in *Tm* noch ein S.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahr 1547.

Zu Grunde liegt:

Tm = Der Teutsche Merkur. October 1788. S. 79—84.

130_{18} Dahinter in *Tm* noch ein S.

Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne.

Zu Grunde liegt:

A = Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. Von Friedrich Schiller. Ersten Theiles zweiter Band. Leipzig 1801, bey Siegfried Lebrecht Crusius. Dort steht der Aufsatz als Beilage I auf S. 229—247.

Verglichen wurde:

Th = Thalia. Herausgegeben von Schiller. Zweiter Band, Heft VIII, 1789, S. 42—83.

131_{1-2} Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod. *Th* | 131_3 In *Th* steht vor dem ganzen Aufsatz folgendes:

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen, und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen ist, ist durch das Trauerspiel dieses Nahmens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessieren, und dieß um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volks auf's genaueste eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1523 gebohren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska, eine Prinzessinn von Luxemburg. Sein Geschlecht, eins der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und oesterreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten frisischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers, und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und in Beiseyn des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfinn von Baiern, einer Schwester Johanns, Churfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebahr. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser in Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öfnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhme. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quintin in der Picardie berennet, und der Konnetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu entsetzen. Ein tiefer Morast trennte die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte seine Stellung zu verlassen, einige 100 Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60,000 Mann, und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Konnetable, die Besatzung in St. Quintin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligni zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deswegen zum Abzug an. Aber eben dieses fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß, und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10ten August, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besezt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorne mit 1000 schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterei zu 2000 Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolk. Die französische Armee war schon im Abzug begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie sie 3 Meilen von St. Quintin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten, und das ganze Heer in die Flucht schlugen. 3000 Franzogen [sic] blieben auf dem Platz, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Konnetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert, und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quintin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen, und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Kalais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem leztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von 12,000 Mann Fußvolk und 2000 Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dün-

kirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Kalais zurückziehen, als ihn Egmont am 13ten Jul. 1558, eben als er den kleinen Fluß Ha bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei 10,000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde stark, empfiengen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich bei'm ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandigte Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königinn Maria an dieser Küste kreutzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Kalais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem groben Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schade war, den sie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Parthei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieses nicht entgieng, ließ seine deutschen Reiter der französischen Cavallerie unversehends hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte diese dadurch in etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. 1500 blieben auf dem Platze, außer denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Officiers, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz nebst der ganzen bisher gemachten Beute kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese, durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln, oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein einziger entrann. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königinn nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht 400 Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quintin und Gravelingen machten Heinrich den Zweiten sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr dar-

auf 1559 zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders nahmhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf dem Grafen von Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erhohlten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen von Egmont besonders verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feind abgedrungen hatte. Sein Nahme war in jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze so viel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte, und sich dieser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen, und in seine, ihm so theure, spanische Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch vor seiner Abreise zu berichtigen fand, war die Einsetzung eines Generalstatthalters über die sämmtlichen Niederlande, welches Amt durch die Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jezt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreunds zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schäzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen sezte, übergieng beide, und rief seine natürliche Schwester, die Herzoginn Margaretha von Parma, aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andre über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war, und so sehr sie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeitz zweier Männer nicht ersättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten; und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Saamen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesezt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hofnung machte. Aber auch diese Hofnung wurde ihnen durch Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, da sein Großvater ein

Eisenschmidt gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen, aber dieser Unwille war um so gerechter und um so heftiger, da Granvella kein Eingebohrner war, und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im voraus zu gewinnen. Sein gesezwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affektirete, brachte die Erbitterung gegen ihn auf's höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bißthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Aussserdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwider lief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil voraus zu sehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, auf's eifrigste anhängen, und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhizten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen, und als Reformatoren des Klerus aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheute sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichtes, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Prozeduren, welche, den strengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergiengen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem lezten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Gränzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen man auf's verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden -- alles dieses wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn auf's engste zusammen. Alle drei waren Staatsräthe, und hatten von der Herrschsucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Parthie zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühnern Schritte abschrekte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus, und sezten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation, und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder

säße, und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrath erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unumschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mißlungen war, den Minister zu entfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämmtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Liverei zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, sezte den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen, und diese Liverei verbiethen mußte. Die Ausgelassenheit des Pöbels gegen den Minister gieng so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Troß gebothen, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder, und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvellens hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Regentinn. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweihten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammenzuhalten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlässigt, das Religionswesen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um sich. Eine geschärfte Erneurung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung; aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentinn den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustand der Dinge unterrichten konnte. Egmont reis'te im Jenner 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle seine kastilianischen Großen beeiferten sich in die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche wurden ihm über alle seine Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bei seinem Abschied mit einem Geschenke von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm von diesem selbst, und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den bessern Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen, und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher —

er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während daß schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinen Privatnutzen das allgemeine Beste hintan gesezt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist, und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Nahmen des Geusenbundes bekannt ist. An der Konföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner genauen Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigner Sekretair, Johann Käsenbrodt van Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sei er selbst des Hochverraths schuldig.

Einsmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mit zu trinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrath gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Distrikten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen, und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er ihnen nicht im Stande gewesen wäre, mit Gewalt zu verweigern.

Die Exzesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Kardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreissenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersezlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben, und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man bei'm Bilderstürmen ergriffen und zum Tode

verurtheilt hatte, sich mit den Nahmen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und anderer, waffneten, und ihre eigene Schandthaten dadurch zu beschönigen suchen. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn geworden seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen, und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen; aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Konseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen, und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärket, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen gieng, und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesezwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz; aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eignen Stolze, wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, „weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigene Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten geboth, weil er selbst keinen ausüben durfte“.

Bei diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von jezt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne und vieler andrer im stillen beschlossen; um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre,

was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen, um so weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalt seyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde[1] bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Botschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit den Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dieses Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein andres, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestätigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat, und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber, sagte er, mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reissen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herum zu tragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leiblichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrücklich mir betheuert hat, jezt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen

[1] Muß wohl Freunde heißen.

mehr hören wird; und dieß ist es, wozu ich sie alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jezt auffordre, und wozu auch bereits die mehresten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren vergebens. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöfnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als einem Grunde, und mehr als er selbst wußte, ergeben. Ein fortgesezter Briefwechsel mit dem Hof, vertraute Verhältnisse mit der Regentinn, und mehr als als dieß alles, die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jezt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von jezt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentinn gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheers nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentinn durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergestellt, und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt, und das Land beruhiget war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen, und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch, als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte dieß der persönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentinn. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande, und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen, aber noch vor seinem Abschied versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentinn beiwohnte. Nachdem leztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatten, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, sagte Egmont, wenn du auf diesem Vorsatz bestehest." —„„Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst, antwortete der Prinz. Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstüzte; du wirst Freunde

und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."" Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären, und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte er, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre ewige[1] Ruhe wieder zu geben, was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — „„Wohlan, rief Oranien aus, so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahndung, — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind."" Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal, seine Augen waren feucht, sie hatten einander zum leztenmal gesehen.

Egmont war einer der Ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn lezterer von ferne kommen sah, sagte er zu denen, die neben ihm standen: „Da kommt der große Ketzer." Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und verblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk mit zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesezte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde seyn; aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhme hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal bei'm Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen, eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert, und überwunden. Ganz Brüssel bezeugte laut seine Freude, und frohlokte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sei. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben, als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht bei'm Empfange zu seyn; aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem

[1] Es muß vorige heißen. Vgl. Band VI, S. 481_3, und Strada 183.

unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte der Herzog indessen diesen wichtigen Schritt nicht verschieben; das Geheimniß konnte verhauchen, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesezt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretaire verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nähmlichen Tag des Bürgermeisters zu bemächtigen, und, sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. a. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offiziers unter dem Vorwand einer außerordentlichen Berathschlagung im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sei. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister, Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Vestung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Kourier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohn des Herzogs hinweg begeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er ihm mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl, sagte er, hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt." In der nehmlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Pallastes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblick auch in Verhaft genommen würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen, rief er aus, es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile." Während daß dieses in dem Kuilemburgischen Hause vorgieng, stand ein spanisches Regiment vor demselbigen unter dem Gewehre.

132_{12} Hoorn *Th*; so fast immer | 133_4 Verwandte *Th* | 134_{12} Käsenbrodt *Th* | 135_{23} Markt *Th* | $_{27}$ Prantz *Th*; ebenso 136_5 | 137_2 gelehret *Th* | In *Th* zum Schluß: Sch.

Belagerung von Antwerpen.

Zu Grunde liegt:

A = Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. Von Friedrich Schiller. Ersten Theils zweiter

Band. Leipzig, 1801 bey Siegfried Lebrecht Crusius. S. 248—358. Eine nach Goedeke verglichene zweite Ausgabe von 1801 (Vgl. Band VI, S. 564 unter a) bietet keine wesentlichen Abweichungen.

Verglichen wurde:

H = Horen 1795. Zweiter Band, viertes Stück, S. 68—119. 5. Stück, S. 1—14.

141_{1-3} Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 *H* | $_{22}$ Hinter strebten. in *H*: Schwach an Anzahl, an Hilfsmitteln noch ärmer und unkriegerisch von Natur, aber durch ein gemeinschaftliches Interesse begeistert, durch gehäuffte Mishandlungen zur Verzweiflung gebracht, nur furchtbar in dieser Verzweiflung, hatten sie soviele Jahre lang den Ausschlag eines Kampfes hingehalten, den die überlegene Macht ihres Feindes keinen Augenblick zweifelhaft zu lassen schien. | 143_{21} Mauren *H*; und so fast immer | 154_{34} Engelland *H* | 157_7 auf *H* an *A* | $_{21}$ Maste *H* | 158_{16} länglichtes *H* | 159_{26} ausfündig *H* | 160_{11} seinem] ihrem *AH* (Versehen Schillers) | 163_4 dem] diesem *H* | $_{20}$ unterwärfen *H* | 167_{1-2} fünfzehenhundert *H* | $_{10-11}$ Schutzwehre *H*; und so fast immer. | 170_{30} nahe] nähere *H* | 174_{12} Würkung *H* | 175_1 vergessen *H* | 178_{20} günstigsten *H* | 181_{19-20} bewürkten *H* | 182_{23-24} zusammenhängende *H* | $_{34}$ Nach Schauplatz in *H*: der Beschluß folgt (Ende des Teils im vierten Stück der Horen) | 183_1 In *H* die Überschrift: Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. Beschluß.(Fünftes Stück der Horen) | 185_{28} einer] eine *H* | 191_{31-32} zwischen Zähnen *H* | 192_4 fünfzig *H* | $_{21}$ Damm] Teich *H*.

Aus der Memoirensammlung.

A = Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Übersicht begleitet, herausgegeben von Friedrich Schiller. Professor der Philosophie in Jena. Jena bey Johann Michael Mauke. Erste Abtheilung. Erster und Dritter Band 1790. Zweyte Abtheilung. Erster Band 1791, Zweyter, Dritter, Vierter Band 1792, Fünfter Band 1793.

B = Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehrern Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. Leipzig 1792. bey Siegfried Lebrecht Crusius. Auf die geringfügigen Abweichungen der zahlreichen Neuausgaben der Memoiren wurde nur gelegentlich Rücksicht genommen. Man kann sie im kritischen Apparat von Goedeke finden.

Vorbericht. Gedruckt nach *A* I, 1, S. III—XII.

Über Völkerwanderung ꝛc. Erster Teil, 199_1–211_{10}, gedruckt nach *B* I, S. 386—410 (enthält nur den Text bis S. 211_{10}), zweiter Teil, 211_{11} — Schluß nach *A* I, 1, S. XXXIV—LII. Körner hat diesen von Schiller nicht in seinen kleineren prosaischen Schrif-

ten abgedruckten Teil in seiner Ausgabe mit dem besonderen Titel Übersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs. Ein Fragment. versehen. — Verglichen wurde für ersten Teil *A* I, 1, S. III—XXXIV, wo der ganze Aufsatz steht. — Der Titel lautet in *A*: Universalhistorische übersicht der vornehmsten an den Kreutzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäfftigungen, Meynungen und Gebräuche. Dahinter folgt in *A* vor 199_3 noch: Drey Hauptklassen von Nationen sind es —wenn man die Form der Verfassung, den herrschenden Karakter und den Religionszustand zum Unterscheidungszeichen annimmt — welche in diesem Zeitraum merkwürdig hervortreten und sich, näher oder entfernter, in die Geschichte der Kreutzzüge verflechten: die Christen im Occident, welche das Band der Religion unter dem römischen Papst vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihren siegreichen Aberglauben von der Straße bey Gibraltar bis an den Indus, und vom schwarzen Meer und dem Taurus bis an den indischen Ocean ausgebreitet haben; zwischen diesen beyden die Griechen oder die Morgenländischen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder sie sind zu unsicher und zu mangelhaft, um einen historischen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, und die Aufmerksamkeit des Universalgeschichtschreibers zu verdienen. — Wir machen den Anfang mit den Ersten, die uns am nächsten angehen, die bey weitem die wichtigsten für uns sind, und in der Geschichte der Kreutzzüge die Hauptrolle spielen. | 202_{21} Untergang] Verwüstung *A* | 204_{17} von Bergen *A* | 205_{23} des Menschen *A* | 206_{11} Bei *A* | 222_{32} Dahinter in *A* (Die Fortsetzung im zweyten Bande.)

Anna Komnena. Gedruckt nach *A* I, 1, S. 1—32, die Anmerkungen nach *A* I, 3, S. 207—209.

Vorerinnerung zu Bohadin. Gedruckt nach *A* I, 3, S. III—X. — 255_3 von] zu *A*.

Merkwürdigste Staatsbegebenheiten ꝛc. Gedruckt nach *A* I, 3, S. XI—LVIII. Verglichen wurde *Goedeke* IX, S. 237 ff. — 259_5 diesen *Goedeke A* | 268_{21} Normännischen *A*; so mehrere Male | $_{25}$ mittaglichen *Goedeke A* | 272_{14} Ganta *A* | $_{31}$ welche *A* | 274_{23-24} beurlauben *Goedeke A* | 278_{30} reichte *A* | 280_{16} ihn *A* | 281_{12} den alle Ausgaben nach Schiller | Zum Schluß steht in *A*: (Die Fortsetzung im vierten Bande.) Die dort unter dem gleichen Titel stehende Fortsetzung ist von Woltmann. Vgl. die voraufgehende Vorrede.

Vorbericht zu den Denkwürdigkeiten Sullys. Gedruckt nach *A* II, 1, S. III—VI.

Geschichte der französischen Unruhen. Gedruckt nach *A* II, 1, S. XI—LVIII, II, 2, S. I—XLIV, II, 3, S. III—XXVI, II, 4, S. III—XXIV, II, 5, S. III—XLII.

290_{1-2} In *A* der Obertitel: Historische Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully. | 299_{18} ihn *A* | 312_{11} der fehlt in *A* | 319_{26} Dahinter noch in *A* Die Fortsetzung im nächsten Band. | $_{27}$ In *A* noch der Obertitel: Fortgesetzte Einleitung rc., ferner der Titel: Fortgesetzte Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen | 322_{14} nur] nun *A* | 329_{6} Das zweite dem fehlt *A* | 333_{30} sie] sich *A* | 344_{10} Dahinter in *A* Die Fortsetzung im nächsten Bande. | $_{11}$ In *A* der Titel: Fortgesetzte Übersicht der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV vorangiengen. ferner der Untertitel Bürgerkriege in Frankreich vom Jahr 1562—1569. | 347_{3} empfangenen *A* | 357_{31} Dahinter in *A* noch (Fortsetzung im vierten Band.) | 358_{1} Davor in *A* der gleiche Titel wie 344_{11} | 369_{16} Dahinter in *A* noch (Die Fortsetzung im nächsten Band.) | $_{17}$ In *A* der Untertitel I: Fortgesetzte übersicht der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die dem Regierungsantritt Heinrichs IV vorangingen | 378_{2} Abgeordnete Hofs *A* | Zum Schluß steht in *A* (die Fortsetzung im nächsten Band.) Band 6 und 7 haben keine Einleitung. Die Einleitung zu Band 8 ist von H. E. G. Paulus.

Die Sendung Moses.

Zu Grunde liegt:

A = Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. Leipzig 1792. bey Siegfried Lebrecht Crusius. S. 1—53.

Verglichen wurde:

Th = Thalia 1791. Zehntes Heft. S. 3—37.

394_{24} Egypten *Th;* so immer | 398_{8} Kasse *Th* | 403_{10} Bewegung] Empfindung *Th* | 406_{22} es] er *Th* | 408_{13} ein Hebräer *Th* | 411_{9} wenigstens *A Th* | $_{23}$ zu sehr *Th* so sehr *A* | 412_{12} seinen *A Th* | 415_{30} ihn *A Th* | abnötigte] aufnötigte *Th* | 416_{4-5} entgegensetzen *Th* | $_{9}$ begreift *Th.*

Etwas über die erste Menschengesellschaft.

Zu Grunde liegt:

A = Kleinere prosaische Schriften rc. Erster Teil, S. 346—385.

Verglichen wurde:

Th = Thalia 1791. Eilftes Heft. S. 1—29.

418_{2} In *Th* zu Urkunde die Anmerkung: Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind. A. d. V. | $_{13}$ Gattung] Art *Th* | 424_{5} verschiednen *Th* | $_{33}$ dessen] sein *Th* | 426_{10} Ziele *Th* | $_{11}$ härtesten fehlt *Th* | 427_{6} wehren. Das natürliche Gefühl für Billigkeit hätte ihn zwar schon für sich allein davon abhalten sollen — aber auch dieses Gefühl hatte zu seiner Ausbildung in der Brust des Menschen Übung und Anlässe nötig, und seine

Stimme war für den dringenden Ruf des Bedürfnisses noch zu leise. Alles *Th* | 427_{14-15} Die Mißgunst und der Haß . . . wirkten *Th* | $_{18}$ Menschen. So geschah der erste Mord in der Gesellschaft *Th* | $_{21}$ seltnes gewesen und also *Th* | $_{31}$ erste vor Mensch *Th* | 429_{28} Kinder Elohims *A Th* | 430_{36} Herrn] Herren *Th* | 431_{7} Abentheuern *Th* | 434_{3} für den gemeinschaftlichen *Th* | $_{34}$ setzen *Th*.

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

Zu Grunde liegt:

Th = Thalia 1791. Eilftes Heft, S. 30—82.

447_{32-33} Marius *Th* | 448_{19} diese *Th* | 457_{12} den andern *Th* | 464_{29} zu fehlt *Th* | 466_{35} Volksversammlung *Th*.

Kulturstufen.

Zu Grunde liegt: *Goedeke* IX, 404. Verglichen wurde: *L* = Albert Leitzmann. Sechs ungedruckte Aufsätze . . von Wilhelm von Humboldt, Leipzig 1896 S. 10. — 472_{7} Der Titel ist nicht von Schiller. | $_{8}$ Kultur] Dahinter ohngefehr *L* | $_{12}$ Unsere *L*.

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens rc.

Zu Grunde liegt: Geschichte des Maltheserordens nach Vertot von M. N. bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Schiller. Erster Band. Jena, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben. 1792. S. IV—XVI.

Vorrede zu Pitaval.

Zu Grunde liegt: Merkwürdige Rechtsfälle als Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem Französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Erster Teil. Jena, bei Christ. Heinr. Cuno's Erben. 1792. Drei Blatt unpaginiert. — 481_{11} schädliche *Original*.

Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville.

Zu Grunde liegt: Die Horen 1797. Sechstes Stück. S. 75—79.

Recensionen.

Zu Grunde liegen: 1) für die erste und zweite „Allgemeine Litteratur-Zeitung", Mittwochs den 30ten April 1788, Nr. 104a. Sp. 212 und Nummer 104b. Sp. 219—20. 2) für die dritte „Allgemeine Litteratur-Zeitung", Donnerstags den 8ten May 1788, Nr. 111. Sp. 277.

Inhalt.

Kleinere historische Aufsätze.

Seite

Einleitung des Herausgebers 1
Philipp der Zweite, König von Spanien. Von Mercier . . . 35
Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618 58
Jesuitenregierung in Paraguay 123
Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahr 1547 127
Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne 131
Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 141
Vorbericht (zur Memoirensammlung) 194
Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter 199
Anna Komnena 223
Anmerkungen zu den Denkwürdigkeiten der Anna Komnena . 251
Vorerinnerung (zu Bohadin) 253
Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. 258
Vorbericht (zu Sullys Denkwürdigkeiten) 287
Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen 290
Die Sendung Moses 392
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. 418
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon 435
Kulturstufen. 472

Seite

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens nach Vertot von M. N. bearbeitet 473
Vorrede (zu Pitaval) 480
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville 484
Recensionen 488

Anmerkungen des Herausgebers 491
Lesarten 522

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Naturgeschichtliche Werke (Fortsetzung).

	M.	Pf.
Neumayr, Erdgeschichte. *II. Aufl.* Mit 873 Textbildern, 4 Karten u. 34 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Meyer, Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit 286 Abbildungen im Text, 10 Karten und 30 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Säugetiere. Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Sievers, Afrika. Mit 154 Textbild., 12 Karten u. 16 Tafeln in Holzschn. u. Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	12	—
Sievers, Asien. Mit 156 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Amerika. Mit 201 Textbildern, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Europa. Mit 166 Textbildern, 14 Kartenbeilagen und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Sievers, Australien. Mit 137 Textbildern, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *III. Auflage.* Mit 3 Karten, 31 Städteplänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	—	50
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Schiffahrtsstations-Verzeichnis des Deutschen Reichs. Nach amtlichen Quellen.		
Kartoniert	—	80
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
30 Lieferungen. . . . . je	—	30
Gebunden, in Halbleder . .	10	—
Meyer, Eine Weltreise. Mit 1 Karte u. 100 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—
Geistbeck, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit 233 Abbildungen und beschreibendem Text.		
In Leinwand	2	25
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Beschreibender Text mit 314 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	75

Geschichtswerke.

	M.	Pf.
Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Mit einem Porträt.		
Gebunden, in Leinwand . .	5	—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1898. Auf 365 Tagesblättern über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbilder, historische Bildnisse, Autographen, Münzen- u. Wappenbilder nebst beschreibendem Text, geschichtliche Tagesnotizen, Citate, Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor, astronomische Angaben, Festkalender u. a. m. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet	1	50
(Für Österreich-Ungarn erfolgt ein Zoll- u. Stempelzuschlag von 40 Pfennig.)		

Litteraturwerke.

	M.	Pf.
Mähly, Geschichte der antiken Litteratur.		
Gebunden, in Leinwand . .	3	50
Gebunden, in Halbleder . .	5	25
Wülker, Geschichte der englischen Litteratur. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, 14 Lieferungen . je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Vogt und ***Koch, Geschichte der deutschen Litteratur.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Suchier und ***Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich u. Holzschnitt u. Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		
Wiese u. ***Percopo, Geschichte der italienischen Litteratur.*** Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Herbst 1898.)		

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Alle Bände in elegantem Leinwand-Einband; für feinsten Saffian-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Bd., v. *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Bd., v. *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bde., von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bde., v. *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Bd., v. *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bde., von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bde., v. *M. Mendheim*	6	—
Heine, 7 Bde., von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bde., von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., von *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bde., von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bde., von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, von *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. **Fouqué**, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	–
Platen, 2 Bde. von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bde. v. *G. Ellinger*	4	—
Schiller, von *L. Bellermann*, Kleine Ausgabe. 8 Bde.	16	—
— Große Ausgabe in 14 Bdn.	28	—

	M.	Pf.
Tieck, 3 Bde., von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bde., von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bde., von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, von *Robert Prölß*, 2 Bde. . . .	4	50
Burns, Lieder u. Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde. . . .	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genee*, 9 Bde.	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung, v. *A. Brandl*, 10 Bde. (Im Erscheinen.) . . je	2	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, von *Ad. Strodtmann* . . .	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, von *K. Eitner*. .	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Adolf Strodtmann*	1	25
Amerikanische Anthologie, von *Ad. Strodtmann* . . .	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland von *J. D. Gries*, 2 Bde. . .	4	—
Dante, Göttliche Komödie, v. *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde. . . .	3	50

Spanische u. portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *Edm. Zoller*, 2 Bde. . . .	4	—
Cid, v. *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, v. *Rapp, Braunfels* und *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt* .	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, von *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, von *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, von *Ad. Laun*. . . .	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde. . . .	3	50
— Briefe, v. *Wiegand* . . .	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, von *Aug. Cornelius* . . .	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa u. Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische u. russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, v. *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, von *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering* .	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bde..	4	—
Puschkin, Dichtungen, v. *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, v. *H. Viehoff*	1	—

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer und römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. gebunden	2	—
Äschylos, Dramen, v. *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, von *J. Mähly* . . .	1	50
Homer, Ilias, v. *F. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben* .	1	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff*	2	50

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, v. *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *fünfte Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand . .	1	50
Meyers Sprachführer, geb.		
Deutsch-Arabisch . . .	5	—
— **Dänisch und Norwegisch** . . .	3	—

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch	2	50
— **Französisch** . . .	2	50
— **Italienisch** . . .	2	50
— **Neugriechisch** . .	4	—
— **Portugiesisch** .	5	—
— **Russisch**	3	—
— **Schwedisch** . . .	3	50
— **Spanisch**	3	—
— **Türkisch**	5	—

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg u. Nordtirol, 7. Auflage, gebunden	5	—
Rheinlande, 8. Auflage, geb.	4	—
Schwarzwald, 7. Auflage, kart.	2	—
Thüringen, 13. Auflage, kart.	2	—
Harz, 14. Auflage, kartoniert	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 4. Auflage, kart.	2	—
Riesengebirge, 10. Aufl., kart.	2	—
Österreich und das angrenzende Ungarn, 6. Aufl., geb.	5	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 5. Auflage, gebunden	4	—
— II. Teil. 5. Auflage, geb.	4	—
— III. Teil. 3. Auflage, geb.	4	—
Der Hochtourist in den Ostalpen, 2 Bde., gebunden je	3	—
Schweiz, 14. Auflage, geb. .	6	—
Norwegen, Schweden und Dänemark, 6. Auflage, geb.	6	—

	M.	Pf.
Paris und Nord-Frankreich, 3. Auflage, gebunden . . .	6	—
Riviera, Süd-Frankreich, Corsica, Algerien u. Tunis, 4. Aufl., gebunden	10	—
Ober-Italien u. die Riviera, 5. Auflage, gebunden . . .	10	—
Mittel-Italien, 4. Aufl., geb.	6	—
Rom und die Campagna, 4. Auflage, gebunden . .	13	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, gebunden . .	10	—
Italien in 60 Tagen, 5. Auflage, gebunden	9	—
Türkei und untere Donauländer, 4. Aufl., gebunden .	7	—
Griechenland u. Kleinasien, 4. Auflage, gebunden . . .	7	—
Ägypten, 3. Auflage, gebunden	7	50
Palästina u. Syrien, 3. Auflage, gebunden	7	50

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1190 Nummern. Die zuletzt erschienenen Bändchen enthalten:

Althaus, Märchen aus der Gegenwart. 508—510.
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 860.
Archenholz, Preuß. Armee vor und in dem Siebenjährigen Kriege. 840.
Ariosto, Der rasende Roland. I. 947 bis 954.
— Der rasende Roland. II. 955—962.
Arndt, Gedichte. 825. 826.
— Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. 827—829.
— Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1096.
Arnim, Isabella von Ägypten. 530. 531.
Äschylos, Orestie (Agamemnon. — Das Totenopfer. — Die Eumeniden). 533. 534.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch. 1069—1071.
Bellamy, Ein Rückblick. 830—833.
— Mit geschlossenen Augen. — Ein Schiffbruch. 1040.
Bendt, Technische Aufsätze. I. 1136.
Bersezio, Eine Seifenblase. 1095.
Biernatzki, Der braune Knabe. 513 bis 517.
Bismarcks Reden. 807—810.
Blum, Ich bleibe ledig. 507.

Brehm, Die Bären. 757. 758.
— Die Fische. 1027.
— Die Haushunde. 759. 760.
— Die Insekten. 1025.
— Die Kriechtiere und Lurche. 1026.
— Löwe und Tiger. 756.
— Die Menschenaffen. 754. 755.
— Die Pferde und Esel. 1056.
— Die Rinder. 1189. 1190.
— Die Säugetiere. 1015.
— Die Vögel. 1016.
Brentano, Märchen I. 564—568.
— Märchen II. 569—572.
Bret Harte, s. Harte.
Büchner, Dantons Tod. 703. 704.
Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. I. 1161—1165.
— II. 1166—1170.
Burnett, Der kleine Lord Fauntleroy. 1117—1119.
Burns, Lieder und Balladen. 748—750.
Caballero, Andalusische Novellen. 849 bis 851. [922.}
Calderon, Der Arzt seiner Ehre. 921.}
— Der wunderthätige Magus. 923. 924.
— Gomez Arias. 512.
— Das Leben ein Traum. 906. 907.
— Der Richter von Zalamea. 908. 909.
Cäsar, Denkwürdigkeiten vom Gallischen Krieg. 773—776.
Castelnuovo, Teresinas Zopf. — Giovanninos Bein. 1160.
Cervantes, Don Quijote. I. 777—780.
— Don Quijote. II. 781—784.
— Don Quijote. III. 785—788.
— Don Quijote. IV. 789—793.
— Neun Zwischenspiele. 576. 577.
Chinesische Gedichte. 618.
Claudius, Ausgewählte Werke. 681 bis}
Collin, Regulus. 573. 574. [683.}
Coppée, Novellen. 912. 913.
— Die Rivalinnen. 1181.
Daudet, Fromont junior und Risler senior. 855—858.
— Skizzen. 1159.
Deutscher Humor. 805. 806.
Dickens, David Copperfield. 1. Teil. 861—868.
— David Copperfield. 2. Teil. 869—876.
— Das Heimchen am Herde. 1178. 1179.
— Der Weihnachtsabend. 1157. 1158.
Diderot, Erzählungen. 643. 644.
Droste-Hülshoff, Bilder aus Westfalen. — Bei uns zu Lande auf dem Lande. 691.
Eberhard, Hannchen und die Küchlein. 979. 980.
Eichendorff, Ahnung und Gegenwart. 551—555.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 540. 541.
Eichendorff, Gedichte. 544—548.
— Julian. — Robert und Guiscard. — Lucius. 542. 543.
— Kleinere Novellen. 632—635.
— Das Marmorbild. — Das Schloß Dürande. 549. 550.
Einhard, Kaiser Karl der Große. 854.
Erckmann-Chatrian, Erlebnisse eines Rekruten von 1813. 817—819.
— Waterloo. 1060—1063.
Eulenspiegel. 710. 711.
Euripides, Hippolyt. 575.
— Iphigenie in Aulis. 539.
Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. 616. 617.
Fischart, Das Jesuitenhütlein. 1055.
Forster, Ansichten vom Niederrhein etc. 926—933.
Fouqué, Der Zauberring. 501—506.
Fränkel, Uhlands Leben und Werke. 1038.
Friedrich der Große, Aus den Werken. 796. 797.
Der Froschmäusekrieg. 721.
Gerhardt, Ausgewählte Dichtungen. 936. 937.
Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 1057—1059.
Gherardi del Testa, Gold und Flitter. 917.
Goethe, Dichtung u. Wahrheit. I. 669 bis 671.
— Dichtung u. Wahrheit. II. 672-675.
— Dichtung u. Wahrheit. III. 676-678.
— Dichtung u. Wahrheit. IV. 679. 680.
Goldoni, Der wahre Freund. 841. 842.
Goldsmith, Der Landprediger von Wakefield. 638—640.
Grabbe, Don Juan und Faust. 1108.
Griechische Lyriker. 641. 642.
Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 1009—1011.
Guntram, Dorfgeschichten. 658—660.
Gyllembourg, Konrad und Hanna. 996 bis 998.
Habberton, Helenens Kinderchen. 1176. 1177. [425—427.}
Hagedorn, Fabeln und Erzählungen.}
Hammer, Schau um dich und schau in dich. 1072.
Harte, Bret, Die Erbschaft von Dedlow Marsh. 898.
— Ein fahrend. Ritter d. Foot-Hills. 972.
— Ein Geheimnis des Telegraphenhügels. 1180.
— Kapitän Jims Freund. 899.
Hauff, Das Bild des Kaisers. 601. 602.
— Memoiren des Satan. 604—607.
— Phantasien im Bremer Ratskeller. 600. [bis 1032.}
Hebbel, Ausgewählte Gedichte. 1030}

Hebbel, Mutter und Kind. 1033.
— Die Nibelungen. 1012—1014.
Heine, Florentinische Nächte. 655.
— Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski. 654.
Hoffmann, Doge und Dogaresse etc. 610. 611.
— Die Elixire des Teufels. 1138–1142.
— Erzählungen. 608. 609.
Holberg, Hexerei oder Blinder Lärm.
— Die Maskerade. 520. [521.
— Der politische Kanngießer. 620.
Holmes, Der Professor am Frühstückstisch. 627—629.
Hufeland, Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. 535—538.
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur. 834—839.
Ibsen, Die Frau vom Meer. 1023. 1024.
— Gespenster. 945. 946.
— Nora. 895. 896.
— Rosmersholm. 852. 853.
— Stützen der Gesellsch. 910. 911.
— Ein Volksfeind. 918. 919.
— Die Wildente. 770. 771.
Iffland, Die Mündel. 625. 626.
— Verbrechen aus Ehrsucht. 623. 624.
Immermann, Das Trauerspiel in Tirol. 1106. 1107.
Irving, Die Legende von der Schlafhöhle. — Dolph Heyliger. 651. 652.
Jacobsen, Novellen. 897.
Jahn, Deutsches Volkstum. 1132–1135.
Jean Paul, Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. 650.
Jókai, Novellen. 712—714.
Kant, Kritik d. reinen Vernunft. 761–769.
Kennan, Russisches Gefängnisleben.
— Sibirien. 886—893. [915. 916.
Kirchenlieder. 970. 971. [1029.
Klee, Tiecks Leben und Werke. 1028.
Klinger, Sturm und Drang. 599.
Kopisch, Ausgew. Gedichte. 636. 637.
— Das Karnevalsfest auf Ischia. — Die blaue Grotte. 583. 584.
Körner, Der grüne Domino. 700.
— Die Gouvernante. 999.
— Der Nachtwächter. 657.
— Der Vetter aus Bremen. 656.
Korolenko, Der blinde Musiker. 1085. 1086.
Kotzebue, Menschenhaß und Reue. 526. 527.
— Pagenstreiche. 524. 525.
La Bruyère, Die Charaktere. 743—747.
Le Grand, Der König von Schlaraffenland. 1076.
Lenau, Faust. — Don Juan. 614. 615.
Lennep, Novellen. 938. 939.
Lessing, Hamburg. Dramaturgie. 725 bis 731.
Lichtenberg, Bemerkungen vermischten Inhalts. 665—668.
Ludwig, Der Erbförster. 1127. 1128.
— Das Fräulein v. Scuderi. 1174.1175.
— Die Makkabäer. 1125. 1126.
— Zwischen Himmel und Erde. 1129 bis 1131.
Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation. 1099. 1100.
— Tischreden II. 715.
— Tischreden III. 716.
— Tischreden IV. 751—753.
— Tischreden V. 801. 802.
— Tischreden VI. 803. 804.
Maistre, Der Aussätzige von Aosta. 724.
— Die Gefangenen im Kaukasus. 935.
— Die Reise um mein Zimmer. 859.
Marggraff, Fritz Beutel. 1109—1114.
Maupassant, Novellen. 1182.
Meinhold, Die Bernsteinhexe. 592—594.
Mendelssohn, Phädon. 528. 529.
Mendelssohn-Bartholdy, Reisebriefe aus den Jahren 1830—32. 882-885.
Mendheim, Hauffs Leben u. Werke. 1019.
Mikszáth, Erzählungen. 1187. 1188.
Mont, Idyllen. 1115. 1116.
Müllner, Die Schuld. 595. 596.
Musäus, Volksmärchen IV. 621. 622.
Nathusius, Aus dem Tagebuch eines armen Fräuleins. 794. 795.
Neugriechische Gedichte. 619.
Neumayr, Die Erde im Weltraume. 1091. 1092.
Niemann, Der französische Feldzug 1870/71. 1120—1124.
Pasqué, Das Urbild des Fidelio. 1093.
Patentgesetz und die Musterschutzgesetze d. Deutsch. Reichs. 1000.
Pellico, Meine Kerkerhaft. 1034—1036.
Petersen, Prinzessin Ilse. 914.
— Irrlichter. 975. 976.
Petöfi, Gedichte. 645—647.
Platen, Die Abbassiden. 630. 631.
Puschkin, Dramen. 920.
— Poetische Erzählungen. 940.
Ranke, Diluvium und Urmensch. 1101. bis 1103.
Ratzel, Grundzüge der Völkerkunde. 1088—1090.
Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes. 1137.
Reichsverfassung. 1094.
Römische Lyriker, Ausgew. Gedichte. 578. 579.
Russische Novellen. 653.
Rückert, Liebesfrühling. 1171—1173.
Sachs, Ausgew. Gedichte. 1074. 1075.
— Das heiße Eisen. — Das Narrenschneiden. — Der tote Mann. 1073.
Sallet, Schön Irla. 511.
Sand, Lelia. 963—969.

Saphir, Album gesellig.Thorheiten. 720.
— Genrebilder. 717.
— Humorist. Vorlesungen. 718. 719.
Schiller, Abfall der vereinigten Niederlande. 1064—1068.
— Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. 811—816.
— Turandot. 612. 613.
Schleiermacher, Über die Religion. 877—881.
Schmid, Die Ostereier. 905.
— Genoveva. 977. 978.
— Der Weihnachtsabend. 934.
Schopenhauer, Aphorismen z. Lebensweisheit. 845—848.
Schullerus, Gellerts Leben und Werke. 1020.
Schulze, Die bezauberte Rose. 772.
Schwab, Äneas. 741. 742.
— Die Argonauten-Sage. 693.
— Bellerophontes. — Theseus. — Ödipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon. 696. 697.
— Herkules und die Herakliden. 694.
— Odysseus. 738—740. [695.]
— Die Sagen Trojas. 732—736.
— Die letzten Tantaliden. 737.
Schwedische Novellen. 1185. 1186.
Sealsfield, Der Virey und die Aristokraten etc. I. 1077—1080.
— Der Virey und die Aristokraten etc. II. 1081—1084.
Shakespeare, Cymbelin. 556. 557.
— Ende gut, Alles gut. 562. 563.
— Verlorne Liebesmüh'. 518. 519.
— Was ihr wollt. 558. 559.
— Wie es euch gefällt. 560. 561.
Shelley, Die Cenci. 522. 523.
— Königin Mab. 582.
— Lyrische Gedichte. — Alastor. 581.
Smith, Nachgelassene Denkwürdigkeiten. 603.
Sophokles, Der rasende Ajas. 580.
Souvestre, Am Kamin. 900.
Spitta, Psalter und Harfe. 1017. 1018.
Staël-Holstein, Deutschland, I. Teil. [981—985.]
— II. Teil. 986—990.
Stieglitz, Bilder des Orients. 585—591.
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1021. 1022.
Swift, Gullivers Reise nach Lilliput. 1156.
Tacitus, Germania. 925.
Tasso, Das befreite Jerusalem. 684 bis 690.
Tausendundeine Nacht. I. Teil. 1001 bis 1004.
— II. Teil. 1005—1008.
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. I. 1143—1148.
— Der Jahrmarkt des Lebens. II. 1149—1155.
Theuriet, Erzählungen. 1087.
Tieck, Der Aufruhr in den Cevennen. 661—664.
— Der Geheimnisvolle. 1097. 1098.
— Des Lebens Überfluß. 692.
Twain, Skizzen. 991—995.
Uhland, Gedichte. 941—944.
— Dramatische Dichtungen. 973. 974.
Ungarische Volkslieder. 843. 844.
Urhebergesetze und Litterarkonventionen des Deutschen Reichs. 1104. 1105.
Varnhagen von Ense, Blücher. 705-709.
— Fürst Leopold von Dessau. 798-800.
Verga, Sizilianische Dorfgeschichten. 1183. 1184.
Viehoff, Blütenstrauß französischer und englischer Poesie. 597.
Voltaire, Karl XII. von Schweden. 901—904.
— Philosophische Aufsätze. 648. 649.
Von-Wisin, Der Landjunker. 698. 699.
Wechselordnung, allgem. deutsche, und Wechselstempelsteuergesetz. 1037.
Werner, Martin Luther. 722. 723.
— Der vierundzwanzigste Februar. 894.
Wieland, Schach Lolo etc. 598.
— Das Wintermärchen. — Das Sommermärchen. 532.
Wolzogen, Schillers Leben. 820—824.
Wunderhorn, des Knaben. I. 1041 bis 1045.
— II. 1046—1050.
— III. 1051—1054.
Zimmer, Körners Leben und Werke. 1039.
Zschokke, Das Goldmacherdorf. 701. 702.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Bei Bestellungen genügt Angabe der den Titeln beigedruckten Nummern. Vollständige Verzeichnisse gratis.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.